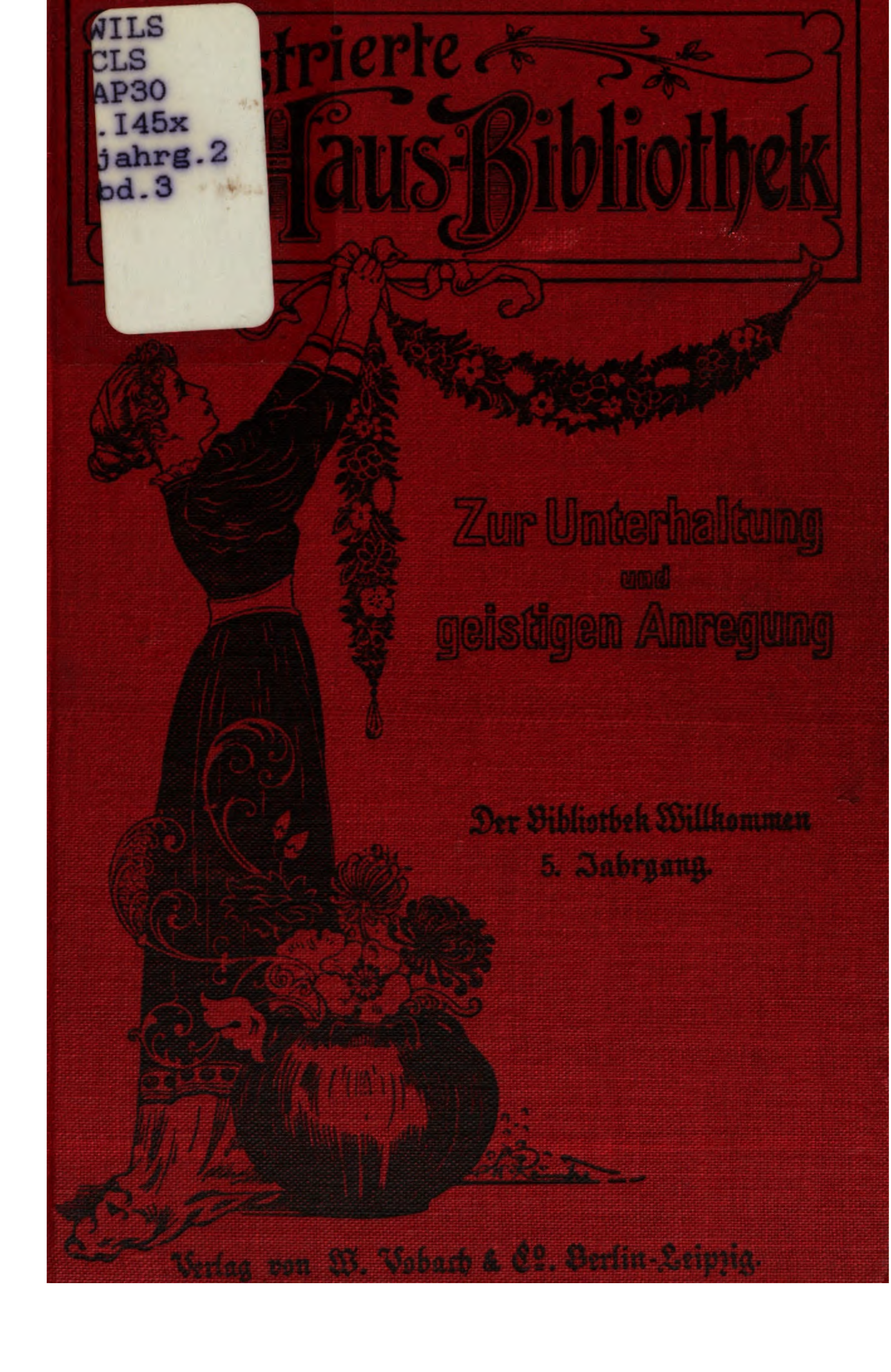
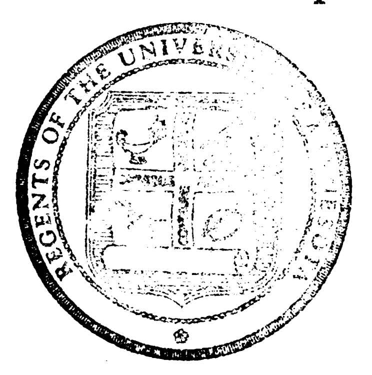


WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.3
strierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.
Verlag von W. Vobach & Co. Berlin-Leipzig.




Aus der Bibliothek von:




# Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II




Photogr.-Verlag von V. Angerer in Wien.

**Heimliche Liebe.**

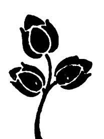
Nach dem Gemälde von J. Hamza.

# Illustrierte
# Haus-Bibliothek

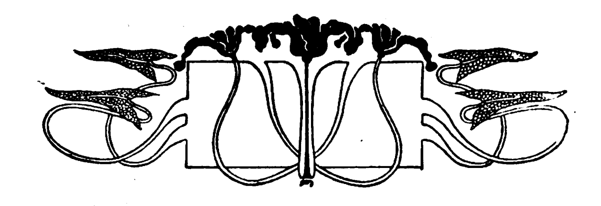
Zur Unterhaltung
und geistigen Anregung

Band III

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung

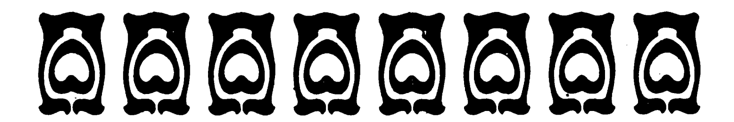


Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



# Inhalts-Verzeichnis.

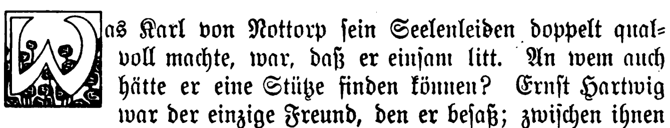




# Pflug und Schwert.

## Original-Roman von Heinrich Vollrat Schumacher.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)



Was Karl von Rottorp sein Seelenleiden doppelt qualvoll machte, war, daß er einsam litt. An wem auch hätte er eine Stütze finden können? Ernst Hartwig war der einzige Freund, den er besaß; zwischen ihnen aber stand nun Regine.

Nicht, daß Karl von Rottorp dem Freunde einen selbstsüchtigen Gedanken zugetraut hätte! Dazu kannte er Hartwig zu gut. Der war immer und überall bereit, das eigene Glück der Freundschaft zu opfern. Hatte er es nicht bereits einmal dafür hingegeben? Aus Reginens Andeutungen ging klar hervor, daß Hartwig wortlos und klaglos zurückgetreten war, als er den tiefen Eindruck bemerkt hatte, den die heimlich Geliebte auf den Freund gemacht. Und nun bei jenem Trost und Hilfe suchen, dessen Herz nicht weniger leidenschaftlich und verwirrt war — Uebermenschliches hieße es verlangen.

Auch litt es der keusche Stolz des Mannes nicht, daß er einem anderen seine innere Zerrissenheit offenbarte. Schweigend zu leiden war von jeher die Art der Leute um den Bilstein gewesen. Daß ihm Hilde gegenüber das Eingeständnis seiner Seelenkämpfe über die Lippen gekommen war, dessen schämte er sich jetzt. Aber das Unerwartete, Plötzliche dieser beiden Schicksalsschläge, zwischen denen er einen inneren Zusammenhang ahnte,

hatte ihm für einen Augenblick die Besinnung geraubt. Aehnliches würde sich nicht wiederholen. Das gelobte er sich jetzt. Niemand auch konnte ihm helfen; die einzige Zuflucht, die er finden konnte, lag in ihm selbst. Darin, daß er seinen Schmerz in seine Seele verschloß; daß er einsam blieb. Einsam wollte er leiden.

Es war um die Mittagsstunde, als er Haus Nottorp verließ. Er wollte nicht länger die Gastfreundschaft des Amtmannes in Anspruch nehmen. Durch Hildes Erzählung war der Verdacht in ihm noch gewachsen. Unmöglich schien's ihm, unter demselben Dache zu wohnen mit dem Manne, der, so fühlte er, das Unglück seines Geschlechtes verschuldet. Mit dem er um das Recht zu ringen hatte, einen Kampf zu führen auf Leben und Tod.

Mit ein paar kurzen Worten teilte er ihm den Entschluß, zu gehen, mit. Amtmann Dreßler erschöpfte sich in wortreichen Bitten, zu bleiben, in Beteuerungen seiner Freundschaft, seines Mitgefühls, seiner Hilfsbereitschaft. Aber Karl von Nottorp blieb standhaft. Mit einem letzten grüßenden Blicke nahm er von der trauten Stätte seiner Kindheit Abschied. Er ging, um vielleicht niemals zurückzukehren.

Er hatte seine Uniform mit einem bürgerlichen Anzuge vertauscht. Als Sieger war er gekommen, im glänzenden Waffenkleide des Kriegers, als Besiegter ging er, ein Bürger, wie alle die anderen, in nichts von ihnen unterschieden, verschwindend in ihrer grauen, einförmigen Masse.

Amtmann Dreßler hatte ihm angeboten, von dem Hausrat auszuwählen, was ihm als Erinnerung lieb und teuer wäre. Die Einrichtung des väterlichen Arbeitszimmers, die Bilder der Ahnen, die wertvolle Steinsammlung, die der Vater als leidenschaftlicher Mineraloge auf seinen weiten Reisen zusammengebracht — alles sollte ihm gehören. Nichts wollte der Amtmann für sich behalten, obwohl es durch den Kauf rechtlich in seinen Besitz gelangt war. Fast mit Gewalt hatte er es dem Scheidenden aufzudrängen gesucht.

Karl von Nottorp hatte alles zurückgewiesen. Für ihn war das alles nun fremdes Gut, schon entweiht durch die Hände, in denen es jahrelang gewesen. Kämpfen wollte er

um all das Teuere, Liebe, nicht es der Gnade eines schleichenden Feindes verdanken.

So nahm er in seiner Reisetasche nur den Inhalt der Eichentruhe mit, die Papiere seines Hauses und jene kleinen Zettel, auf denen die Regierung die Opfer anerkannt hatte, die der Vater für die Wiederaufrichtung der Heimat gebracht.

Das war Karl von Nottorps ganzes Besitztum. Vielleicht so wertlos, wie einst die berüchtigten Assignaten Frankreichs.

Aber ein anderes Besitztum führte er mit sich: Klarheit über das, was er wollte, was nun seine Pflicht war. Zu dieser Klarheit hatte er sich durchgerungen in den wachen Morgenstunden, nachdem ihn Hilde verlassen.

Eine glückliche Fügung schien's ihm jetzt, daß er Regine noch nicht an sich gefesselt hatte. Selbst wenn es Wahrheit war, was er argwöhnte, daß sie sich von ihm gelöst hatte aus ängstlicher Berechnung, weil er nicht mehr der reiche Erbe war — gut war es trotzdem. Der drückenden Sorge für ein fremdes Schicksal war er dadurch los und ledig geworden. Je tiefer er Regine liebte, um so drückender wäre ihm diese Sorge geworden. Nun aber war er frei. Einsam zwar, aber frei. Und diese Einsamkeit gab ihm seine ganze Kraft zurück. Immer würde ihn allein treffen, was er that.

In Sinnen versunken schritt er den Fußpfad hinab, der vom Bilstein zur Stadt führte. Am Fuße des Felsens blieb er einen Augenblick stehen und umspannte das Thal mit den Augen. Was da unmittelbar vor ihm lag, die weiße, hie und da von Gebüsch und Schilf durchbrochene Eisfläche, an der der herabströmende Regen gierig fraß, war alles, was dem Erben von Haus Nottorp von der Habe seiner Väter geblieben, der Feuerbruch, das weithin sich dehnende Moor. Dort, wo noch der verwitterte Wartturm stand, hatten sich einst die roten Ziegeldächer des Nottorpschen Damenstiftes erhoben, inmitten grüner Gärten und fruchttragender Aecker. Alles das hatte vor Zeiten das Wasser unter sich begraben, als der durch wochenlangen Regen hochangeschwollene Bergsee an der Waldhammerschmiede seinen künstlichen Damm durchbrochen hatte, aufgeführt von Menschenhand wider die Gewalt der Natur. Drei Viertel des Thales hatte der Sturz in Oedland und unwirtliches Moor

verwandelt und damit den Grund zu der Armut des Landes gelegt. Unbeweglich stand seitdem der grüne Wasserspiegel, wo einst sich emsiges Leben geregt.

Auf einer seiner Reisen, die ihn nach Holland geführt, hatte Karl von Nottorps Vater die Art kennen gelernt, in welcher erfinderische Menschen dem Wasser kostbares Land abgewonnen hatten. Aehnliches hatte er dann am Feuerbruch versuchen wollen. Ausgeworfene Gräben kennzeichneten noch die Stelle, wo er angefangen. Aber der Krieg war dazwischen gekommen, und das segenverheißende Werk war liegen geblieben.

Diesen Gedanken des Vaters hatte der Sohn wieder aufnehmen wollen. Das war's, was er im Sinne gehabt hatte, als er zu Regine von der Aufgabe sprach, die seiner in der Heimat wartete. Neues Land hatte er seinem Volke geben wollen, reich genug, alle zu nähren, die heute den harten Kampf um das trockene Stückchen täglichen Brotes kämpften. Nun aber? —

Dieses Riesenwerk zu vollenden, dazu bedurfte es jahrelanger selbstloser Arbeit. Und des Geldes. Nun aber — der Erbe der Nottorps war ein Bettler. Nach wie vor würde das Moor sich über dem versunkenen Reichtum dehnen, nach wie vor würde der Schrei der Armen nach Brot ungehört zwischen den Bergen verhallen.

Und dennoch — vielleicht, wenn sich jene kleinen Zettel da in der Reisetasche in klingendes Gold verwandelten — vielleicht, daß dann dieses Gold die begrabenen Schätze aus der Tiefe hob. War's nicht eine Aufgabe, eines Mannes würdig?

Vielleicht —

Darum war's gut, daß er allein war. Nur dem Einsamen konnte das Werk gelingen.

Und nun dankte er im Stillen dem Ahnen, der hier einst für Tage der Not dem Gefährdeten und Verfolgten eine Zufluchtsstätte geboten hatte. War auch das schützende Dach verschwunden und das nährende Land begraben, eine Zufluchtsstätte für den Letzten des Geschlechtes sollte das Moor dennoch bieten: eine Zufluchtsstätte vor der Verzweiflung, die gierig ihre Krallen nach ihm ausstreckte, eine Aufgabe, die ihn über das würgende Einerlei eines kleinlichen Lebens emporhob.

. . .. — .... . ——

Und mit dem Gedanken kam weitere Klarheit über ihn. Nun sah er den Weg vor sich, den er gehen mußte. Der erste Schritt war, daß die Regierung das gespendete Geld zurückgab.

Schriftliche Auseinandersetzungen aber waren zu langwierig. Eine mündliche Aussprache mit den maßgebenden Persönlichkeiten würde die Sache beschleunigen. Er mußte also in die Hauptstadt reisen, um selbst, falls man Schwierigkeiten machte, bis zum Könige zu dringen. Und er mußte unverzüglich reisen. Wenn er das Geld im Laufe des Winters erhielt, konnten die Arbeiten im nächsten Frühjahr beginnen.

Er sah auf die Uhr und beschleunigte seinen Schritt. In einer Stunde berührte der Postwagen die Stadt, der ihn aus den Bergen in die Ebene und von dort zur Hauptstadt bringen würde. Er mußte eilen.

Aber da er durch das alte Thor in die Stadt eintrat, wich er unwillkürlich zurück.

Zwei dunkle Frauengestalten kamen ihm entgegen. Auf den ersten Blick erkannte er sie: Hilde und — Regine.

Wieder durchzuckte Karl von Nottorp jäh ein Gefühl des Schmerzes. Er machte eine Bewegung, wie um zu entfliehen. Dann besann er sich. Mit einem einfachen Gruße wollte er an den Mädchen vorübergehen.

Regine ließ Hildes Hand los. Mit einem Schritte war sie an Karl von Nottorps Seite.

„Herr von Nottorp!“ sagte sie fast flehend.

Er blieb stehen. Aber er sah sie nicht an. Er fürchtete sich fast vor ihr.

„Sie wünschen?“ kam es leise von seinen Lippen.

In Reginens eben noch blasses Gesicht schoß eine dunkle Röte. Wie hilfesuchend sah sie sich nach Hilde um. Aber Hilde war nicht mehr da. Lautlos war sie weiter geschritten und eilte nun auf dem Wege nach Haus Nottorp fort, in fieberhafter Hast, von dem neu erwachten Schmerze ihres Herzens gepeitscht.

Nur nicht dabei sein, wenn er die Andere in seine Arme zog! Wenn das Glück wieder von seinem Gesicht strahlte, das Glück, das ihm die Andere brachte.

„Herr von Nottorp,“ brachte endlich Regine fast stammelnd heraus, „was ich gestern Ihnen sagte — glauben Sie nicht,

daß ich etwas von dem ahnte, was Ihnen hier bevorstand! O glauben Sie mir! Glauben Sie mir! Wenn ich es gewußt hätte — niemals würde ich den Mut zu einer solchen That gefunden haben!"

Angstvoll sah sie zu ihm auf. Würde er ihr Glauben schenken? Ihre Worte kamen ihr so unbedeutend, so nichtssagend vor gegenüber dem heißen Drange, der ihr das Herz bewegte.

Und sie sah, wie für einen Augenblick etwas wie der Wiederschein eines fernen Lichtes über sein Gesicht zog. Gleich darauf aber war es wieder ernst und traurig wie zuvor.

„Ich glaube Ihnen!" sagte er langsam. „Und ich danke Ihnen!"

Mit einer leichten Bewegung trat er zur Seite, wie um sie vorbeizulassen. Aber sie ging nicht. Sie dachte nicht an Hilde, die vielleicht auf sie wartete, sie dachte nicht an den Regen, der in vollen Strömen herabfloß und ihr das Haar näßte, sie dachte nur daran, wie sie ihm das andere sagen sollte, das Neue, Große, das in dieser Nacht des Ringens in ihr erstanden war.

Aber es war schwer. All ihr Stolz, ihre jungfräuliche Scham sträubte sich gegen das freie Wort. Und dennoch — sie hatte jenes andere Wort gesprochen, das Wort der Trennung! War's nicht an ihr, nun auch dieses Wort zu sprechen, das Wort, das die Brücke werden sollte von ihm zu ihr, von ihr zu ihm?

Mit sich ringend, ging sie neben ihm her.

Karl von Nottorp sah die starke Bewegung ihres Gesichts. Aber er deutete sie falsch. Er glaubte, daß sie Mitleid mit ihm habe, nur Mitleid. Mit seiner Lage, mit seiner Verzweiflung. Und darüber suchte er sie zu beruhigen.

Fast heiter berichtete er über seine Pläne, über die neue Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Diese Aufgabe war groß, erhaben. Sie füllte sein ganzes Sinnen und Trachten aus. Nichts würde es für ihn hinfort geben außer ihr.

Schweigend hörte ihm Regine zu, während sie dem Posthause zuschritten, vor dem eben der Wagen erschien, der ihn fortführen sollte. Je mehr sie sich ihm näherten, desto leidenschaftlicher drängte sich ihr das Geständnis auf ihre Lippen.

Dennoch sprach sie es nicht aus. Zugleich mit jenem heißen Drange kam auch das Verständnis für die seltsame Handlungsweise über sie, die sie Karl von Nottorp gegenüber beobachtet. Wenn sie es ihm nun sagte, konnte er ihr glauben? Konnte er den plötzlichen Umschwung in ihr begreifen? Begriff sie ihn denn selbst?

Und dann regte sich auch wieder der Stolz in ihr. Wenn er sich so leicht in ihren Verlust gefunden hatte, wenn er nun, nach dieser kurzen Spanne Zeit, schon wieder an anderes denken konnte — hatte er sie dann überhaupt wahrhaft geliebt!

Das Dunkle in der Seele des Mannes, jener verborgene Winkel, in den sie nicht zu blicken vermochte, und aus dem er seine rätselhafte Kraft schöpfte, dieses Fremde, Kalte, Zwingende seines übermächtigen Willens erschreckte sie und empörte sie zugleich. Was ihn auch darnieder warf, immer stand er wieder auf als der Herr!

So schwieg sie.

Als er mit dem Postmeister wegen der Fahrt verhandelte, als er dem Postillon sein geringes Gepäck übergab, als er in den Wagen stieg, stand sie dabei und schwieg. Sie atmete kaum. Unter einem Drucke, der stärker war, als ihr Wille.

Erst da er schon im Wagen saß, fand sie ein Wort; ein armes Wort.

„Sie dürfen nicht in Haß an mich denken, Herr von Nottorp! Versprechen Sie mir das?“

„Ich verspreche es Ihnen,“ sagte er mit ernster, trauriger Stimme.

„Und — und — kommen Sie hierher zurück?“

Er lächelte leise.

„Gewiß! Meine Arbeit ist hier. Aber Sie — Sie werden dann wohl nicht mehr hier sein. Sie kehren wohl zu Ihren Verwandten zurück? Leben Sie wohl, Regine! Und nochmals Dank für die Wahrheit!“

Er neigte sich ein wenig zu ihr vor. Seine Augen blickten zu ihr herab, als wollten sie ihre ganze Gestalt noch einmal umfassen. Und Regine sah, wie seine Lippen leise zitterten.



Der Wagen rasselte schwerfällig davon ..

Jetzt! Jetzt wollte sie es sagen!

Aber es war schon zu spät. Die Pferde zogen an. Und der Wagen rasselte schwerfällig davon, dem Thore zu. Der Postillon auf dem Bocke blies ein munteres Lied.

Regine hörte es nicht. Sie sah auch nichts von dem, was um sie war. Vor ihren Augen, die voll Thränen waren, stand immer noch das blasse Gesicht mit den Abschied nehmenden Augen.

Ihre Lippen murmelten —

„Aber ich habe dich ja so lieb — so lieb — so lieb —“

---

## X.

Tausende hatte der russische Winter, Tausende das Schwert des Feindes hinweggerafft. Glücklich hatten sich die Wenigen geschätzt, die dem Verderben entronnen waren.

Nun aber erschien ein neuer Tod im Thale unter dem Bilstein.

Auf den Schwingen der laueren Winde, die den Schnee aufgesogen, kam er. Aus den eilig aufgeworfenen Gräbern der Gefallenen reckte er seine dürren Knochenhände hervor, gierig nach den Lebenden. Mit den dunklen Wolken der Schlachtenvögel, die der Hunger zu den Wohnungen der Menschen trieb, senkte er sich herab.

Oder hatte ihn einer der Heimgekehrten von den Schlachtfeldern des Krieges mitgebracht?

Geräuschlos fuhr die schwarze Sichel des Töters über die Erde. Man sah sie nicht; man hörte sie nicht rauschen. Aber am Sinken der Menschenhalme, am jähen Aufschrei der Getroffenen spürte man die heimliche Arbeit des Würgers.

Da der Mensch hoffnungsvoll den Boden für die neue Saat bereitete, hielt der Tod unter den Säern selbst seine furchtbare Ernte.

Furcht und Schrecken zogen durch das Land. Schrecken vor dem Gespenstigen, der unsichtbar einherging, seine Opfer mit plötzlichem Griff aus der Mitte der Lebenden herausreißend; Furcht vor den Mitlebenden selbst. Angstvoll spähte der eine am Leibe des anderen nach dem Brandmal des Gezeichneten, zitternd ging der Bruder dem Bruder, die Schwester der Schwester aus dem Wege, bebten Mütter vor der Berührung mit ihren Kindern zurück.

Wieder tönten die Glocken. Aber sie sangen nun nicht mehr das heilige Lied vom Frieden. Ein anderes Lied sangen sie, ein furchtbares, herzzerreißendes Lied von dem neuen Kriege, den der Leichnam des alten im letzten Todeszucken geboren. Von dem Kriege Aller gegen Alle. Denn die eben noch Schulter an Schulter gegen den äußeren Feind gestanden, wurden nun einer des anderen Feind und Hasser.

Wie Kain floh jeder vor dem brechenden Auge des sterbenden Bruders. —

„Die schwarze Pest!“ hatte der alte Stadtdoktor die Krankheit genannt, da er den ersten Befallenen erblickte. „Eine Tochter des Krieges!“

Dieser erste war Hölscher, Henne Wulffs Knecht.

Als Henne Wulff aus der Stadt zurückgekehrt war, das Geld des Kaufmanns in der Tasche, hatte er den Alten gefunden, wie er in der weiten Vortenne des Hauses die abgelegte Uniform seines jungen Herrn säuberte.

„Arg mitgenommen ist's ja!“ hatte er lächelnd gesagt, während er mit der Hand wie liebkosend über das blaue Tuch und das eiserne Kreuz an der Brustseite strich. „Dennoch — eine stolze Augenweide wird's am Hochzeitstage für die junge Braut sein, die der Bauer auf den Wulffshof führt!“

Ein heimlicher Frageblick aus den hellen Augen des Knechtes hatte Henne Wulff getroffen. Der aber hatte sich abgewandt. Mit trübem Gesicht.

Die junge Braut — Würde jemals Barbas Hand mit bräutlichem Druck in der seinen liegen?

Mit kurzen Worten hatte er Hölscher über die Unterredung mit Amtmann Dreßler und den Besuch bei dem Kaufmann berichtet, durch die er das Geld erhalten. Leise hatte sich dabei etwas wie Hoffnung in sein Herz geschlichen.

Auch der Alte hatte freudig genickt. Nur das eine wollte ihm nicht gefallen, daß die Hälfte der geliehenen Summe bereits zum nächsten Herbste zurückgezahlt werden sollte.

Würde man dazu im stande sein?

Aber Henne Wulff hatte ihn beruhigt. Er fühlte sich stark und mutig. Der größere Teil der Aecker war ausgeruht. Wenn alles richtig behandelt würde, mußte eine gute Ernte kommen, aus deren Erlös man die verlangte Schuld leicht tilgen konnte.

„Und der Wildzaun?“ fragte Hölscher, der mit nachdenklichem Erstaunen zugehört hatte. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß Amtmann Dreßler nun plötzlich bewilligte, was er früher so schroff abgeschlagen hatte.

„Wird wieder hergestellt!“

Sie gingen dann an ihre Arbeit. Der Pflug war fertig. Es galt nun einen Wagen herzustellen, auf dem man das Saatgetreide aus der Stadt herbeischaffen wollte. Kaufmann Schlüter lieferte es. Auch das Vieh und die neuen Gerätschaften besorgte er. Was das kostete, wurde auf die Schuld angerechnet.

„Da hat er wohl einen hohen Preis gemacht?“ fragte der Knecht wieder.

Henne Wulff lächelte im Stillen über das unvertilgbare Mißtrauen des Alten.

„Nicht höher, als er allgemein gilt! Allerdings hat ihn der Krieg in die Höhe getrieben!“

Hölscher nickte brummend.

„Ja, die Zeit ist gut für den, der in der Not die Hand auf die Tasche gehalten hat. Wer für das Vaterland, den Thron und den Altar, und wie die großen Worte alle heißen — wer dafür nichts übrig gehabt hat, der kann jetzt ein reicher Mann werden! Die Schlauen haben den Vorteil davon!“

Er meinte offenbar den Amtmann. Starke Bitterkeit sprach aus seinen Worten.

Aber das war's nicht, was Henne Wulff aufblicken ließ. Mehr die Art, wie Hölscher gesprochen. Stammelnd fast waren die Worte aus seinem Munde gekommen, abgerissen, von langen Pausen unterbrochen. Nun fuhr seine Hand plötzlich wild durch die Luft und, wie einen Halt suchend, fiel seine knorrige Gestalt an die Lehmwand der Schmiede zurück.

Erschreckt sprang Henne Wulff hinzu.

„Um Gotteswillen, Hölscher, was ist Euch? Ihr seht blaß aus! Seid Ihr krank?"

Der Knecht richtete sich mühsam auf.

„Ich weiß nicht! — Eben war mir auf einmal eiskalt, und jetzt —"

Er schrie plötzlich furchtbar auf und sank, ehe Henne ihn halten konnte, vornüber zu Boden. —

Henne Wulff holte den Arzt. Der erste Blick genügte dem Kundigen, um die Größe der Gefahr zu ermessen. Was den alten Hölscher gepackt hatte, war der schwarze Tod. Und mit Blitzesschnelle schnitt seine Sichel zu. Bereits in der folgenden Nacht verschied der Knecht in den Armen seines Herrn.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde durch das ganze Thal. In der Stadt, in den Dörfern rottete sich das Volk zusammen. Ueberall erregtes Flüstern und Fragen, bleicher Schrecken auf allen Gesichtern.

Wer hatte die Todesgeißel mit heimgebracht? Henne Wulff?

Aber die Scheu vor ihm verschloß den Leuten den Mund. Zu frisch war's noch in aller Gedächtnis, wie sein Name unter den besten der Kämpfer für das Vaterland genannt war. Ehrfurcht heischend hing das Kreuz an seiner Brust. Auch strafte seine Gesundheit die heimliche Anklage Lügen.

Dennoch schwieg das Gerücht nicht. In der Stille wuchs es. Da der Tod weiter um sich griff, da bald kaum eine Hütte von der furchtbaren Heimsuchung verschont blieb, machte sich die verstörte Volksseele in einem Schrei der Verzweiflung Luft.

Wie immer in Zeiten der Not, sproßte Aberglauben in den durch Wissenschaft nicht geläuterten Geistern auf. War das

nicht etwas Gespenstiges, was da auf unhörbaren Sohlen, ungesehen und ungeahnt, unbegreiflich und unfaßbar durch die angstvoll zusammengedrängte Menge schlich, mit unsichtbarem Finger bald hier, bald dort seine Opfer ziehend?

Die arglos hingeworfene Bemerkung eines Kampfgenossen von Henne Wulff genügte, um den Verdacht nach einer bestimmten Seite zu lenken. Mit wem hatte Henne Wulff am Tage der Heimkehr gesprochen, oben am Rande des verschneiten Straßengrabens? Mit wem hatte er sein Brot geteilt? Mit wem war er dann den Weg zum Waldhammer hinaufgegangen? — Mit Barba Dittmar!

Barba Dittmar — Barba Dittmar! —

Flüsternd erst, dann zu lautem Geschrei anschwellend, ging die Rede durch das Land. Und alte Geschichten wurden hervorgeholt, um den Argwohn zu stärken. Dittmar, der Vater, der Verräter, der Geächtete — Barba, die Tochter, das Franzosenliebchen: waren beide nicht immer und überall die Widersacher des Volkes gewesen? Und die durch die Furcht erhitzte Phantasie vergrößerte den Verdacht noch. Abergläubische Vorstellungen hoben alles fast ins Uebermenschliche. Wo vielleicht nur ein unglücklicher Zufall gewaltet, erblickte man nun berechnende Absicht. Barba kam aus Rußland, wo die Seuche wütete — sie hatte es vielleicht gewußt, daß sie den Krankheitskeim mit sich trug — absichtlich hatte sie ihn hierher gebracht in die Reihen derer, die sie haßte!

Alle die alten Märchen von Hexen, Werwölfen, Vampyren wachten plötzlich in den Geängstigten zu neuem Leben auf; alle die dunklen, von blinder Verzweiflung gepeitschten Instinkte der Menge klagten Barba Dittmar an; all der verbissene Grimm der Leidenden türmte sich gegen sie auf. Wehe ihr, wenn sie den Bethörten in die Hände fiel!

* * *

Das Kind fieberte.

Gleich am Tage nach Barbas Heimkehr war es krank geworden. Wohl infolge der Not und Entbehrungen der langen Wanderung. Sein armer, gebrechlicher Körper schien zu vergehen, wie ein langsam verlöschendes Licht.

Während dieser ganzen Nacht hatte es sich auf seinem Lager umhergeworfen, rote Glut auf den abgezehrten Wangen, unnatürlichen Glanz in den Augen, während ein wimmerndes Keuchen aus der arbeitenden Brust ihm über die verschmachtenden Lippen stieg.

Nun, da Barba sich über es beugte, es mit einem kühlenden Trunk zu laben, lag es plötzlich still, mit geschlossenen Augen, ohne sich zu regen. Totenhafte Blässe breitete sich über das kleine Gesicht, der Herzschlag hörte auf.

Mit einem Schrei warf Barba sich über den Körper, rüttelte ihn. Horchte an der Brust, preßte ihre Lippen auf seinen Mund, ihm ihren Atem einzuhauchen.

Lange Zeit blieb alles erfolglos. Dann, in unsicheren, leisen Schlägen setzte des Puls wieder ein.

Barba richtete sich auf und strich sich das wirre Haar aus der Stirn. Ihr Auge irrte durch das verdunkelte Zimmer nach dem Fenster hin. Wie endlos lang war diese Nacht der Sorge und Qual!

Aber nun schimmerte durch den Fenstervorhang von draußen graues Licht herein. Der Tag brach an.

Mit ihm kam neue Hoffnung. Hatte sie nur darum das Kind glücklich durch die Eiswüsten Rußlands, durch den Hunger und die Verfolgung gerettet, daß es nun hier in der Heimat ihr unter den Händen starb?

Leben mußte es, leben!

„Herr, mein Gott, laß es leben!“ betete sie.

Aber die Kraft der Mutter versagte, nur ein Arzt, ein Wissender, konnte helfen!

Hastig schlang sie sich ein Tuch um den Kopf und warf noch einen Blick auf das Kind. Es atmete schwach. Aber es atmete doch. Und es lag regungslos auf dem niederen Strohlager.

Eilig türmte Barba Kissen und Betten um es auf, daß es sich in einem neuen Fieberanfall nicht herabwälze. Dann verließ sie das Zimmer. —

„Vater!“

Hinter der schweren Eichenthür kamen schlürfende Schritte näher. Gleich darauf wurde drinnen der schließende Riegel

zurückgeschoben. Dittmar stand auf der Schwelle, vollständig angekleidet, mit fahlem Gesicht und unstet irrenden Augen.

Ueber seinem Anblick vergaß Barba auf einen Augenblick das Kind.

„Du hast nicht geschlafen, Vater?"

Er lächelte seltsam und machte eine unsichere Bewegung mit der Hand, als ob es nicht der Mühe lohne, auf etwas Selbstverständliches zu antworten.

Seit jenem Schuß bei der Waldhütte am Bühl hatte er nie wieder ruhig geschlafen. Unaufhörlich stöhnte durch seine Nächte jene Frage, jene bohrende, ruhelose, grausame Frage —

Bei wem stand das Recht? Bei dem Nottorp? Bei Dittmar, dem Rächer?

Barbas Heimkehr, hatte er geglaubt, würde die Frage verstummen machen. Aber lauter noch sprach sie seitdem, als zuvor. Aus dem Anblick ihres Elends stieg sie herauf, wie eine schreiende, anklagende Stimme aus dem Abgrund.

Unselig hatte er sein eigen Fleisch und Blut gemacht um das Recht. Hart zwar war's, aber ist es nicht des Menschen Los, zu leiden um das Recht?

Doch war's wirklich ein Recht, um das Barba litt?

Und nun das Kind, das nach ihnen beiden sein würde, bestimmt, wie sie zu leben und zu leiden — sollte sich auch auf dieses Kind jener Felsen des Rechtes herabsenken, zermalmend, erstickend?

In seiner zehrenden Verzweiflung fühlte er plötzlich seinen Kinderglauben wieder in sich aufblühen: er lebte also trotzdem noch unter der Asche, die ihn so lange bedeckt hatte? Er betete in seinem Herzen. Er bat, flehte. Er mischte unter die heiligen Namen, die er in alten Zeiten angerufen, den Namen Barbas und ihres Kindes, das Opfer seines Rechts. Mit verwilderter, aber aufrichtiger Frömmigkeit stieß er jetzt alle jene ausgeklügelten Vernunftgründe seines Mannesalters von sich und rief in einem Glaubensschrei den Himmel um Gnade an. Ein Wunder verlangte er, ein rettendes Wunder der göttlichen Liebe.

Nur nicht jenes furchtbare Gesetz der Rache, jenes Recht der Vergeltung bis ins dritte und vierte Glied!

. . . . . .

„Herr, mein Gott, laß es leben!“ betete auch er. „Das Wunder, gieb das Wunder!“

Und mit verzehrendem Forschen hing sein Blick an Barbas blassem Gesicht. In ihren verstörten Augen glaubte er sein Urteil zu lesen.

„Es stirbt?“ fragte er heiser, atemlos.

„Ich gehe, einen Arzt zu holen!“ sagte sie statt der Antwort. „Laß es nicht allein!“

Sie wandte sich dem Hofe zu.

In ihm türmte sich die schwüle Spannung.

„Barba,“ schrie er, „wenn es stirbt, dann — dann —“

„Einen Arzt!“ wiederholte sie sinnlos. „Ehe es zu spät ist!“

Zu spät! Das Wort traf ihn wie ein Schlag. Es starb also? Gott versagte das Wunder?

* * *

Bei den ersten Häusern des Dorfes hielt Barba in ihrem Lauf inne. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie in ihrer Hast vergessen hatte, den Vater nach der Wohnung eines Arztes zu fragen. Aber deshalb zum Waldhammer zurückzukehren, erschien ihr zu zeitraubend. Jeder Augenblick war kostbar. So blieb ihr nichts übrig, als den ersten Begegnenden um Auskunft anzugehen.

Entschlossen schritt sie weiter, ihr Gesicht in das Kopftuch hüllend, damit man die Tochter des Geächteten nicht erkenne.

Aber im Dorfe begegnete ihr niemand. Die Häuser schienen ausgestorben. Wie in jenen zerstörten Wohnstätten Rußlands war's, die Barba durchwandert.

Erst da sie das Dorf auf der Landstraße nach der Stadt zu verlassen, bemerkte sie Menschen. Kaum ein paar hundert Schritt von ihr entfernt, zogen sie dahin, in kleineren und größeren Trupps, Männer, Frauen und Kinder, wirr durcheinander gemengt. Sie gingen eilig, wie gehetzt, als wären sie auf der Flucht vor etwas Schrecklichem.

Aber da, wo ein Fahrweg rechts in die Felder abzweigte, verließen sie die Straße. Sie verlangsamten den Schritt, trotzdem aber strebten sie stetig weiter, wie von einer inneren, höheren Gewalt fortgetrieben, alle demselben Ziele zu, dem Hofe,

der dort zwischen geschwärzten Baumruinen seine Strohdächer emporhob.

Der Wulffshof!

Betroffen blieb Barba auf der Gabelung der Straße stehen. Was war geschehen, daß alle diese Menschen dorthin eilten? Dorthin, wo er wohnte — Henne Wulff!

Eine beklemmende Furcht ergriff sie.

Plötzlich erinnerte sie sich des Glockenklanges, der zu ihr heraufgetönt war in dem Augenblicke, da sie den Waldhammer verlassen. In ihrer Sorge um das Kind hatte sie nicht darauf geachtet; nun aber — hatte die Glocke um ihn getönt? War er gestorben?

Ohne es selbst zu wissen, verließ sie die Straße und ging jenen nach, dem Hofe zu.

Am Eingange hatte der erste Trupp Halt gemacht. Die folgenden gesellten sich zu ihm, zusammen eine dunkle, unruhig bewegte Masse bildend, aus der unverständliches, dumpfes Gemurmel emporstieg. Alle aber standen durch einen breiten Raum von Haus und Mauer getrennt, eine jede Berührung mit dem Wulffshof ängstlich vermeidend. Durch das offene Thor starrten sie in das Innere des Hofes, das, was dort vorging, mit unterdrückten Ausrufen begleitend.

Barba hatte sich der hintern Reihe bis auf einige Schritte genähert. Ein heißer Durst nach Gewißheit brannte in ihr. Aber sie konnte nichts sehen, die Menschenmauer verdeckte ihr den Einblick. Ueber ihren Köpfen nur, ganz vorn, stieg aus dem Hofe eine dünne Rauchsäule in die nebelige Luft empor.

Zögernd trat Barba näher heran, sich noch fester in das Kopftuch hüllend. Zaghaft berührte sie den Arm einer vor ihr stehenden Frau.

Die Frau fuhr erschreckt zusammen und wandte ihr ein blasses, abgezehrtes Gesicht zu, in dem furchterfüllte Augen fieberhaft flackerten. Mißtrauisch flogen sie über Barbas Gestalt.

„Was stoßt Ihr mich!“ murmelte sie. „Niemand soll mich anfassen, niemand!“

Barba erkannte sie. Eine junge Frau war's, die als Kind mit Barba gespielt hatte.

Aber vorzeitig schien sie gealtert. Oder war's Krankheit, was ihre Haut so welk machte und ihren Augen diesen verzehrenden Glanz verlieh? Denselben Fieberglanz, den des Kindes Augen während dieser qualvollen Nacht ausgestrahlt?

„Ich wollte Euch nicht weh thun!" sagte Barba leise; absichtlich ihre Stimme dämpfend, um nicht erkannt zu werden. „Aber — wenn Ihr mir sagen wolltet, was da vorgeht, da drinnen auf dem Wulffshof?"

Die Frau sah erstaunt auf. In ihre Augen kam ein lauerndes Spähen.

„Das wißt Ihr nicht? Was das ganze Land schon weiß?" Ein leises Erschauern ging plötzlich durch ihren Körper, mit zuckender Bewegung zog sie den Kopf zwischen die Schultern. „Da verbrennen sie jetzt seine Sachen, der Doktor aus der Stadt und der Büttel! Diese Nacht haben sie ihn begraben! Gestern ist er gestorben — am schwarzen Tod!"

„Henne Wulff?" schrie Barba gellend auf. „Henne Wulff?"

Sie merkte es nicht, daß ihre haltenden Hände das Kopftuch losließen. Von der heftigen Bewegung war es ihr auf die Schultern herabgeglitten. Unverhüllt hob sich ihr bleiches Gesicht aus der dunklen Umrahmung heraus.

Vor diesem Gesicht wich die Frau zurück. Sie öffnete die Lippen, um zu schreien; aber sie vermochte es nicht. Das Entsetzen lähmte ihr die Zunge.

Aber Barbas Stimme hatte das Gemurmel der Menge übertönt. Erschreckte Gesichter wandten sich ihr zu, spähende Augen. Dann plötzlich ein hundertstimmiger Schrei.

„Barba! Barba Dittmar!"

Noch immer stand sie regungslos. Etwas wie Erstarrung hatte sich ihrer bemächtigt. Wohl hatte sie sich darauf gefaßt gemacht, in der Heimat wie eine Ausgestoßene, Verlorene gemieden zu werden, auf die sich Schmach und Schande häufte, aber diesen allgemeinen Schrei der Wut, des Hasses begriff sie nicht. Was hatte sie denn gethan, dieses Schicksal zu verdienen?

Als sie dem Franzosen die Hand zur Ehe gereicht, hatte sie dem Gebote des Vaters gehorcht; als sie mit dem Kinde in die Heimat zurückgekehrt war, hatte sie dem Gebote der

Mutterpflicht in ihr gehorcht und der Sehnsucht nach dem Vaterlande. Gehorcht hatte sie, immer nur gehorcht; niemals den eigenen Wunsch über die Pflicht gesetzt. Und darum sollte sie ihr Volk hassen?

Erst als wilde Rufe aus der Menge an ihr Ohr drangen, dämmerte allmählich die Wahrheit in ihr auf.

„Schlagt sie tot, die Hexe!" brüllte einer im Haufen, und kreischende Weiberstimmen fielen ein. „Sie hat an allem Schuld! Sie hat's mitgebracht aus Rußland, das Gift! Sie hat's Henne Wulff beigebracht und von dem ist's weitergegangen! Schlagt sie tot, schlagt sie tot!"

Schwielige Fäuste hoben sich drohend; aber niemand wagte sie zu berühren, aus Furcht vor der Ansteckung. Da, mit einem Schlage, wurde Barba alles klar. Jene Frau — vom schwarzen Tode hat sie gesprochen — das Gift war's, das die Leute meinten — Henne Wulff sollte es von ihr bekommen haben — Henne Wulff war tot —

Und ihr maß man die Schuld bei!

Mit Blitzesschnelle waren sich die Gedanken in ihr gefolgt. Aber sie wich noch immer nicht von der Stelle.

Sie lächelte. Es war ihr, als träume sie. Nun war Henne Wulff gestorben; nun würde auch sie sterben. Er war ihr vorangegangen und sie würde ihm folgen. Endlich würden sie bei einander sein, sie, die das Leben in bitterem Leide getrennt. Ueber den düsteren Wolken der Erde würden sie schweben, Hand in Hand, höher und höher, der fernen Sonne entgegen —

Ein anderer Gedanke löste das friedliche Bild aus. Henne Wulff war gestorben, am schwarzen Tode — sie, Barba, hatte ihn ihm gebracht —

Wenn's wirklich Wahrheit war, was diese Menschen da schrieen? Hatte sie denn nicht auch dem Kinde den Tod gebracht? Einen Arzt zu suchen, war sie ausgegangen —

Nein, noch durfte Barba Dittmar nicht sterben, wie Henne Wulff! Etwas hielt sie hier unter den düsteren Wolken zurück, auf der Erde, im Leben —

Unwillkürlich wandte sie sich, um zu fliehen. Aber es war schon zu spät. Die Menge hatte sich zwischen sie und

den Rückweg geschoben. In weitem Umkreise schloß sie Barba ein, nur den Zugang zum Hofe offen lassend, voll abergläubischer Scheu dem Gifte, das dort, wie sie glaubten, aus den brennenden Kleidern des Verstorbenen auf flog, einen Ausweg freigebend.

Wieder blieb Barba stehen, inmitten des Kreises von haßerfüllten, schreckensbleichen Gesichtern, inmitten dieser Hände, die sich nach ihr ausstreckten und sie doch nicht zu berühren wagten. Bei der heftigen Bewegung der Flucht hatte sich ihr Haar gelöst und hing nun in langen, weichen Wellen über ihre Schultern herab, ihr schmerzerfülltes, edles Gesicht umrahmend und ihre Gestalt, die in ihrer Zartheit zu fein erschien, um aus dem harten Boden dieser Berge emporgewachsen zu sein.

Ein leises Lächeln, wie des Mitleids, umspielte für einen Augenblick ihre Lippen. Mitleid fühlte sie mit diesen Armen, die in blindem Aberglauben hofften, durch ein Opfer sich von dem drohenden Leide befreien zu können.

„Was habe ich euch gethan, daß ihr mich verfolgt?“ fragte sie, und der leise Ton ihrer Stimme machte für einen Augenblick den Tumult verstummen. „Es ist wahr, ich bin in Rußland gewesen und ich habe auch den schwarzen Tod dort gesehen! Aber —“

„Und du hast ihn mitgebracht, um dich an uns allen zu rächen!“ fiel jene brüllende Stimme aus dem Haufen ihr ins Wort. „Hört sie nicht! Sie will uns behexen, wie sie damals die Franzosen behext hat, das Franzosenliebchen! Schlagt sie tot! Schlagt sie tot!“

Wieder streckten sich die Hände nach ihr aus, und wieder wagte keine von ihnen die Todbringerin zu berühren.

Barba schwieg. Sie wußte, sie war verloren. Eine wunderbare Ruhe kam plötzlich über sie. Wieder jener Traum des Emporschwebens mit Henne Wulff über den düsteren Wolken —

Sie stand regungslos und lächelnd. Und lächelnd sah sie einem aus der wütenden Menge ins Gesicht.

Sie kannte sie fast alle, sie kannte auch ihn. Als Mädchen hatte sie den blonden Buben oft auf den Knien geschaukelt und ihn allerlei Verschen und Liedchen gelehrt. Nun war er



Der dritte Stein warf Barba zu Boden. Gerade vor die Füße des Mannes . . .

ein hübscher, kräftiger Bursch geworden, der jener lachenden Kinderzeit wohl längst vergessen.

Er stand nicht weit von ihr und starrte ihr ins Gesicht. Jetzt aber beugte er sich jählings zur Erde nieder und hob einen großen Stein auf. — Mit wildem Schwunge schleuderte er ihn gegen sie.

Ohne es klar zu wollen, wich Barba dem Wurfe aus. Sie wandte sich dem Hofe zu. — Nun war das Zeichen gegeben für die andern. Sie stürzten zu einem Steinhaufen hin, der im Winkel hinter der Mauer lag. Ihre Hände bewaffneten sich. Und wieder flog ein Stein — ein zweiter —

Der dritte streifte Barbas Schulter und warf sie zu Boden. Gerade vor die Füße des Mannes, der eben atemlos laufend vom Hofe her in dem offenen Thore erschien —

„Henne Wulff —“

Barba flüsterte es, dann schwanden ihr die Sinne.

---

## XI.

Der Doktor, der mit Henne Wulff die geringen Habseligkeiten des toten Knechtes dem Feuer übergeben hatte, sprang eilig herbei und schlug vor der nachdrängenden Menge das schwere Hofthor zu.

„Zurück, Leute!“ schrie er laut, und mit der Geistesgegenwart des Landarztes, der sein Volk kennt, setzte er hinzu:

„Fürchtet ihr denn nicht, daß ihr euch hier die Krankheit holt? Der Wulffshof ist verseucht!“

Sein drohender Ernst wirkte. Eilig zogen sich die Leute zurück. Aber in sicherer Entfernung machten sie wieder Halt. Sie wichen nicht von der Stelle. Sie bewachten das Thor. Wenn Barba herauskam —

Flüche und Verwünschungen stiegen aus der Menge empor. Wurfbereit behielten sie die Steine in den Händen. —

Henne Wulff hatte Barba in das Haus getragen. Sie lag in seinen Armen wie tot. Ihr schönes Gesicht war blaß, das lange Haar umwallte es wie ein Schleier.

Vorsichtig legte er sie auf die breite Holzbank am Herde, ihr den Kopf mit dem untergelegten Arm stützend. Voll Sorge sah er auf ihre geschlossenen Augen.

Leise klopfte ihr Herz. Das stolze Herz, das nicht sein werden wollte. Nur, weil es ihn nicht stark genug glaubte, die Last, die auf ihr ruhte, auf seine Schultern zu nehmen.

Ein leichtes Zucken ging durch Barbas Gestalt. Eine zarte Röte stieg ihr in die Wangen. Nun schlug sie die Augen auf. Sie sah ihn an.

Aber ihre Seele schien noch wie in einem weltfremden Traum befangen. Ihre Lippen lächelten. Lächelnd flüsterte sie.

„Wie schön! ... Ueber den schwarzen Wolken ... wir schweben so leicht, so leicht ... Wie deine Augen glänzen, Henne! ... Du bist so gut, Henne, und die Sonne ist so warm.“

Immer noch sah sie ihn an. Aber es war, als sähe sie nicht ihn, wie er da vor ihr kniete, in seinem groben Bauernwams, mit dem rauchgeschwärzten, sorgedurchbebten Gesicht — als sähe sie einen andern Henne Wulff, einen schöneren, verklärten, dessen Arme sie aufwärts trugen.

Und plötzlich neigte sie sich zu ihm vor und ihre Lippen streiften mit weichem Hauch seine Stirn.

Henne Wulff brach in Schluchzen aus. In jenes Schluchzen des Mannes, das sich durch keinen Laut, keine Thräne verrät. Das nicht erleichtert, das alle Linien des Gesichts starr und hart macht, während es das leidende Herz zerreißt.

Regungslos blieb er, während Barbas Kopf an seiner Schulter lag.

Der Eintritt des Doktors unterbrach die Stille.

„Das Schlimmste ist vorüber!“ sagte er mit seiner lauten, jovialen Stimme. „Die Bande wird nicht wagen, auf den Hof zu kommen! Aber sie stehen noch draußen, und ich fürchte, sie haben nichts Gutes im Sinne. Die Frau darf nicht zu ihnen hinaus, oder wenigstens muß sie warten, bis es dunkel ist! Was wollen sie eigentlich von ihr?“

Als Henne Wulff ihm Barbas Namen nannte, wußte er alles. Er nickte verstehend vor sich hin. Dann trat er zu Barba.

„Habt Ihr Schmerzen, Frau? Wo hat Euch der Stein getroffen?“

Sie lag nun längst nicht mehr in Hennes Armen. Beim ersten Laut der fremden Stimme war sie zusammenfahrend erwacht und aufgestanden. Mit kaltem Lichte kam die Wirklichkeit zurück und riß sie aus ihren Träumen.

Wortlos deutete sie auf ihre Schulter.

Während der Arzt untersuchte, trat Henne Wulff aus dem Hause. Draußen stand er einen Augenblick horchend. Das Lärmen der Menge drang von draußen her an sein Ohr. Finster runzelte er die Stirn. Wie diese Menschen haßten!

Wie sie liebten, so haßten sie auch: standhaft, treu, unzugänglich für jedes mildernde Wort. Starr, wie die Granitfelsen ihrer Berge.

Aber — liebte und haßte nicht auch Henne Wulff so? Hatte er ein Recht, jenen einen Vorwurf zu machen?

Wie er Barba Dittmar liebte, jenes reine, keusche Mädchen seiner Jugend! Und wie er Barba Bertrand haßte, die das Weib des Franzosen gewesen, deren Kind Namen und Züge des Vaters trug!

Dasselbe Wesen war's, das er liebte und haßte zugleich. Dieser Haß — war er ihm nicht Pflicht? Und jene Liebe — war's nicht unmännliche Schwäche? Der er so fluchte? Die er aus seinem Herzen zu reißen strebte?

Er vermochte es nicht. Immer noch lebte sie, da, in einem verborgenen Winkel.

Immer wieder regte sie ihre matten Schwingen und suchte zu kämpfen gegen die vernichtende Kälte seines Hasses. Jene Glocken der Heimkehr, dem Vaterlande den ersehnten Frieden verkündend — ihm hatten sie einen Kampf gebracht, härter, als der Kampf des Krieges gewesen.

Und er grollte Barba, weil sie ihn in diesen Zwiespalt gestürzt. Widerwillig kehrte er in das Haus zurück, wo ihm der Arzt entgegenkam.

Die Wunde, die der Stein Barba geschlagen, war schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Sie trug bereits einen leichten Verband um die Schulter.

Sie hatte dem Arzte gesagt, weshalb sie in das Thal herabgestiegen war, sich unter die ihr feindlich gesinnte Menge gewagt hatte. Wegen ihres sterbenden Kindes.

Jener war sofort bereit zum Mitgehen. Aber Barbas Bedränger hielten das Thor noch umlagert. Wie sicher und ohne Aufenthalt in den Waldhammer gelangen?

Barba war ohne Furcht. Sie wollte einfach gehen, wie ihre Sorge sie trieb. Das Leben galt ihr nichts, wenn nur das Kind gerettet wurde. Fast mit Gewalt mußte der Doktor sie zurückhalten.

Henne Wulff wußte Rat. Ein schmaler Fußpfad lief in weiter Entfernung von der Landstraße abseits vom Dorfe in einer versiegten Bachrinne bergaufwärts, um oben im schützenden Forst in den Fahrweg einzumünden, der in der Nähe des Waldhammers vorbeiführte. Jener Pfad, den einst der alte Freiherr von Nottorp auf seiner letzten Flucht gegangen.

Henne begleitete Barba und den Doktor hinaus, schweigend, kaum auf eine Frage antwortend. Der Arzt erzählte Barba in seiner redseligen Weise, wie er Henne und den Wulffshof gefunden. Henne bei dem Toten wachend, den Wulffshof einsam, verwüstet, vom Notwendigsten entblößt. Ihn, der mit offenen Sinnen unter und mit dem Volke lebte, interessierte alles lebhaft, was ihm vor die Augen kam. Dieser trotz des errungenen, gewaltigen Sieges fast verzweifelte Tiefstand des wirtschaftlichen Lebens, dieses zähe, unentmutigte Ringen und Regen der Hände, dieses anhebende Wiederaufbauen des Zerstörten. Auch er war voll Hoffnung. Trotz der Seuche, die

von den Schlachtfeldern des Krieges hereingekommen war. Dieses Volk konnte nicht untergehen mit seiner unerschöpflichen Arbeitskraft, mit seinem gebieterischen Willen zum Leben. Nach einem Menschenalter schon würden die Spuren des Geschehenen verwischt sein. Furchtbar waren die Folgen des Krieges, aber auch segenbringend. Sie festeten die Herzen der Menschen, sie weckten alle die Kräfte, die früher geschlummert hatten. Und was das Schwert erschlagen und die Sichel der Seuche niedergemäht hatte, würde gar bald ersetzt sein. Noch ein paar Jahre, und das Thal würde wiederhallen von dem frischen Jubel lachender Kinderscharen, die unbeschwert von der Not der Vergangenheit aus fröhlichen Augen in das junge Leben blickten — ein neues Geschlecht, dem es Wege zu bauen galt.

Das auch that dem Wulffshof not. Eine Frauenhand, die da aufräumte, besserte und flickte, die dem schaffenden Bauer die Sorgenfalten von der Stirne strich, die dem neu zu werbenden Gesinde Herrin und Beispiel war. Ja, Henne Wulff mußte heiraten!

Sie waren zu den ersten Bäumen des Forstes gekommen, Henne Wulff blieb stehen. Sein Gesicht war finster, seine Augen blickten Barba nicht an. Auf die Rede des Doktors antwortete er nicht.

„Hier seid ihr in Sicherheit!“ sagte er kurz. „Bis zum Waldhammer ist's noch eine halbe Stunde! Ihr könnt nicht fehl gehen!“

Er hielt dem Doktor die Hand hin, die dieser kräftig schüttelte. Dann neigte er kaum merklich den Kopf gegen Barba und wollte gehen.

„Dank, Henne Wulff, für die gastliche Aufnahme!“ sagte sie leise.

Er blieb stehen und sah sie flüchtig an, mit einem düsteren, zornvollen Blicke. Es war, als ob er etwas erwidern wollte. Aber er brachte kein Wort hervor. Mit einer fast wegwerfenden Handbewegung wandte er sich ab und ging thalwärts, ohne sich noch einmal umzublicken.

Als er in die Nähe seines Hofes kam, lachte er aus seinen dumpfen Gedanken plötzlich qualvoll auf.

Wie sie rot geworden war bei des Doktors Reden vom Heiraten! Und dann wieder ganz blaß. Blasser noch, als zuvor. Sie wußte wohl, warum Henne Wulff nicht ans „Heiraten“ dachte.

Dachte er wirklich nicht daran? Warum war bei jenem Worte etwas wie ein süßer Zauber durch sein Herz geschlichen?

Aber selbst, wenn er daran dachte, wenn er es über sich gewann, die Vergangenheit zu vergessen, wenn er der allgemeinen Verachtung kühn ins Gesicht sah und Barba, allem Haß zum Trotz, heimführte — —

Das Kind! Das Kind!

Das Kind war da. Sie liebte das Kind. Hatte sie es nicht selbst gesagt, daß sie es mehr liebte, als sich selbst?

Alles konnte er thun um Barbas willen. Doch das Kind an sein Herz nehmen — Aber wenn es starb? . . .

Es war krank. Es war dem Tode nahe. Wenn es starb . . .

Heiße Röte stieg ihm plötzlich ins Gesicht. Mit beiden Händen fuhr er sich an die Brust, und riß sich den Rock auf, als ersticke er. Zwiefache Scham erfüllte ihn.

So weit war er schon, daß er keiner Pflicht mehr achtete? Daß er Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden vermochte? Daß er auf den Tod eines armen Kindes selbstsüchtige Pläne baute? — —

Verwirrt stürmte er weiter. Er kannte sich selbst nicht mehr. Nach der Unterredung mit Amtmann Dreßler hatte er den Gedanken an die Wiederherstellung von Dittmars Ehre ganz aufgegeben. Henne Wulffs Vater selbst war's nach des Amtmanns Worten gewesen, der im Verein mit dem alten Nottorp den Waldhammerschmied geächtet wegen des Verrats am Vaterlande. Konnte nun der Sohn umstoßen wollen, was der Vater als recht erkannt?

Und mit Dittmar hatte er auch Barba aufgegeben. Nichts mehr sollte ihnen beiden gemeinsam sein, kein Erinnern, kein Gedanke. Nun aber war sie plötzlich wieder in sein Leben gedrungen. Dieses Volk selbst, um das er sie vergessen wollte, hatte sie ihm gewissermaßen vor die Füße geworfen, wie eine Beute.

Er hatte sie aufgehoben, sie geschützt. Er hatte es doch nicht zugeben können, daß man sie vor seinen Augen totschlug, wie ein gehetztes Tier!

Die Gefahr, in der ihr Leben schwebte, hatte ihm gezeigt, daß sein Vorhaben, sich von dem Gedanken an sie zu lösen, eitel Selbstbetrug gewesen war. Fester als je nistete die Liebe zu ihr in seinem Herzen. Und Tag und Nacht würde er nicht Ruhe haben vor der Furcht, daß das Verderben sie umschlich.

Von dieser Furcht mußte er sich befreien. Vielleicht, daß es ihm dann gelang, auch des anderen allmählich ledig zu werden.

Auf den Hof zurückgekehrt, hörte er die Verfolger noch immer draußen lärmen. Ein Entschluß blitzte in ihm auf. Ohne sich lange Zeit zur Ueberlegung zu lassen, riß er das Thor auf und trat hinaus.

Die Menge flutete vor ihm zurück. Sein plötzliches Erscheinen machte für einen Augenblick alle Rede verstummen. Und in dieser lautlosen Stille begann Henne Wulff.

Er erzählte, wie er Barba gefunden, hilflos, verhungernd, im Schnee. Sie und das Kind.

„Sollte ich ihr das Brot weigern?“ fragte er laut, hochaufgerichtet, und seine Augen flogen scharf durch die Runde. „Ihren Vater habt ihr gefemt, nicht sie. Soll die Tochter unter der Schuld des Vaters leiden? Darum noch einmal: Wer unter euch sagt, daß ich ihr das Brot weigern mußte?“

Ein schwüles Schweigen herrschte. Bis eine Stimme rief, die Stimme jener Frau, die Barba zuerst erkannt. Eine gellende, höhnische Stimme.

„Ihr gabt ihr das Brot, Henne Wulff! Und sie gab Euch dafür den schwarzen Tod!“ Die bis dahin mühsam unterdrückte Wut der Menge flammte wieder auf.

„Den schwarzen Tod — Sie hat ihn hereingeschleppt! Gebt sie heraus! Heraus mit ihr! Steinigen, steinigen!“

Und als stände Barba da an Henne Wulffs Stelle, hoben sich alle Hände gegen ihn. Aber er wich nicht. Wie ein Fels stand er inmitten der Brandung. Sein blasses Gesicht leuchtete seltsam, während er antwortete. Und seine Stimme erhob sich so laut, daß sie den Schwall übertönte.

„Barba Dittmar hat die Krankheit hereingebracht, sagt ihr? Ihr lügt! Ich war's, ich selbst! Durch mich ist Hölscher gestorben, durch mich!“

Wie zum Schwur hob er dabei die Hand. Und während er so dastand in dem jäh wieder hereinbrechenden Schweigen, war es ihm, als schwebe er plötzlich hoch über den Köpfen allen, die sich da zusammendrängten. Das freie Wort hatte etwas, wie eine Felsenlast von seinem Herzen gewälzt, ihm etwas wie Erlösung in die kampfzerrissene Seele geträufelt. Eine heilige, reine Freude kam über ihn, eine seltsame, selige Ruhe.

Und in dieser Ruhe fuhr er fort zu reden, in dieser stillen, inneren Befreiung. Offen bekannte er seinen Glauben, daß er das Gift an seinen Kleidern selbst hereingetragen und daß es von ihnen auf Hölscher übergegangen sei. In dieser selben Uniform, in der er gegen den Feind des Vaterlandes gekämpft und gesiegt, die das eiserne Kreuz, das Denkzeichen des Kampfes getragen — in ihr hatte er das Verderben in die Heimat gebracht. Das auch war der Glaube des Arztes gewesen. Und mit den Habseligkeiten des Knechtes hatten sie auch das stolze Waffenkleid des Herrn verbrannt. Und das Kreuz des Siegers. Dort, auf dem Hofe, rauchte noch das Feuer, das alles verzehrt.

„Und nun,“ schloß er ruhig, „ihr, die ihr Barba Dittmar steinigen wolltet, kommt her! Hier bin ich, der allein Schuldige! Steiniget mich!“

Er ließ die Hand sinken und trat einen Schritt vor. Ernst sah er in die Runde, über die Gesichter, die ihn anstarrten.

Wieder herrschte Schweigen. Dann ließ einer den Stein fallen, ein Zweiter, Dritter. Die Uebrigen folgten. Und wie einem heimlichen Rufe gehorchend, wandten sie sich ab, dem Dorfe zu. Still, bedrückt, schritten sie dahin. Ihre lange Reihe wand sich über das graue Feld wie eine dunkle Schlange.

Nur einer war zurückgeblieben, ein alter Mann. Henne Wulff kannte ihn. Der Dorfschullehrer war's, bei dem er selbst als Knabe in die Schule gegangen.

„Es thut mir leid um Euch, Henne Wulff!“ sagte er nun bekümmert. „Ich weiß, daß es Euch schwer wird, Euch

auf dem Hofe zu halten. Nun aber, nachdem dies geschehen, wird's Euch noch schwerer werden. Einsam werdet Ihr sein und ohne Freundeshilfe. Und keinen Knecht, keine Magd werdet Ihr finden, für Euch zu arbeiten. Warum auch sagtet Ihr das von Eurer Uniform?"

Henne Wulff lächelte unwillkürlich.

„Sollte ich's leiden, daß sie eine Schuldlose strafen?"

Der Lehrer nickte.

„Daß Ihr so denkt, macht Euch Ehre, Henne Wulff! Aber das Volk versteht Euch nicht, fürchte ich. Sie haben's noch nicht vergessen, daß Barba Dittmar Euch einst lieb war! Sie werden nicht glauben, daß es Euch mit Eurer Rede nur um die Wahrheit zu thun war! Sie werden denken, daß es Euch um Barba selbst war!"

Henne Wulff richtete sich auf. Ein stolzer, abweisender Zug grub sich um seine Lippen.

„Und wenn es das war, Lehrer?"

Der Alte hob erschreckt die Hände.

„Sagt das nicht so laut!" bat er. „Wenn man Euch hörte — sie würden Euch zu jenen rechnen, zu den Dittmars! Auch Euch träfe die Acht!"

„Trotz des Kreuzes?"

„Trotz des Kreuzes! Sie haben ein schlechtes Gedächtnis für das Gute! Aber das Böse haftet in ihnen. Ich weiß es. Als Lehrer hab' ich versucht, es aus den Jungen herauszulösen, aber es ist mir nicht gelungen! Ein hartes Volk, karg in Liebe, aber überfließend im Haß. Laßt es Euch gesagt sein, Henne Wulff, und schont ihr Empfinden!"

Henne Wulff lächelte nur bitter. Gehörte nicht auch er zu diesen, von denen der Lehrer sprach?

„Und um mir das zu sagen, seid Ihr zurückgeblieben?" fragte er nach einer Weile.

„Um das!" nickte der Alte. „Und auch um anderes! Euer Vater gab mir kurz vor seinem Tode etwas, das ich Euch bringen sollte, wenn Ihr zurückkämet!" Er zog ein Bündel Papiere aus einer Tasche seines fadenscheinigen Rockes und behielt es unschlüssig in der Hand. „Ich weiß nicht, wovon die Schriften handeln!" setzte er hinzu. „Ich habe

absichtlich nicht hineingesehen, um im Falle einer Untersuchung ein reines Gewissen zu haben. — Ich glaube, es sind politische Papiere, die mit dem Aufstand unseres alten Freiherrn zusammenhängen! Euer Vater bat mich, sie sorgfältig aufzubewahren und sie nur Euch zu geben. Er glaubte wohl, bei mir, dem unscheinbaren Dorflehrer, seien sie sicher!"

Voll Spannung trat Henne Wulff näher und streckte die Hand nach dem Bündel aus. Flüchtig berührte er dabei den Arm des Lehrers. Erschrocken wich der alte Mann zurück und legte die Papiere hastig auf einen Stein.

„Ich bitte Euch, bleibt da!" bat er, während eine dunkle Röte in sein verwelktes Gesicht stieg. „Nehmt's auch nicht eher, als bis ich fort bin. Wenn jemand es gesehen hätte, daß Ihr mich berührtet — die Kinder würden nicht mehr zu mir in die Schule kommen!"

Er warf einen scheuen Blick über das Feld, nickte Henne Wulff noch einmal trübe zu und ging.

Henne Wulff sah ihm nach, wie er den anderen nacheilte. Hatten sie ihn nun auch gefemt? Gehörte er nun zu den Dittmars?

Ein wehes Gefühl zog ihm durch die Brust. Und ein stolzes Gefühl zugleich. Langsam beugte er sich zu dem Steine nieder und nahm das Bündel auf.

Als er in den Hof zurücktrat und das Thor schallend hinter ihm zufiel, schreckte er unwillkürlich in sich zusammen.

Einsam war er nun, ganz einsam — allein auf der weiten Welt.

* * *

Das erste Wort, auf das sein Auge fiel, als er drinnen im Hause die äußere Umhüllung des Bündels gelöst hatte, war der Name Dittmar. Es waren die Aufzeichnungen des geheimen Gerichts, die der Vater als Fronbote gemacht.

Ein Zettel, von seiner Hand beschrieben, lag bei. Kurze, rauhe Worte, ganz in der gewohnten Art des Mannes, aber doch Worte, die Henne Wulff unwillkürlich erleichtert aufatmen ließen.

„Wenn Du dies liest, bin ich nicht mehr!" schrieb der Vater. „Im Unfrieden sind wir auseinander gegangen wegen

eines Mädchens. In früheren Zeiten war's nicht Sitte auf dem Wulffshof, daß die Männer sich entzweiten um eines Weibes willen. Aber die neue Zeit hat andere Sitten gebracht — mag's sein. Nicht darum schreibe ich Dir. Um anderes. Daß Du mich verstehen lernst.

Dein Erbe ist ein Freigut. Seit Jahrhunderten haben wir Wulffs unseren Stolz darein gesetzt, freie Männer auf eigener Scholle zu sein. Aber den Nottorps hat das nie recht gepaßt. Wie ein Keil schiebt sich der Wulffshof in ihre Aecker hinein. Mit List oder Gewalt haben sie's darum oftmals versucht, uns freie Bauern zu Leibeigenen zu machen. Weniger vielleicht die Freiherren selbst, als die Amtmänner. Nach Unfreier Art waren diese allezeit stolzer und habgieriger, als die Herren selbst. Und was diesen zu thun die adelige Ehre verbot, das stand jenen frei.

So geht seit alten Zeiten der Kampf zwischen Haus Nottorp und dem Wulffshof. Schwer ist's uns oft geworden, uns gerade zu halten vor den heimlichen Widersachern. Am schwersten aber von allen wird's Dir werden, da das Gut verwüstet und mit Schulden belastet auf Dich kommt. Reich sollte daher die Schwieger sein, die ich für Dich suchte. Das Geld sollte Dir Kraft geben zum Kampfe. So wollte ich's.

Ein Dorn im Auge war mir daher Barba Dittmar. Weil Du sie zum Weibe begehrtest. Sie war die Tochter eines Hörigen, niederen Blutes; sie war arm. Untauglich würde sie Dich machen zu dem Kampfe, der Dir bevorstand.

So dachte ich. Darum versagte ich sie Dir, nach dem alten Recht des Vaters und Stammeshauptes. Das, was Du Liebe nanntest, würde vergehen, glaubte ich. Wie auch die Liebe meiner eigenen Jugend vergangen war, daß keine Spur mehr blieb. Als ich Deine Mutter freite, liebte ich sie nicht und sie mich nicht. Dennoch waren wir zeitlebens zufrieden und glücklich miteinander. So weit der Mensch glücklich zu sein vermag.

Aber die neue Zeit hatte wohl auch die Menschen gewandelt. Du bliebst fest und beständig. Und der Krieg kam, und ich sah, daß überall der Reichtum dahin schmolz, wie

Schnee an der Sonne. All das mühsam aufgehäufte Geld in den Häusern ging dahin, ungenutzt, ein Raub der Fremden. Die Reichsten des Landes, Bauern wie Herren, wurden arm, und der Hammer zerschlug ihre Aecker. Und oft waren es die Aermsten, die sich hielten. Weil sie ein früherer Reichtum nicht verweichlicht hatte, weil sie ihre Kraft in sich selbst fanden. Die waren die Stärksten, die mit ihren Füßen fest in ihrem Hauswesen standen, die sich auf ein starkes Weib zu stützen vermochten.

Nicht mehr eine Reiche also war's, die ich hinfort für Dich suchte, sondern eine Starke. Und Barba Dittmar erschien mir stark. Die Bitternis ihrer Hörigkeit ertrug sie wie ein Mann. Ohne ein Wort der Klage verstand sie zu leiden. Sie war stolz, und unbeugsam mußte die Bäuerin auf dem Wulffshof das Haupt tragen, wollte sie dem Bauer Helferin und Mitkämpferin sein. Sie hatte diesen Stolz, der lieber stirbt, als sich befleckt.

Aber ihrer sicher mußte ich sein, ehe ich sie Dir zum Weibe gab. Prüfen wollte ich sie, ob sie auch Dir selbst gegenüber standhaft und stolz blieb. Darum bot ich ihr eine Magdstelle auf dem Hof. Blieb sie standhaft, so war sie würdig, Herrin zu sein.

Sie wies mich ab. Und das freute mich. Eine andere hätte zugegriffen, eine Schwächere. Sie aber war stark und stolz. Schon dachte ich daran, was von mir geschehen mußte, auf daß sie Dein Weib würde. Zwischen uns stand noch ihr Vater, der Hörige, der Wildling, von dem das Gerücht ging, daß er mit dem Franzosen gemeinsame Sache mache. Wenn es mir gelang, ihn zu bewegen, daß er aus dem Lande ging . . ."

Henne Wulff hielt einen Augenblick im Lesen inne. Er überdachte die Ereignisse, wie sie damals geschehen waren. Ja, so konnte es gewesen sein, wie jener es schrieb! Etwas, wie ein schwerer Druck wich von ihm, daß er in dem Vater nun nicht mehr den ränkevollen Widersacher zu sehen brauchte. Aber auch eine leise Bitterkeit stieg in ihm auf. Wie anders wäre alles geworden, wenn jener mehr Vertrauen zu dem Sohne gehabt hätte, wenn er seine Pläne nicht so ängstlich

verschleiert hätte. Aber das war das Wesen dieser Männer früherer Zeiten, die Frucht ihrer langen Kämpfe gegen übermächtige Bedrücker, das auch die Grundlage ihrer heimlichen Gerichte. Konnte er dem Toten einen Vorwurf daraus machen, daß er ein Kind seiner Zeit gewesen?

Voll Spannung las er weiter.

„Es gelang mir nicht! Auch Dittmar wies mich ab. Er hoffte auf die neuen Herren im Lande. Und dann kam der Tag, an dem Barbas Vater vor unserem heimlichen Gerichte des Vaterlandsverrates angeklagt wurde. Da aber zeigte es sich, daß er Freunde unter uns hatte. Wir waren unserer Zwölf um den Freistuhl versammelt, zwölf Schöffen und der Freigraf. Freigraf war der alte Nottorp, Fronbote und Kläger Amtmann Dreßler!“ . . .

Wieder hielt Henne einen Augenblick inne.

„Fronbote und Kläger Amtmann Dreßler?“ fuhr ihm die Frage durch den Sinn. — „Sechs Stimmen standen gegen sechs!“ fuhr er fort zu lesen. „Sogar der alte Nottorp, der Franzosenfresser, war dagegen, den Waldhammerschmied ungehört zu verurteilen. Aber die letzte Stimme, die Stimme des Fronboten, gab den Ausschlag. Amtmann Dreßler sprach gegen Dittmar. So wirst Du's in den Aufzeichnungen des Feldgerichts finden, die Du mit diesem letzten Briefe erhältst. —

Warum ich Dir das alles schreibe?

Als Du im Zorn von Deinem Vater schiedest, sagtest Du, ich selbst habe es dahin gebracht, daß der Spruch über Dittmar gefällt wurde, um Dein Werben um Barba zu vereiteln. Damals schwieg ich. Mein Schöffeneid verbot mir das Reden. Nun aber ist der Freistuhl umgestürzt, das Feldgericht ist nicht mehr, ich darf reden. Und so übergebe ich Dir den Beweis dessen, was ich Dir eben schrieb. In diesen Aufzeichnungen, die Amtmann Dreßler gemacht, und die mir, dem ältesten Schöffen, nach der Satzung des Gerichts zur Aufbewahrung übergeben wurden, wirst Du finden, daß nicht Dein Vater den Ausschlag gab, sondern Amtmann Dreßler. Der Name Deines Vaters steht unter denen, die für Dittmar waren.

Nicht die Anklage war ungerecht, vielleicht auch nicht das Urteil. Ungerecht allein war's, daß man den Stab über ihn

brach, ohne ihn zu hören. Und wäre er auch der Mörder meines eigenen Vaters gewesen, ich hätte ihn gehört, ehe ich urteilte.

Aber der Haß war es wohl, der die anderen verwirrte.

Und nun, mein Sohn, thu', was Du mußt. Was Du aber auch thuest, thue es gerecht und stark. Nur wenn Du gerecht und stark bist, wird Dir Dein Wille helfen.

Leb' wohl!

Dein Vater Henne Wulff der Aeltere,

Freibauer vom Wulffshof."

Henne Wulff ließ das vergilbte Blatt auf den Tisch fallen und griff zu den übrigen Papieren. Ohne eine Pause zu machen, las er sie durch vom Anfang bis zum Ende.

Dann starrte er grübelnd vor sich hin ins Leere. Es war so. Die Anklage war gerecht, gerecht auch das Urteil. Beweis türmte sich da auf Beweis, daß Dittmar das Vaterland an den Feind verraten. Ungerecht war nur die Form.

Und der Name des Vaters stand unter denen, die Verwahrung eingelegt hatten gegen den übereilten Spruch. Gleich an erster Stelle stand er unter dem des alten Nottorp, des Freigrafen.

Gedanken und Fragen wogten in ihm wirr durcheinander.

War es gerecht, das Kind für die Schuld des Vaters büßen zu lassen? Bestand dieser Urteilsspruch zu Recht, gegen den die Hälfte der Richter selbst Widerspruch erhoben? Und —

Warum hatte Amtmann Dreßler in jenem Gespräch immer und immer wieder auf Henne Wulffs Vater und den alten Freiherrn als Ausschlaggebende hingewiesen, während es doch seine eigene Stimme, die Stimme des Anklägers, gewesen war, die über Dittmar den Stab gebrochen?

---

## XII.

Dittmar wandte sich, als Barba gegangen war, der Kammer zu, in der das Kind lag. Mit eigenen Augen wollte er es sehen. Zu anderen Zeiten würde er sich selbst verlacht haben, weil er sein Herz an etwas gehängt hatte, das ihm

nichts sein konnte. Denn was konnte ihm dieses Kind sein? Es konnte nicht mit ihm sprechen, leiden, sich freuen; es verstand nichts von den Gedanken, die sich hinter seiner Stirne wälzten; der Großvater war ihm nur einer jener seltsamen, vielleicht befremdlichen Gegenstände, von denen sein junges, noch traumhaft verschleiertes Dasein umgeben war.

Nun aber verlachte sich Dittmar wegen jenes neuen, mächtigen Gefühls in ihm nicht mehr. Barbas Rückkehr hatte ihn weich gemacht. Was er in jenen langen Jahren seiner gezwungenen Einsamkeit entbehrt hatte, merkte er jetzt. Die Menschen hatten ihn aus ihrer Gemeinschaft gestoßen, und er hatte darüber die Achseln gezuckt. Voll verbissenen Grimmes hatte er gemeint, sie entbehren zu können. Ihnen hatte er es zeigen wollen, daß er sie verachtete, daß er sie nicht brauchte!

Und er war bei Barbas erstem Anblicke vor ihr in die Knie gesunken, wie ein Verschmachtender. Sehnsucht hatte ihm die Arme und das Herz geöffnet, heiße, lechzende Sehnsucht nach Liebe.

Das auch war es, was ihn an das Kind fesselte. Wenn es ihn auch nicht verstand, vielleicht nicht einmal kannte — er liebte es. In ihm liebte er sich selbst. Wie er sich geliebt haben würde, wenn er etwas Liebenswertes in sich gefunden hätte. Das aber fand er nicht. Furcht, Abscheu, Grauen waren in ihm gegen sich selbst. Wo war der fröhliche, harmlose, freie Mensch seiner Jugend geblieben! Der war längst gestorben; an seine Stelle war der finstere Rächer seines Rechts getreten. Der unter dem Rechte verblutet war. Und das warme Blut hatte sich in graue, kalte Asche gewandelt.

Aber jenes Blut lebte in dem Kinde. Fleisch war es von seinem Fleische. Es würde noch leben, wenn er schon längst gestorben war. Das einzige war es, was von ihm in diesem ganzen, großen und doch so nichtigen Leben übrig bleiben würde. Nichts hatte er geschaffen, nichts. Nur das Kind würde Zeugnis davon ablegen, daß einmal Dittmar, der Waldhammerschmied, gewesen. Dittmar, der Einsame. Dittmar, der größte Hasser seiner selbst.

Oder würde es nicht Zeugnis ablegen? Würde es nicht



. . . Das Kind lag noch so, wie Barba es gelassen.

leben? Wollte eine vergeltende Hand, noch während er lebte, jede Spur seines Daseins auswischen? Wie auch er ein Dasein ausgewischt hatte, durch jenen Schuß bei der Waldhütte am Bühl?

So war es. So mußte es sein. Wenn ein Gott war, so mußte er das wollen. Rache bis ins dritte und vierte Glied. Das Kind war ein Mittel zur Strafe. Wenn das Kind starb, so starb es nur, damit Dittmar gestraft würde. Und wenn Dittmar gestraft würde, dann war er für schuldig erkannt worden. Dann war das Recht nicht bei ihm gewesen, damals in der Stunde eigenmächtigen Richtens!

Das glaubte er. Darum war ihm das Kind ein Sinnbild. Und wenn das Kind starb, würde er das thun, was er sich in seinen qualvollen, schlaflosen Nächten ausgedacht. Seine Hand hatte nicht gezittert, als sie einen andern gerichtet hatte; sie würde auch nicht zittern, nun es galt, sich selbst zu richten. —

Das Kind lag noch so, wie Barba es gelassen. Regungslos, wie ohne Leben. In dem abgezehrten Handgelenk ein kaum fühlbares Auf und Ab.

Dittmar richtete sich auf, totenbleich, kalten Schweiß auf der Stirn. Aber sein Herz war ruhig. Der Entschluß war fest.

Je nach dem, was der Arzt sagte, würde er handeln. Bis er käme, würde er alle Vorbereitungen getroffen haben. Sagte jener dann, daß es tot wäre, so würde er es thun. Unter irgend einem Vorwande würde er Barba vorher fortschicken. Es war nicht nötig, daß auch sie mit unterging. Vielleicht hatte er allein ihrem Glücke bisher im Wege gestanden; vielleicht kam es zu ihr, wenn er gegangen war. Hatte einst auch Henne Wulff, der Vater, ihn fortschaffen wollen, damit der Weg zwischen Barba und dem Jungen frei würde? Vielleicht dachte dieser auch heute noch so? —

Er verließ die Kammer. Jener Plan tauchte wieder in ihm auf, von dem er in unklaren Worten zu Amtmann Dreßler gesprochen. In absichtlich unklaren Worten, damit niemand die That zu hindern vermöge, wenn er sie beschließen sollte.

„Berg und Thal werden zusammenkommen, See und Sumpf, Waldhammer und Stadt, wenn einer es findet ohne mich!“ hatte er gesagt. Und — „All das Land und Leben da unten wird der vernichten, der an mein Recht rührt!“

Vernichten, ja, vernichten!

Nun gärte es in ihm. Alle seine Gedanken und Empfindungen wühlte der Haß auf, daß es in ihm siedete und brauste. Sie hatten ihn ausgestoßen aus ihrer Gemeinschaft — er wollte auch sie ausstoßen! Sie hatten ihn gehetzt wie ein wildes Tier — auch sie wollte er hetzen! Sie hatten ihm das Leben unmöglich gemacht — auch ihnen wollte er es unmöglich machen. Nehmen wollte er es ihnen, wie er's schon einem von ihnen genommen hatte! Wahnsinnig vor Furcht und Entsetzen wollte er sie machen, wie sie ihn wahnsinnig gemacht hatten. Ja, wahnsinnig war er. Das fühlte er, wußte er. Seit jener Stunde. Alles, was er seitdem gethan hatte, war im Wahnsinn geschehen. So sollte auch dies geschehen.

Er lachte wild auf, während er in der Hammerschmiede sein Werkzeug zur Hand nahm und eine Lampe anzündete. Aus einem Schranke holte er ein langes Talglicht, das er einen Augenblick prüfend betrachtete. Er selbst hatte es gegossen, in einer sorgsam vorbereiteten Form. Sechs Stunden lang brannte es. An anderen hatte er die Probe gemacht, vor der Wanduhr im Zimmer. Feine, mit dem Messer gezogene Striche bezeichneten die Abschnitte der einzelnen Stunden.

Er steckte das Licht in den Brustteil seines Lederschurzes und stieg mit der brennenden Lampe und dem Werkzeug in den Keller hinab. Die Rückwand, da, wo das Haus sich an den Berg lehnte, war mit altem Gerümpel bedeckt. Kunstvoll war es aufgetürmt, den Eindruck eines wirren Durcheinanders hervorzurufen. Aber Dittmar schob nur eine aufrecht stehende Holztonne ein wenig zur Seite, und eine niedere, eisenbeschlagene Thür lag frei. Er öffnete sie und trat in einen dahinter befindlichen dunklen Gang ein.

Trockenes Steingeröll knirschte unter seinem weiterschreitenden Fuße. Der Gang war das Bett eines versiegten Baches. Allmählich aufwärts, steigend führte er unter das Wehr des Sees empor.

Diesen Weg war vor Jahrhunderten der See gerauscht, als er sich plötzlich in das Thal unter dem Bilstein ergossen hatte, emporgehoben durch den jähen Ausbruch unterirdischer vulkanischer Gewalten.

Feuer und Wasser in höllischem Bunde hatten damals

alles vernichtet, was ihnen in den Weg geraten, hatten das Frauenstift der Nottorps überflutet und auf ewig unter sich begraben. Um nur einen unwirtlichen Sumpf zurückzulassen, unter dem seitdem der beste Teil der Thaläcker ruhte. „Feuerbruch" nannte ihn das Volk, in der Erinnerung an das furchtbare Ereignis, den „Bruch", das Wasser mit dem Feuer verbindend.

Den Bergsee hatte man damals mit einem hohen Steinwalle umgeben, damit das Wasser nicht weiterfließe und zuletzt das ganze Thal bedecke. Weil aber Regen und Schnee dem See ständig neuen Zufluß gewährten, hatte man einen künstlichen Bach von ihm thalwärts herabgeleitet, der das Rad des Waldhammers drehte und unten im Feuerbruch endete.

Alljährlich einmal kamen Bürgerschaft und Bauerschaft des Thales vereint in feierlichem Zuge herauf, um sich zu vergewissern, daß der Steindamm des Bergsees hielt und daß schadhaft gewordene Stellen gewissenhaft ausgebessert waren. Reden wurden dann von den Vertretern der Stadt und der Dörfer gehalten. Reden der Erinnerung an das vergangene Ereignis, Reden, die die drohende Gefahr immer wieder vor Augen führten und zu gemeinsamer Vorsorge der Abwehr mahnten.

Niemand aber ahnte den verborgenen Gang, der vom Waldhammer aus unter den Damm führte. Durch einen Zufall hatte Dittmar ihn entdeckt, als er den Keller baute, und verschüttete Stellen von dem nachgestürzten Steingeröll befreit. Nur hin und wieder mußte er sich bücken, da, wo ein großer Felsblock seine Spitze herabsenkte, sonst konnte er aufrecht hindurchgehen.

Aber die dumpfe, eingeschlossene Luft benahm ihm oft den Atem, und so währte es länger als eine Viertelstunde, ehe er das Ende des Ganges erreichte.

Keuchend blieb er stehen, horchte auf und sah um sich. Alles war noch so, wie er es beim letzten Hiersein verlassen. Ueber seinem Haupte, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, gluckste und murmelte dumpf das vom Winde bewegte Wasser des Sees; dort, an einen nackten Quarzfelsen sich lehnend, standen die drei gefüllten Fässer, die er mühsam hierher

geschafft; auf dem mittelsten, in ein Hirschfell eingeschlagen, die Kassette.

Dittmar stellte die Lampe in weiter Entfernung von den Fässern auf einen Stein, dann holte er die Kassette herbei und öffnete sie.

Nur ein einziges Papier lag darin, zusammengefaltet, vergilbt. Ein unscheinbares Blatt, und doch hing an ihm das ganze Recht des Erben von Nottorp. Ein Bekenntnis des Amtmanns Dreßler war's, von seiner eigenen Hand geschrieben und unterfertigt, daß er „unter Verzicht auf alle aus dem scheinbaren Verkaufe erwachsenen Rechte und ohne jeden Entschädigungsanspruch Haus Nottorp an den Freiherrn oder dessen Erben ungeschmälert und unvermindert zurückzugeben sich verpflichtete".

Dittmar las es, wie er es schon oft gelesen. Und wieder lachte er wild auf. Ah, wie er sich gerächt hatte! An dir, Heinrich Freiherr von Nottorp!

Ehrlos hattest du Dittmar, den verachteten Waldhammerschmied, gemacht unter seinem Volke; er aber nahm dir dafür dein Leben, und deinen Sohn machte er zum Bettler.

Durch dieses Papier. Mit diesem Papier in der Hand hätte er vor den Amtmann hintreten und sein Erbe fordern können. Und der Amtmann würde nicht gewagt haben, es ihm zu versagen. Zwar hatte der Räuber auch solch ein Papier, aber das war gefälscht. Und der Vergleich beider hätte den Betrug sofort an das Licht gebracht.

Ja, Heinrich von Nottorp, klug hattest du es ausgedacht, dem Sohne das Seine zu retten. Nun aber — alles, was von deiner Klugheit, von deiner Sorge, alles, was von deinem kostbaren Besitz übrig war, das hielt nun Dittmar, der Verachtete, Geächtete in der Hand! Und lachte deiner! —

Das Lachen des Einsamen hallte in dem Gange wider. Gebrochen klang es von den Felsvorsprüngen der dunklen Wände zurück, ein vielfältiges Echo. Wie das hundertfache Hohngelächter vernichtungsfroher Geister.

Dittmar näherte das Blatt dem Lichte der Lampe. Wozu es noch länger aufbewahren als Sicherheit gegen die heimliche Feindschaft des Amtmanns? Was konnte der Schlaue dem

noch schaden, der beschlossen hatte, die furchtbare Last der Erinnerung von sich abzuschütteln und die ewige Frage seines Innern verstummen zu machen dadurch, daß er starb? Auch würde wenigstens einer auf dieser erbärmlichen Erde zurückbleiben, der an Dittmar mit innerer Achtung zurückdenken mußte, an Dittmar, der sein Wort selbst einem Schurken gegenüber nicht gebrochen hatte!

Aber — — wenn das Kind nicht starb?

Er mußte noch warten. Warten, bis er Gewißheit hatte. Und hatte er diese, wußte er, daß alles zu Ende war — auch das Blatt würde dann ohne sein besonderes Zuthun mit vergehen.

Er verschloß es wieder in die Kassette. Dann ging er zu einem der drei Fässer, öffnete den Deckel und tauchte die Hand hinein. Mit einer feinen, schwarzen, schimmernden Masse gefüllt, zog er sie wieder heraus. Diese schichtete er auf dem Steine zusammen und näherte ihr einen Schwefelfaden, den er an der Lampe entzündet hatte.

Mit einem schwachen Zischen verpuffte die Masse und eine kleine Rauchwolke stieg auf, die den Gang mit scharfem Geruche füllte.

Dittmar nickte befriedigt. Das Pulver war trocken. Und wenn er nun das Licht in das mittelste Faß eingrub und es vorsichtig anzündete —

Nun brannte es schon. Lächelnd sah Dittmar zu, wie der helle Schein mit den darunter gebreiteten schwarzen Körnern spielte, wie sie metallisch glitzerten. Im Geiste malte er sich das Bild aus, wie es sein würde, nach sechs Stunden, wenn die Flamme jene schwarzen Körner berührte.

Ein gewaltiger Krach würde ertönen, wie ein Kanonenschuß. Eine riesige, rote Flamme würde aus dem Gange emporschlagen, die dünne Wand zu Häupten durchbrechen und das Wasser des Sees hoch in die Höhe stoßen. Der Steindamm aber zerriß — in wildem Brausen und Jagen stürzte sich der See herab in den Gang, ihn anfüllend, überflutend — bergab wirbelte er, den Waldhammer mit sich fortreißend — Felsen sprengend, Bäume knickend, wie schwache Hölzchen — zu Thal wälzten sich die finsteren, gurgelnden, tobenden

Massen — über das Dorf, die Stadt — alles vernichtend, zerstörend, begrabend —

Das würde Dittmars Totenfeier sein. Warum hatten sie ihn ausgestoßen aus ihrer Gemeinschaft, verfolgt, gehetzt?

Haus Nottorp eine Zuflucht dem Volke!

Auf Haus Nottorp saß nun ein Dieb, und der Nottorp selbst hatte dem Rächer die Brandfackel der Vernichtung in die Hand gedrückt, dieser selbe Nottorp, der es so gern gehört hatte, wenn man ihn den Retter seines Volkes nannte! Er, gerade er, würde es verderben!

Durch Dittmar, den er ehrlos gemacht! —

Der alte Mann lächelte nun nicht mehr. Seine Augen blickten ehern und kalt. Noch einen Blick warf er auf das brennende Licht im Fasse, dann nahm er die Lampe wieder auf und ging.

Nach sechs Stunden — —

* * *

Nun saß er in der Stube, der Wanduhr gegenüber, und starrte auf die beiden schwarzen Zeiger, auf das unaufhörlich hin und her schwingende Pendel. Er horchte auf das monotone Tick-Tack. Minute auf Minute verrann.

Er dachte nichts. In seinem gequälten Hirn war nicht ein Gedanke mehr. Stumpf hockte er, in sich zusammengezogen, auf der Holzbank und starrte auf die Uhr.

Nun waren fünf Stunden verflossen, seit er aus dem Gange zurückgekehrt. Keine ganze Stunde trennte ihn mehr von der Entscheidung. Aber auch das rührte nichts in ihm auf. Ein dumpfer Trotz hatte alles ausgelöscht.

Plötzlich wurde der Hund im Hofe laut. Dittmar schreckte empor und ging zum Fenster. In diesem Augenblick wurde das Hofthor von außen geöffnet, und Barba trat ein. Mit einem fremden Manne. Mit dem Doktor aus der Stadt. Sie kamen, ohne den Alten zu sehen, eilig über den Hof ins Haus. Ihre Schuhe klapperten über die gepflasterte Tenne des Flurs, dann ging drüben die Thür von Barbas Zimmer, in dem das Kind lag. Nun war alles wieder still.

Der Waldhammerschmied stand noch immer am Fenster. Seine Hände krampften sich um das Holzbrett. Er wußte, wenn er los ließ, würde er hinsinken. Flüchtig lächelte er, über sich selbst, ein schmerzliches Lächeln. Wie war er schwach geworden in dieser kurzen Zeit! Wie schwach hatte ihn das Kind gemacht! Barba und das Kind. Beide. Für ihn waren sie ein Mensch. Das, was von ihm blieb.

Immer und immer wiederholte er es sich: es blieb etwas. Alles auf der Welt veränderte sich, nahm andere Gestalt an; aber von allem blieb etwas. Vom Bösen, wie vom Guten. Nichts verschwand, ohne eine Spur zu hinterlassen. Eine schwache, kaum bemerkbare Spur zuweilen, aber doch eine Spur. Wer ein scharfes Auge hatte, erkannte sie. Wie auch er die Spuren des Vergangenen in sich selbst erkannte. Beides war in ihm, Gutes und Böses. Das Böse war gewachsen im Laufe seines Lebens, aber es hatte das Gute nicht völlig auszurotten vermocht. Immer noch regte es sich, immer wieder klang es wie ein leises Mahnen aus seinem Herzen zu ihm herauf. Wie eine ferne, schwache Stimme. Wie das Ticken einer Uhr.

Er erbebte. Seine Augen prüften die Zeiger. Kaum eine Minute war vergangen, seit er das letzte Mal hingeblickt.

Er nickte vor sich hin. Schnell ging die Zeit, und doch oft wie langsam! Was hatte sich alles in diese eine Minute gedrängt! Der Hund hatte gebellt, das Thor sich geöffnet, Barba und der Doktor waren gekommen, waren zu dem Kinde gegangen.

Wie lange sie drüben machten! Er wollte hinüber gehen, fragen, in ihren Gesichtern die Wahrheit lesen. Aber er vermochte es nicht. Er fürchtete sich vor ihnen. Seine eigene, verzerrte Miene würde ihn verraten. Sobald sie ihn nur sahen, würden sie alles wissen. Das Geheimnis des Gangs zum See würden sie entdecken, des brennenden Lichts, des Verderbens für alle. Ahnen würden sie, daß nur eine halbe Stunde noch sie von dem Untergange trennte.

Eine halbe Stunde?

Jede Sekunde war eine Ewigkeit. Die Zeiger waren auch nicht um den kleinsten Schritt weitergerückt. Dennoch schwang sich das Pendel —

Nein, es schwang sich nicht! Es bewegte sich nicht! Die Uhr stand!

Sein Herzschlag stockte. Kalter Schweiß drang ihm plötzlich aus allen Poren. Er ließ das Fensterbrett los und taumelte gegen die Wand.

Einen Augenblick stand er so, ohne Atem, horchend. Auf den Donner horchend, der gleich aus der Tiefe unter seinen Füßen hervorbrechen mußte.

Wirre Gedanken rissen ihn wieder auf.

Wenn es noch nicht zu spät war! Wann hatte er das Ticken der Uhr zum letzten Male gehört? Wenn das Kind nun nicht starb? Durfte er es opfern? Durfte er Barba opfern? Unbefragt, wider ihren Willen? War er denn wahnsinnig, wirklich wahnsinnig?

Wie gehetzt stürzte er zur Thür, riß sie auf und eilte hinaus, dem Keller zu. Draußen blieb er jäh wieder stehen.

Eben kamen Barba und der Doktor von dem Kinde.

„Es lebt, Vater, es lebt!“ rief Barba atemlos vor Freude, und ihre Hände streckten sich ihm entgegen. „Und es wird gesund werden!“

„Es ist sehr schwach!“ setzte der Doktor mit einem Blick voll Interesse auf die knorrige Gestalt des Geächteten hinzu. „Aber wenn es gut genährt wird — und es hat wohl auch etwas von Eurer Kraft mit bekommen, Hammerschmied — ich denke, wir werden es durchbringen!“

Dittmar brachte keinen Laut heraus. Mit einem wie irren Blick starrte er den Arzt und Barba an, dann stürzte er fort, sinnlos, von wildem Entsetzen gepeitscht. —

Er jagte in den Gang hinein. Dunkelheit umfing ihn. Er hatte vergessen, die Lampe mitzunehmen. Aber zum Umkehren war keine Zeit. Vorwärts, nur vorwärts!

Er streckte die Hände vor, sich zurechtzufühlen. Er riß sie sich an den Kanten der Felsen blutig, zwei-, dreimal prallte er mit dem Kopfe gegen die in den Gang von oben hereinragenden Blöcke — er achtete nicht darauf, er fühlte es gar nicht, daß ihm das Blut über das Gesicht rann.

Endlos schien ihm der Gang, endlos, endlos! Niemals würde er das Licht erreichen! —

Doch nun drang der erste Schimmer an seine Augen. Noch ein paar wilde Sätze, dann blieb er keuchend stehen. Ruhe, Ruhe! Wenn er mit diesen zitternden Händen das Licht berührte, wenn er es umwarf —

Da, zu seinen Füßen, lag die Kassette. Er stieg hinauf und starrte nach dem Lichte hinunter. Noch immer brannte es. Aber der glühende Funken schwebte unmittelbar über der schwarzen, metallisch schimmernden Fläche.

Er schloß die Augen, um die wirren Gebilde zu verscheuchen, die vor ihnen tanzten, lange, schwarze Fäden, vermischt mit züngelnden Flammen. Dann öffnete er sie wieder, atmete tief auf und trat von der Kassette herab. Langsam näherte er sich dem Fasse, die Hände auf die Brust gepreßt, daß er nicht gegen das Faß stoße, den Fuß genau vor den Fuß setzend.

Nun war er da. Der Rand des Lichtes berührte fast das Pulver. Der nächste Augenblick mußte das Furchtbare herbeiführen.

Er wurde plötzlich ganz kalt und ruhig. Seine zusammengebissenen Zähne lösten sich von einander, die verzerrten Züge seines Gesichts entstrafften sich. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hob er das Licht vorsichtig ein wenig empor und bewegte es zum Rande des Fasses hin. Am Docht hing ein dicker, glühender Knoten. Wenn der herabfiel, war alles umsonst.

Und — war's wieder einmal ein Walten jenes unbekannten Schicksals, das die Menschen leitet? — In diesem höchsten Augenblicke der Entscheidung reckte abermals jene Frage ihr gespenstiges Haupt in ihm auf, jene Frage — —

Das Recht — war's bei Dittmar oder war's bei dem Nottorp gewesen?

Und eine Stimme antwortete. Dittmar hörte sie sprechen. Es war seine eigene Stimme. Laut und schneidend klang sie durch die Finsternis und bewegte die Flamme des Lichts.

„Wenn das Recht bei dem Nottorp war," sagte er, „so soll der Knoten fallen!"

Er wußte es selbst, daß es ein wahnwitziges Spiel war, aber so lange er sprach, hielt er das Licht still, über das Faß, daß der Knoten Zeit habe zu fallen.

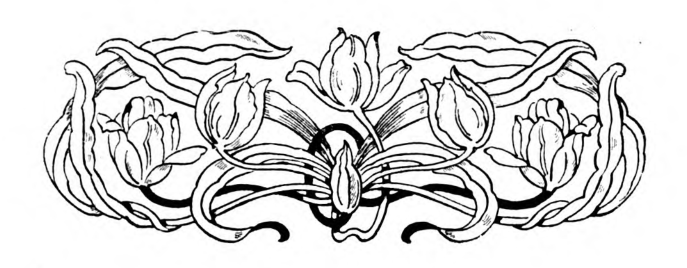
Er fiel nicht. Dittmar wartete noch zehn Herzschläge lang, dann warf er mit einem schnellen Ruck seiner Hand den Lichtstumpf weit in den Gang hinein.

Mit einem leisen Zischen verlosch es.

Dittmar stand regungslos. Plötzlich aber fühlte er, wie schwere Thränen ihm aus den Augen drangen. Aufschluchzend sank er in die Kniee und betete.

Betete und dankte — (Fortsetzung folgt.)





# Der Aberglaube in der Verbrecherwelt.

Von Dr. **Curt Rudolf Kreuschner.**

(Nachdruck verboten.)



Trotz der ernstesten Bemühungen, welche überall gemacht werden, um Bildung und Aufklärung in die Köpfe derjenigen zu bringen, deren Gedanken und Vorstellungsreihen von der Macht des Aberglaubens beherrscht werden, behauptet der letztere sein Gebiet mit einer Zähigkeit, welche denjenigen, der die Seele des Volkes nicht kennt, in Erstaunen setzen muß. Daß ein Bäuerlein tief drinnen in den Thälern des Gebirges, das mit 12 oder 13 Jahren der Schule entlaufen ist, die es überhaupt an der Mehrzahl der Tage geschwänzt hat, gerade das Gegenteil von der Anschauungsweise des Gebildeten denkt, daß alles auf Erden seine natürlichen Gründe haben muß, läßt sich leicht begreifen. Daß eine vornehme Aristokratie mit voller Gläubigkeit an spiritistischen Zirkeln teilnimmt, oder daß eine Bankiersgattin aus Berlin W heimlich zur Kartenschlägerin läuft, um sich gegen ihr gutes Geld einen Blick in die Zukunft zu erkaufen, ist allenfalls auch noch menschlich und deshalb zu verstehen. Daß aber diejenigen, welche sich von der menschlichen Gesellschaft und ihren Satzungen losgesagt haben, um durch verbrecherische Anwendung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten, durch strafbare Unternehmungen ihr Dasein zu fristen,

bei denen nur die Findigkeit des eigenen Ichs ihnen die Möglichkeit gewährt, sich kürzere oder längere Zeit dem Strafrichter zu entziehen, auch in den Ketten des Aberglaubens liegen, berührt seltsam auf den ersten Blick. Man sollte erwarten, daß gerade der Gewohnheitsverbrecher, der zwischen Gut und Böse nicht zu unterscheiden vermag, ein überzeugter Realist und Materialist sein müßte, der sich vor Gott ebensowenig fürchtet, wie vor Hölle und Teufel.

Merkwürdigerweise ist gerade das Gegenteil der Fall. Er, der so oft hinsichtlich des Gelingens seiner Pläne mit dem Aberglauben seiner Opfer rechnet, steht selbst fast immer im Banne derselben finsteren Dämonen und thut, beherrscht von seinem Aberglauben, mit sklavischer Unterwürfigkeit Dinge, die oft läppisch und kindisch erscheinen, oft aber auch in ihrer Furchtbarkeit schreckenerregende Einblicke in die nächtigen Abgründe der menschlichen Seele eröffnen. Der Glaube an überirdische Mächte, die hemmend oder fördernd in die Geschicke der Menschen eingreifen, ist ihm nicht durchaus verloren gegangen; aber aus der milden und versöhnlichen, andererseits aber auch gerechten und deshalb das Unrecht strafenden Gottheit, wie sie im Mittelpunkt jeder Kulturreligion steht, ist oft genug ein Zerrbild geworden, welches sich wie Rübezahl leicht übertölpeln läßt, oder zufrieden ist und Beistand verleiht, wenn sein Anhänger die sinnlosesten Handlungen vollzieht, die irgend ein Symbol sein sollen. Wo dies aber nicht der Fall ist, dort ist das höhere Wesen, an das auch der Verbrecher glaubt, oft genug sogar ein blutrünstiger Baal, welchem Blutopfer und Leichen wohlgefällige Dinge sind.

Wie solcher furchtbarer Aberglaube sich auch im Kopfe moderner, manchmal sogar einer gewissen Bildung nicht entbehrender Menschen erhalten konnte, das zu erklären soll am Schlusse dieses Aufsatzes versucht werden. Vorweg mag hier nur gesagt sein, daß der Verbrecher, der einem wüsten Aberglauben huldigt, der seinerseits selber wieder den Thatbestand eines Verbrechens ausmacht, keineswegs ein Verrückter ist, zu welchem ihn manche Vertreter der Kriminalpsychologie stempeln möchten. Der Mann ist vielmehr geistig vollständig gesund, steht aber in seinen metaphysischen Vorstellungen auf einem

Standpunkte, wie wir ihn in den Religionen aller auf sehr niedriger Entwickelungsstufe befindlichen Völker finden.

Wie sich in der Hütte des Wilden sein Fetisch befindet, an dessen Macht er mit seiner ganzen Seele glaubt, so finden sich auch im Besitze von Verbrechern fast immer Gegenstände, denen er die Fähigkeit beimißt, seine geplante Unthat zum Gelingen zu bringen und ihn vor Verfolgung und Entdeckung zu schützen. Es sind dies also nichts anderes als Amulette, die übrigens auch unter dem nicht mit Schuld beladenen Teile der Menschheit in viel weiterem Umfange im Gebrauch sind, als man gemeinhin glaubt. Die metallenen Glücksspinnen, Bettelarmbänder, Kleeblätter, Schweinchen und hunderterlei andere Gegenstände, welche unsere Damenwelt als Hals- und Armschmuck trägt, sind für die Besitzerin dieser kleinen Ziergegenstände durchaus nicht immer bedeutungslose Schmucksachen. Mit dem Aberglauben der Männer steht es kaum viel besser. Im Geldbeutel manches als gebildet und vorurteilsfrei gelten wollenden Mannes würde man einige Fischschuppen finden, welche dem Besitzer Gewähr dafür leisten sollen, daß ihm das Geld nicht ausgeht, und in Sportskreisen ist das Tragen von Armbändern oft viel mehr als bloße Modesache. Unter Seeleuten ist derartiger Aberglaube besonders verbreitet, und in meiner Sammlung befindet sich, um nur ein Beispiel anzuführen, ein roh geschnittener achteckiger Achatstein, der früher einem auf der zu der Gruppe der Salomonsinseln gehörigen Südseeinsel Guadalcanar von den Wilden erschlagenen österreichischen Seekadetten gehörte, einem aus vornehmer Familie stammenden hochgebildeten jungen Manne, der oft in mehr als tollkühner Weise sein Leben gewagt hat und fest überzeugt war, daß ihm nichts geschehen werde, so lange er dieses Amulett bei sich trage.

Zum Unterschied von solchen harmlosen Gegenständen sind die zauberkräftigen Schutzmittel der Verbrecher nun oft sehr bedenklichen Ursprunges. Gar mancher Einbruch in einsame Kirchen ist nicht unternommen worden, um in den Besitz der wenigen im Opferstock befindlichen Pfennige zu kommen, sondern um eine geweihte heilige Hostie zu rauben, welche den Träger derselben für die Häscher und Gendarmen unnahbar macht.

Aehnliche Kraft legt der Verbrecher den sogenannten „Schlummerlichtern“ bei, die aus dem Fett unschuldiger Kinder gegossen werden und durch ihr Brennen anzeigen sollen, ob in dem Hause, in welchem ein Einbruch beabsichtigt ist, noch jemand wach ist. Natürlich rechnet der Einbrecher aber auch mit der Möglichkeit, daß ihn dieses Zaubermittel im Stich läßt und daß er sich unversehens Personen gegenüber sieht, die ihn bei seinem lichtscheuen Werke stören. Ob er sich nun des unerwarteten Mitwissers seiner That mit blutiger Gewalt entledigt (Totschlag und schwere Körperverletzung werden oft nur zu dem Zwecke begangen, den Mund, der zum Verräter werden könnte, auf ewig verstummen zu lassen) oder ob es bei den Versuchen des Beraubten, den Einbrecher dingfest zu machen, zu einem verzweifelten Ringen kommt, wobei für den letzteren alles davon abhängt, daß er der stärkere ist, auf jeden Fall ist es für den Verbrecher wünschenswert, über große Körperkräfte zu verfügen. Hierzu verhilft nach einem uralten, weit verbreiteten Glauben der Genuß des Blutes unschuldiger Kinder und das sogenannte Herzfressen, d. h. das Verzehren des noch warmen Herzens eines neugeborenen Kindes. Dieser entsetzliche Aberglaube gehört keineswegs nur einer finsteren, weit zurückliegenden Vergangenheit an, sondern fordert noch heute seine Opfer, wie der aus diesen Gründen im Jahre 1879 auf dem Heiligengeistfelde in Hamburg begangene Mord an der Schwedin Andersen und eine ähnliche vor einigen Jahren in Simmering bei Wien verübte Unthat beweisen.

Ein ebenso wirksames Amulett ist der sogenannte „Schlafdaumen“, der von der linken Hand eines Verstorbenen stammt, der bereits seit 9 Wochen beerdigt ist, und welcher zur Neumondszeit ausgegraben werden muß. Besonders die Zigeuner aller Länder halten große Stücke auf den Besitz desselben und sind überzeugt davon, daß sie im Besitze eines solchen überall bei Nacht einbrechen können, ohne daß jemand im Hause erwacht.

Weit verbreitet ist in der Verbrecherwelt der Glaube an die Zauberkraft eines „Segens“, d. h. eines Spruches oder eines Gebetes, welches der Uebelthäter, auf irgend einen Zettel Papier geschrieben, bei sich trägt. Sie stammen aus der alten,

heidnischen Zeit des Deutschtums und finden sich zuerst in den dem Gotte Odin zugeschriebenen Runenliedern. Einer der bekanntesten ist der erste Merseburger Zauberspruch auf Blatt 84 der Handschrift Nr. 58 der Merseburger Dombibliothek und ist auf einen freien Platz dieses Manuskripts von unbekannter Hand im 10. Jahrhundert nach Christus hinzugeschrieben. Von Georg Moritz 1841 entdeckt und von Jacob Grimm 1842 veröffentlicht, behandelt er das Entweichen eines Kriegsgefangenen aus den Fesseln und lautet in Text und wortgetreuer Uebersetzung wie folgt:

Eiriz sazun Idise. Sazun hera duoder;
Einst setzten sich Walküren. Setzten sich hierher dorthin;
suma hapt heptidun, suma heri lezidun
einige Haft hefteten, einige das Heer aufhielten
suma clubodun umbi cuoniouudir:
einige klauben ringsumher Fesseln:
„inspring haptbandun; inuar uigandun“.
„Entspringe den Haftbanden; entfahre den Feinden“.

Diesem Segen, welcher thatsächlich noch heute häufig bei Untersuchungsgefangenen in deren Kleidern gefunden wird, mißt die Verbrecherwelt die Kraft bei, ihren Träger aus Fesseln und Banden entkommen zu lassen. In früheren Jahrhunderten waren sie zu vielen Hunderten in Gebrauch, während sie heute zum größten Teil aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden sind. Sie werden übrigens häufig auch zu gestohlenem und vergrabenem oder verstecktem Gute gelegt, um dasselbe vor der Entdeckung durch Polizisten und Gendarmen zu sichern. Ein solcher, der, wie Dr. Hanns Groß in seinem Handbuch für Untersuchungsrichter mitteilt, bei einem Untersuchungsgefangenen im Sommer 1894 gefunden wurde, lautete:

„Ich trat in des Richters Haus,
Da schaut'n drei tote Männer heraus.
Der erste ist stumm,
Der zweite winkt mir zu.
O hilf mir, heilige Mutter Gottes von Lanzendorf.“

Eine nicht uninteressante Abart davon sind die sogenannten Stocksegen, welche immer einen Schluß darauf gestatten, daß der in ihrem Besitze Getroffene Gewaltthaten beabsichtigt. Man

kann mit einem solchen, am besten vom Haselstrauch geschnittenen Stocke sogar einen Abwesenden durchprügeln. Allerdings muß der Stock extra zu diesem Zwecke, womöglich am Charfreitag oder in der Johannisnacht, geschnitten sein und muß man schon dabei an den Betreffenden denken, welchem die Schläge zugedacht sind. Hierauf wird der Segen über diesen Stock gesprochen; wenn man dann die durch besondere Zaubersprüche geeignet gemachte Thürschwelle des eigenen Hauses mit dem Stock bearbeitet, so empfindet der auch noch so weit entfernte Abwesende die Schläge so, als ob sie ihm direkt verabreicht worden wären. Der Stocksegen wirkt übrigens immer nur für eine Person und für einmal; es muß also zur Wiederholung wieder ein neuer Stock geschnitten werden; er giebt dem Stocke aber auch sonst noch übernatürliche Kräfte im Kampfe gegen Landstreicher und Räuber, gegen Schlangen, Irrlichter und viele andere Gefahren.

Wer noch rachsüchtiger ist, kann seinem gehaßten Feinde das Leben abbeten. Dieses „Mordbeten“ ist noch heute vielfach in den österreichischen Alpenländern im Schwange und hat denselben Zweck wie die „Mordmesse“, welche man am Geburtstage oder Namenstage des auf diese Weise Umzubringenden lesen läßt und wobei man den Priester mit einem Geldstücke bezahlen muß, welches früher im Besitze des zu Vernichtenden gewesen ist.

Dieser Aberglaube, durch Telepathie auf einen weit Entfernten einwirken zu können, der sich ja auch vielfach in dem modernen Spiritistenunfug breit macht, liegt auch dem sogenannten Bildzauber zu Grunde, der bewirkt, daß dasjenige, was man dem Ebenbilde des zu Schädigenden anthut, auch der Person selber widerfährt. Notwendig ist aber hierbei, daß von der Person des Lebenden etwas mit seiner bildlichen oder plastischen Darstellung in direkte Verbindung gebracht wird. Man sucht es daher so einzurichten, daß derjenige, gegen den der Bildzauber angewendet werden soll, z. B. sein eigenes Bild mit den Kleidern berührt oder mit Füßen tritt oder man knetet in sein aus Wachs, weichem Brot oder sonst einer plastischen Masse hergestelltes figürliches Ebenbild etwas von seinem Haar, seinen Nägeln oder Blut und Schweiß und noch

anderen hier nicht nennbaren Dingen hinein. An diesem Aberglauben halten natürlich auch Hunderttausende fest, welchen es nicht im entferntesten einfallen würde, ein schweres Verbrechen zu begehen. Wenn aber jemand, der dieser Zauber vergeblich versucht, seinen Zweck später mit reelleren Mitteln erreicht, die ein strafbares Vergehen darstellen, so kann die Auffindung eines solchen Segens oder Zaubers bei einer der That verdächtigen Person immerhin oft ein unschätzbares Glied in der Kette eines Indizienbeweises werden. Umgekehrt sind aber auch, namentlich in der älteren französischen Geschichte bis zu Ludwig XIII., also bis vor kaum 250 Jahren, unzählige Justizmorde in den berüchtigten Königsprozessen begangen worden, weil man jedem, in dessen Besitz ein gegen den König gerichteter Bildzauber gefunden wurde, unweigerlich den Hochverratsprozeß machte, der ihn an den Galgen und auf das Rad brachte.

Die notwendige Ergänzung zu den Gegenständen, welche der Verbrecher aus Aberglauben bei sich trägt, bilden diejenigen, welche er aus demselben Grunde am Orte der That zurückläßt. So widersinnig letzteres auch in seinem Interesse erscheint, weil es der Sicherheitsbehörde sehr oft auf die Spur des Thäters hilft, mit ebenso großer Zähigkeit hält letzterer doch an der Meinung fest, daß er die Schicksalsmächte bannt, wenn etwas von ihm am Thatorte zurückbleibt. In Norddeutschland ist der häufigste Gegenstand von einer Beschaffenheit, daß er hier eben nur angedeutet werden kann. So lange derselbe warm bleibt, wird diesem Irrwahn zufolge die That überhaupt nicht ruchbar und darum findet sich dieses sonderbare Andenken der Herren Verbrecher meistens sorgsam mit Tüchern zugedeckt. Bei der Begehung des Verbrechens der Kindesaussetzung ist es etwas fast Alltägliches, daß die Mutter, in deren Brust die Gefühle einer solchen erstorben sind, an Ort und Stelle ihre Schuhe zurückläßt, obwohl dieselben doch ungemein leicht zu Verrätern werden können. Andere Verbrecher glauben sich vor Verfolgung zu sichern, wenn sie am Thatorte ihr Zeichen in Gestalt einer Fußspur oder eines Abdruckes der Hand zurücklassen. Man hat nun bekanntlich in den letzten Jahren auf der Thatsache, daß die feinen Linien-

systeme der Haut an den Fingerspitzen bei jedem Menschen verschieden sind, ein eigenes System zur Identifizierung von Verbrechern aufgebaut, welches in seinen Leistungen den berühmten Messungen des Franzosen Bertillon ebenbürtig ist, und ein Kasseneinbrecher, von welchem Dr. Hanns Groß in seinem oben citierten Buche erzählt, führte in der That auch unfreiwillig seine Entdeckung nur dadurch selbst herbei, daß er unter dem Einflusse seines Aberglaubens mittelst einer sich selbst beigebrachten Wunde die Spur seiner blutenden Hand an dem Geldschrank abdrückte, die dann später mit einer jeden Irrtum ausschließenden Sicherheit als von ihm stammend erkannt wurde.

Sehr verbreitet ist als schützender Talisman der Same des Stechapfels, des bekannten fürchterlichen Giftkrautes (Datura Stramonium), welches fast überall auf wüsten Plätzen, auf Schutthalden, in Ruinen und anderen verwahrlosten Orten gedeiht. Diese Pflanze, welche erst spät in Europa eingewandert ist und übrigens als Hauptbestandteil jedes Geheimmittels gegen Asthma allen an diesem Uebel Leidenden wohlbekannt ist, wurde schon in alten Zeiten in Indien von Dieben zu abergläubischen Zwecken gebraucht, wie schon in dem „Fürtrefflichen Denkmal der göttlichen Regierung“ (Frankfurt 1701) berichtet wird. Vermutlich ist es von dort mit den Zigeunern zu uns gekommen und die Mitglieder dieses Diebesvolkes sind es auch, welche es nie unterlassen, Stechapfelsamen am Orte ihrer verbrecherischen Thaten zu verstreuen, um die bösen Geister, welche sie bei ihrem Diebeshandwerk stören könnten, unschädlich zu machen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jeder derartige Aberglaube seine Wurzel in den Vorstellungen hat, welche alle Völker auf einer gewissen, sehr niedrigen Civilisationsstufe von der übersinnlichen Welt hatten. Die Gottheit ist, wie namentlich Bastian nachgewiesen hat, in den Augen des Naturmenschen durchaus nicht immer ein gütiges Wesen voll unendlicher Liebe, sondern als Personifikation der Naturgewalten viel öfter eine drohende, feindliche Macht, welche man durch Opfer von Tieren und Menschen sich geneigt machen muß. Der zweite Schritt ist nun derjenige, daß der Anhänger und Jünger derselben

seine Zugehörigkeit zu ihr dadurch dokumentiert, daß er ihre Symbole oder Teile der geopferten Dinge bei sich trägt. Für diese Huldigung glaubt nun aber auch der Naturmensch einen Anspruch auf Schutz seitens seines Götzen zu haben, und so liegt es nahe, daß er auf die Meinung gerät, daß dieser Schutz von den Symbolen ausgeht, die dadurch zum Range eines Amuletts und Talismans aufsteigen und in den Augen des an ihn Glaubenden einen Teil des mächtigen Dämon selber repräsentieren. Aus diesem Grunde wird auch den zauberkräftigen Wurzeln, vor welchen sich nach dem Glauben der Verbrecher und Schatzgräber jedes Schloß öffnet, die Form einer menschenähnlichen Gestalt gegeben, wie sie die bekannten Galgenmännchen, Springwurzeln und Alraune haben.

Der unvertilgbare Hang zum Metaphysischen in der Menschenbrust hat diese Anschauungen aus den fernen Kindheitstagen der Menschheit in die Gegenwart herübergerettet und wird denselben gewiß noch eine unendliche Existenz sichern, um so mehr, als Märchenbücher und dasjenige, was die Kinderwelt in der zartesten Jugend von Erwachsenen zu hören bekommt, nur zu oft geeignet ist, das Samenkorn des Aberglaubens aufs neue auszusäen.





Georges Ohnet,
Verfasser des Romans „Sinkende Sonnen".

# Sinkende Sonnen.

Original-Roman von **Georges Ohnet.**

Deutsch von Helene Lobedan.

(Nachdruck verboten.)

## I.

Im großen Saale des Pavillons Heinrichs des Vierten lauschten die Gäste aufmerksam der Rede Ténérans. Es hatten sich etwa sechzig Personen eingefunden, um die Verleihung der Ehrenmedaille an den berühmten Maler der Fresken des Pantheons, Mels de Feutrait, zu feiern. Alle Köpfe waren dem Redner zugewandt, und die lebhaften Blicke, wie die gespannt aufhorchenden Mienen von verständnisvoller Teilnahme beseelt.

„Sieh' Ténéran an!" flüsterte eine hübsche Brünette ihrer Nachbarin ins Ohr. „Wie er die Nase rümpft und den Mund bewegt! Er sieht wie eine Hyäne aus —"

„Weil er einen Kadaver zerfleischt!“ ergänzte lachend die Schriftstellerin Zélie Bazin, eine bekannte Vorkämpferin der Frauenrechte. „Du weißt, Therese, wie gern ich Ténéran habe! Er hat so feine Empfindungen — und außerdem ist er so unglücklich gewesen und ist es noch!“

„Ja, sobald einer leidet, ist er dir heilig!“

„Jawohl!“ sagte Zélie Bazin ernst. „Wer leidet, hat das größte Anrecht auf meine Teilnahme.“

„Es wundert mich nur, Zélie, daß du bei solchen Ansichten nicht barmherzige Schwester geworden bist.“

„Ich kann so mehr im Dienst der Menschheit leisten, weil ich unabhängig geblieben bin.“

Stürmische Bravorufe unterbrachen die Damen. Mels hatte sich erhoben, um Ténéran zu danken. Seine Gestalt war groß und stattlich, sein Gesicht regelmäßig. Obwohl an den Schläfen sein dunkles Haar leicht zu ergrauen begann, sah der Künstler, trotz seiner fünfzig Jahre, noch frisch und jugendlich aus. Im ganzen war er noch der Typus einer männlichen, kraftvollen Schönheit.

„Jetzt sieh Mels an, Therese,“ flüsterte Zélie abermals der Freundin zu. „So ist er wirklich prachtvoll, und du kannst stolz auf ihn sein. Wenn Ténéran wie eine Hyäne aussieht, so ist Mels fraglos der Löwe . . .“

Therese Aufridi, die Lieblingsschülerin und das geliebte Mündel des Meisters, richtete die sanften Augen nach ihm hin und sagte in ihrer gelassenen Art:

„Ja, so wie jetzt ist er in seinem Element. Dieser Jubel, die begeisterten Reden, der festliche Trubel, der Weihrauch, den man ihm streut, und die lauten Kundgebungen, von denen am nächsten Tage alle Zeitungen berichten, das freut ihn. Er lebt von diesen für ihn köstlichen Augenblicken, in denen er der Gegenstand offizieller Beglückwünschung ist, in denen ihm unwahre Huldigungen dargebracht werden von Menschen, die ihn im Grunde hassen und beneiden, und die nur gekommen sind, um in den Zeitungsberichten genannt zu werden. Sie würden nicht Anstand nehmen, sich gleich hinterher für die Aemter zu melden, die Mels jetzt inne hat, und die Ehrungen für sich zu beanspruchen, die ihm heut dargebracht werden. Glaubst du,

daß auch nur ein Einziger von denen, die ihn jetzt umdrängen, aus aufrichtiger Gesinnung für ihn hergekommen ist? Und der arme Mels ist bis zu Thränen gerührt, weil ihm seine Gäste so schmeicheln, ihm so zujubeln. Er ahnt nichts von den selbstsüchtigen Nebenabsichten, die sie verfolgen! Zélie, mich wundert nur, daß du so naiv bist!“

„Darüber kann ich mich nur freuen; denn es erhält mich jung. Aber du, Téneran und Mayrault, ihr seid doch gekommen, weil ihr es aufrichtig mit Mels meint und ihn von Herzen verehrt!“

„Téneran, Mayrault und ich — allerdings. Es wäre doch nicht schön, wenn wir fortgeblieben wären. Téneran ist sein ältester Jugendfreund, ich sein Mündel und Mayrault sein Schüler. Doch glaube mir, wir wären lieber mit ihm allein, als in dieser Gesellschaft unwahrer Menschen!“

Als ob eine sympathische Strömung zwischen Thereses und Daniel Mayraults Gedanken bestände, hob der junge Maler, der unten am Tisch unter den Journalisten saß, den Kopf und blickte die beiden Damen mit einem resignierten Lächeln an. Er war ein hübscher, blonder junger Mann, mit kurzen, krausen Haaren, blauen Augen und einem leichten goldigen Bärtchen. Sein Blick war sanft und nachdenklich. Nur mit zerstreuter Miene hörte er die Antwort seines Meisters an und schien zu denken, daß die ganze Veranstaltung eine etwas eitle und laute Galaceremonie sei, und daß alle Teilnehmer nach ihrer Beendigung erleichtert aufatmen würden.

In diesem Moment entstand ein großer Lärm; denn Beifallsrufe und Händeklatschen folgten auf den Schluß der Rede von Mels, und heiter schob die Gesellschaft die Stühle zurück, um sich in den Nebensaal zu begeben, wo der Kaffee gereicht werden sollte.

Zélie und Therese, denen sich Téneran und Mayrault zugesellt hatten, blieben zurück, während sich die übrigen Gäste, nachdem sie schleunigst die Zigaretten angezündet hatten, rauchend in den großen Saal drängten, wo Mels neben dem Direktor der Schönen Künste mit seiner feierlichsten Miene gewissermaßen Cercle hielt. Die vier Zurückgebliebenen ver-

ließen den Saal durch einen Nebenausgang und schritten über den Hof des Restaurants, der Terrasse von Saint-Germain zu.

Es war gegen zwei Uhr, und in dem weichen Dufte eines schönen Frühlingstages glich der Anblick des fernen Paris mit seiner unermeßlichen Häusermasse einer duftigen Kreidezeichnung. Im Vordergrund floß die Seine zwischen den beiden grünenden Ufern, dahinter dehnte sich die Ebene mit ihren frischbelaubten Baumgruppen und von Blumengärten umgebenen Villen aus. Alles von der Sonne mit goldigem Schimmer übergossen. Es war ein zauberhaftes Bild, das den Blick gefangen nahm und die Gedanken weich stimmte. Auf das Geländer gestützt, von der lauen Luft des schönen Tages umfächelt, betrachteten die Vier schweigend dies Bild.

„Das ist verteufelt schön!“ meinte Téneran nach ein paar Minuten Schweigens. „Aber wer könnte das malen? Nicht wahr, Mayrault? Diese Flüssigkeit der Luft, dieser Aufbau der Massen, und wie fein die Farben sich in der Entfernung abstufen! Wer von unseren jetzigen Landschaftsmalern würde sich an solche Schwierigkeiten heranwagen? Doch die großen Meister früherer Zeit haben sich nicht gescheut, solche Panoramenbilder zu malen. Das ist ein bißchen interessanter als das Strohdach dort und der Ententümpel, aber auch minder leicht.“

„Nichts ist leicht,“ sagte Mayrault, „und alles ist interessant. Die Hauptsache ist nur, daß man sich von der Natur ergriffen fühlt und seine Empfindungen den andern mitzuteilen versteht.“

„Kindermund thut Weisheit kund!“ rief Téneran. „Ja, mein Junge, das ist das Geheimnis der großen Kunst: naiv und überzeugt zu sein, sich nicht um die Kniffe des Handwerks kümmern, sondern schlicht und mit geschickter Hand das darzustellen, was man sieht.“

„Téneran, seien Sie nicht langweilig!“ sagte Zélie Bazin. „Können Sie denn nicht einen Augenblick die Gedanken an Ihren Beruf lassen?“

„Das wird mir sehr schwer,“ versetzte der Kritiker gelassen. „Es giebt außer der Kunst nichts, was mich interessiert. Ich bin zu der unbedingten Gewißheit gekommen, daß im Leben alles eitel ist, mit Ausnahme der ästhetischen Ueberzeugungen. Was fesselt das elende, denkende Geschöpf noch an

das Dasein, wenn nicht der Kultus des Schönen? Das heißt die Kunst! Wenn man mir dies höchste und göttliche Begeisterungsmittel nähme, spränge ich lieber sofort in die Seine, die hier zu unseren Füßen fließt."

Therese lächelte und schüttelte den Kopf.

„Sie haben wieder einmal Ihren schwarzen Tag! — Hat das Fest, das wir eben hinter uns haben, Sie so sehr verstimmt?"

„Ja, allerdings, dies Jubeln auf Kommando verdrießt mich stets wegen der damit verbundenen Heuchelei. Doch waren es hauptsächlich Betrachtungen über Mels, die ich während des Festmahles anstellte; die haben mich verstimmt!"

„Wieso? Es war doch eine schöne Huldigung!"

„Gerade deswegen. Mels, dem aller kritische Sinn abgeht, wird, fürchte ich, den ganzen Spektakel ernsthaft nehmen. Wenn ihm alle die Huldigungen, mit denen man ihn überhäuft hat, zu Kopfe steigen, wird er bald den Ton herabstimmen müssen. Sein Charakter ist nicht derart, daß er eine derartige Prüfung ruhig hinnehmen wird, und das Herabsteigen von seiner Höhe wird ihm sehr grausam erscheinen. Was ich heute von seinen Neidern, Kollegen und Gegnern hörte — denn er war von Leuten aller Art umringt —, gab mir einen Vorgeschmack der Enttäuschungen, die unsern Freund erwarten, und als ich ihn so berauscht von seinem Ruhme sah, fragte ich mich, wie er es wohl ertragen würde, ihn plötzlich schwinden zu sehen."

„Weshalb sollte er ihn verlieren?" fragte Mayrault betroffen.

„Weil jeder von uns nur eine solche glänzende Stunde hat, und hinterdrein die traurigen kommen. Das Schönste, sehen Sie, kleiner Mayrault, ist es, in der Vollkraft des Talents zu sterben, im Beginn der Laufbahn."

Es entstand eine Pause. Mayrault und die beiden Frauen, die sich auf das Geländer stützten, blickten einander teilnahmevoll an. Ténérand setzte aufs neue sein Pfeifchen in Brand und fuhr dann mit gleichmütiger Stimme fort:

„Weshalb bin ich, Adolf Ténéran, nachdem ich zu Beginn meiner Laufbahn so viel versprechende Hoffnungen erregte, so gründlich entgleist, wie nur irgendeiner? Hat etwa

mein Talent nachgelassen? Keineswegs. Ich beweise täglich, daß ich Talent habe, und mehr als viele andere, die obenauf sind und geringschätzig von mir reden, wenn sie nicht etwa ein neues Werk fertig haben, für das ich Reklame machen soll. Trotzdem habe ich verspielt und keine Hoffnung mehr, den Beifall wiederzugewinnen und von den Lesern ernst genommen zu werden, oder für meine Kollegen etwas anderes zu sein als „der gute Téneran“. Warum? Weil ich mich thörichterweise in eine Unwürdige verliebte. Alles, was von Idealen in mir gewesen war, wurde vernichtet durch die Liebe für diese Frau. Um ihren Luxus zu bestreiten und ihre Vergnügungssucht zu befriedigen, spannte sie mich vor den journalistischen Karren, um das nötige Geld zu beschaffen. Darüber vergeudete ich mein Talent und schädigte meinen Namen. Ich war dem Ziel nahe gewesen, ich hätte nach dem Ruhm nur noch die Hand auszustrecken brauchen: ein Weib hat mich erst im Lauf aufgehalten und mich dann zurückgeworfen. Meine schöpferischen Fähigkeiten sind bei den gutbezahlten journalistischen Arbeiten abgenutzt worden. Jedermann weiß, daß ich Artikel für fünfhundert Francs schreibe. Seitdem habe ich aufgehört, eine Persönlichkeit zu sein. Es ist nun einmal so, was man auch dagegen sagen mag, vom Gelde hängt das Glück ab. Einer der größten Schriftsteller unserer Zeit, den man fragte, was der Zweck der Kunst sei, antwortete cynisch: „Geld zu verdienen!“ Es werden nur wenige den Mut haben, dies gerade heraus zu bekennen; aber alle lügen, die behaupten, daß sie das Geld verachteten. Und die keins haben, finden sich damit ab, weil sie nicht anders können. Ein jeder nennt sie unglücklich, was doch beweist, daß sie nicht sehr beneidenswert sind.“

„Aber Téneran,“ sagte Mayrault etwas ungeduldig. „Wenn Sie zwischen dem Talent und dem Gelde zu wählen hätten, was nähmen Sie?“

Der Kritiker sah den Frager spöttisch an.

„Kindskopf! Mein Leben giebt die Antwort darauf! Du hast mich also nicht verstanden? Ich habe das Talent dem Gelderwerb geopfert und habe dabei keine Reichtümer gesammelt und mein Talent verloren! Freilich ist es besser, in

einer Dachkammer verhungern und ein Meisterwerk schaffen, als im Ueberfluß leben und Schund malen. Aber zu solchem Verzicht auf alle äußeren Annehmlichkeiten gehört Charakter. Traust du dir ihn zu? Ich habe es nicht gekonnt. Wie viele sind eines solchen idealen Heldenmuts fähig?"

„Lieber Freund," sagte Mayrault mit fester Stimme, „die ganze Frage läuft darauf hinaus: Glauben Sie, daß ein Künstler in Wohlstand und Bequemlichkeit das Meisterwerk hervorbringen könnte, das er in Not und Sorge erschafft?"

„Das glaube ich nicht. Aufrichtig gesagt, halte ich die Armut für den Sporn, der dem Genie notwendig ist!"

„Nun wohl, so lebe die Armut!" rief der junge Mann mit blitzenden Augen.

Therese Aufridis Lippen zuckten. Ihr milder, klarer Blick streifte Daniels Gesicht. Eine leise Röte färbte ihre Wangen, während Zélie in die Hände klatschte und sagte:

„So war's recht, Mayrault! Bravo, lieber Junge! Mit einem Strich haben Sie alle paradoxen Behauptungen des ewig lästernden Téméran über den Haufen geworfen. Nein, mein Bester," wendete sie sich an den Schriftsteller, „behalten Sie Ihre alles auflösenden Theorien für die Leser, die Sie verblüffen wollen. Bei uns machen Sie damit kein Glück!"

Sie schwiegen. Denn die Terrasse füllte sich jetzt mit Gruppen von Bekannten, die aus dem Restaurant kamen und sich nach der Eisenbahn begeben wollten. Hochrot, mit lauter Stimme perorierte der Kabinettschef des Ministers im Kreise der Kandidaten für die Ehrenlegion, und mit großer Zungenfertigkeit gab er seine Kunstanschauungen zum besten, während bewunderndes Schweigen um ihn herrschte.

„Sehen Sie dies schöne Schauspiel menschlicher Erbärmlichkeit," sagte Téméran. „Dort um diesen Federfuchser drängen sich Schriftsteller und Maler, die alle Talent besitzen. Für ein Bändchen ins Knopfloch oder für eine Bestellung würde sich ein jeder platt auf den Bauch werfen, falls er es verlangte. Ach, Mayrault, er hat Sie gesehen — er bleibt stehen und winkt Ihnen — so beeilen Sie sich doch, junger Mann; denn es ist Ruhm und Reichtum, die Ihnen durch die Hand dieses dicken, kurzsichtigen Schwätzers zuwinken. Was?

Sie rühren sich nicht von der Stelle? Sind Sie verrückt? Läßt man eine sich so bietende Gelegenheit vorübergehen?"

Da der hohe Beamte sah, daß Mayrault seinen Gruß nicht beachtete, entließ er den Schwarm seiner Zuhörer mit einer kurzen Handbewegung und näherte sich der Gruppe der Freunde von Mels.

„Ah, Monsieur Mayrault, jetzt begreife ich, daß Sie uns so schnell nach Tisch verließen! Sie waren in so angenehmer Gesellschaft."

Er begrüßte Therese und Zélie und lächelte Ténéran gnädig an. Es schien ihm mehr daran zu liegen, dem Kritiker als den Damen zu gefallen. Aber Ténéran verzog keine Miene.

„Monsieur Mayrault, ich wollte mit Ihnen im Auftrage des Ministers von dem Konkurrenzprojekt für den Schmuck des Kolonialpalastes sprechen. Alle unsere großen Meister haben sich daran beteiligt. Warum haben Sie keine Skizze eingesendet?"

Mayrault wurde dunkelrot.

„Monsieur Mels hat sich um diese Arbeit beworben. Es schien mir nicht richtig oder schicklich, ihm in den Weg zu kommen."

„Das ist die Handlungsweise eines hingebenden Freundes."

„Nein, nur die eines dankbaren Schülers!"

„Löblich, höchst löblich!" sagte der Kabinettschef, dann zog er Mayrault beiseite und setzte leise hinzu:

„Wir wissen, welchen Anteil Sie an dem von Mels eingereichten Entwurf haben. Ueberall ist Ihre Hand in der Ausführung zu erkennen — die ganze Künstlerschaft redet davon. Kommen Sie morgen ins Ministerium, der Minister möchte Sie sprechen. Kommen Sie, es ist ebenso sehr im Interesse von Mels wie in Ihrem eigenen. — Ich kann Sie doch anmelden?"

„Ja."

„Und seien Sie nicht so spröde, mein Bester," setzte der Spender der offiziellen Gnadenbeweise laut hinzu. „Man will Ihnen wohl. Kehren Sie nicht dem Glück den Rücken!"

„Hm," sagte Ténéran bedeutsam. „Vorstigkeit scheint ein viel sichereres Mittel zu sein, etwas zu erreichen, als wenn man darum bittet."

—

„Ach, Monsieur Ténéran, machen Sie das doch den Leuten begreiflich, die dort auf mich warten," sagte der Beamte und deutete auf die Gruppe der Bittsteller, die bereit stand, um sofort wieder den einflußreichen Mann zu umringen.

„Ach die da!" sagte der Kritiker. „Mit denen brauchen Sie keine Umstände zu machen, die finden Sie immer! Sie wachsen wie Disteln, je mehr man davon ausreißt, nur um so kräftiger."

In diesem Augenblick trat Mels aus dem Restaurant, ebenfalls von einer Zahl seiner Freunde geleitet, und lenkte auf die offizielle Gruppe zu. Er bedankte sich nochmals, verabschiedete sich von seinen Begleitern und begab sich mit einer gewissen Eile zu seinen nächsten Freunden.

„So, das wäre vorüber! Nun bin ich frei!" sagte er vergnügt. „Sie fahren mit der Eisenbahn fort. Wir begleiten sie doch nicht?"

„Darauf kannst du Gift nehmen!" rief Ténéran. „Ich habe genug von ihnen! Mir wurde ordentlich übel dabei! Jetzt wollen wir wieder einfach und natürlich sein!"

„Wie? Du bist verstimmt, weil du im Pavillon Heinrichs des Vierten in einem Kreise von Bekannten gefrühstückt hast?" sagte Mels und klopfte dem Freunde heiter auf die Schulter. „Taugte denn das Essen nichts? Oder waren die Weine schlecht?"

„Essen und Trinken war ausgezeichnet! Wenn nur nicht die Gäste gewesen wären!"

„Alter Brummbär! Es waren doch meine Kollegen und meine Schüler! Es wäre dir doch auch nicht recht gewesen, wenn zur Feier der Verleihung der Ehrenmedaille an mich niemand gekommen wäre! Dann hättest du über Neid und Eifersucht geschimpft."

„Also du hast wirklich deine Freude daran gehabt?"

„Gewiß!"

„Dann um so besser! Und nun das kleine Fest vorbei ist, wollen wir nach Hause gehen, und da die Gesellschaft mit der Eisenbahn fährt, nehmen wir das Schiff!"

„Das letzte Schiff!" stimmte Zélie heiter bei.

„Und du, Therese, hast du dich auch gelangweilt wie Ténéran?"

„Wenn ich so freundliche Dinge über Sie höre, langweile ich mich nie.“

„Gute Therese!“

Er schob seinen Arm in den des reizenden jungen Mädchens und zog sie sanft an sich, indem er seine hohe Gestalt aufrichtete und mit freudigem Stolz sagte:

„Wir essen doch alle zusammen?“

„Freilich! Wenn's dir recht ist.“

„So kommt. Es ist schon Drei vorbei!“

---

## II.

Eines Tages, als Mels sich mit dem Entwurf seines Gemäldes „Der Aufstand“ beschäftigt hatte und doch nicht recht damit zurecht kommen konnte, verließ er das Atelier zeitig und schlenderte über die Boulevards. Die Gestalt einer kleinen Blumenverkäuferin aus seinem Bilde lag ihm im Sinn, die vom Anblick der Verwundeten und Toten entsetzt, sich hinter einer Hausthür verbirgt.

Plötzlich blieb er stehen.

Dicht vor sich sah er ein brünettes, halbwüchsiges Mädchen, das trotz seiner zerlumpten Kleidung, der mageren und elenden Gestalt hübsch war und den Vorübergehenden Veilchensträuße zum Kaufe anbot. An dem einen Arm trug sie einen schweren Korb, mit der anderen Hand bot sie mit freundlichem Lächeln ihre Ware an. Die Kleine war die Verkörperung seines Traums. Sie hielt ihm einen Strauß hin und sah mit ihren blauen Augen zu ihm empor. Er nahm die Blumen und sagte:

„Wie viele hast du noch in deinem Korbe?“

Sie zählte den Rest.

„Einundzwanzig, mein Herr.“

„Da hast du hundert Sous. Komm etwas beiseite, damit ich mit dir reden kann.“

Das Gesicht des Mädchens nahm einen finsteren Ausdruck an; doch folgte sie Mels. Der Maler sah die Kleine mit prüfenden Blicken an; er kam schon mit sich ins Reine, welche Stellung er ihr geben wollte; dann fragte er:

„Willst du jeden Tag zehn Franken verdienen?“

Jetzt aber wurde die Kleine zornig. Sie sah Mels schief an, und mit einer Empörung, welche die traurigen Erfahrungen bewies, die sie auf den Pariser Straßen gemacht hatte, rief sie: „Bewahre! Ich verkaufe nur Blumen!“

Mels wurde dunkelrot. Sein schönes Gesicht verriet Unwillen und Erstaunen; dann sagte er:

„Was denkst du von mir! Ich will dich als Modell für ein Bild haben ... Hier ist meine Adresse!“

Damit warf er ihr seine Karte hin.

„Wenn du dich entschließen willst, zu mir zu kommen, so sei um zehn Uhr da. — Im übrigen behalte meine fünf Franken und deine Blumen.“

Er hatte seine gute Laune wiedergewonnen und ging mit weit ausholenden Schritten den Boulevard entlang. Auf der Karte las die Kleine: Mels de Feutrait, Mitglied der Kunst-Akademie, Avenue de Villiers 140.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr führte Mels' Diener die kleine Blumenverkäuferin in das Atelier seines Herrn. Sie war noch ebenso zerlumpt wie am vorigen Tage, aber reingewaschen. Den Korb trug sie am Arm; doch war er leer.

„Nun, Kleine,“ sagte der Maler, „du hast dich also eines Besseren besonnen?“

„Ja, Herr, und dann hat mir's auch Mutter Bavoyer, meine Prinzipalin, befohlen.“

„So! Deine Prinzipalin! Was thut sie?“

„Nichts, Herr! Sie lebt von dem, was ich abends heimbringe.“

„Und wie kommst du zur Mutter Bavoyer? Bist du mit ihr verwandt?“

„Nein, Herr! Ich bin nur bei ihr und verkaufe für sie. — Sie hat mich aufgenommen, als meine Eltern mich verlassen hatten ...“

„Wie alt warst du damals?“

„Sie sagt, ich wäre zwei Jahre alt gewesen. Damals bettelte Mutter Bavoyer und da brauchte sie mich. Ich mußte die Hand hinhalten und weinen ...“

„Weinen? Warum weinen?“

„Um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen!“

„Du weintest ohne Grund —?“

„Ach nein, Herr! Ich wußte, wenn ich nicht weinte, hätte mich Mutter Bavoyer gekniffen, bis es blutete — da weinte ich aus Angst.“

Mels schlug empört die Hände ineinander.

„Die Hexe! Und warum hast du dich nicht beklagt? Es sind doch Polizisten auf den Straßen?“

„Ach, Herr! Vor denen hatte ich noch mehr Furcht als vor Mutter Bavoyer. Ich weiß, wenn ich mich beschwert hätte, würde ich zu den verwahrlosten Kindern in die Anstalt gebracht worden sein — und ich wollte lieber meine Freiheit behalten ... Und Mutter Bavoyer war schließlich nicht gerade schlecht zu mir. Wenn ich viel verdient hatte, behandelte sie mich ganz gut. Und manchmal nahm sie mich Sonntags nach Saint-Ouen mit. Dann bettelten wir in den Restaurants — das war immer ein Fest für uns.“

„Und Mutter Bavoyer hat dich zur Sitzung zu mir geschickt?“

„Ja, Herr! Und sie hat mir gesagt, ich könnte mein Glück bei Ihnen machen.“ —

Mels blickte die Kleine lange an, als sie diese Worte gesagt. Er sah, wie sie lächelte, wie klar ihr Auge, wie rein ihre Stirn war. Er klingelte. Seine Haushälterin, die alte Prudentia, erschien.

„Sehen Sie sich dies zerlumpte kleine Mädchen an, Prudentia, und kaufen Sie ihr nach dem Frühstück in einem Kleidermagazin einen ordentlichen Anzug. Für die Sitzung sind diese Lumpen vortrefflich, aber fürs tägliche Leben taugen sie nicht. Nun steige auf den Tritt, Kleine, nimm den Korb mit. So bleibe stehen. So ist's gut. Ganz natürlich. Jetzt bleibe in der Stellung! — Wie heißt du, Kind?“

„Therese.“

„Therese, du kannst mir weiter erzählen, das Sprechen wird dich munter erhalten.“

Während er mit Kohle die Umrisse der Gestalt auf der Leinwand skizzierte, erzählte ihm die Kleine treuherzig von ihrem Leben, das erst so kurz, aber doch so reich an Erfahrungen war. Sie heiße Therese Aufridi und sei die Tochter einer Italienerin, welche Aktmodell in den Ateliers der Place Pigalle gestanden

habe, berichtete sie. Ihr Vater? Ja — das wisse sie nicht! Mels erinnerte sich sehr wohl, die schöne Aufridi gesehen zu haben, die eine Zeitlang Puvis de Chavannes für seine Fresken im Pantheon gestanden hatte. Dann war sie eines Tages verschwunden. Irgend einer ihrer Liebhaber hatte sie mitgenommen, aber nicht Lust gehabt, sich die Sorge für die Kleine aufzubürden, und seitdem war nichts wieder von ihr gehört worden.

Damals hatte Mutter Bavoyer die Verlassene zu sich in ihre Spelunke genommen.

Die einzige Zuneigung, die Therese während ihrer Kindheit empfand, galt Zélie Bazin, die sich wie sie auf dem Platz Saint-Pierre herumtrieb, und an Feiertagen thaten sie sich an gerösteten Kartoffeln gütlich, die sie in dem Lädchen bei Madame Bonvin kauften und aus einer Papierdüte verzehrten.

Bei diesen Festmahlen hielt Zélie ihre Genossin frei; denn Therese besaß nie einen Centimen, und sie würde es für unehrenhaft gehalten haben, Mutter Bavoyer über die Höhe ihrer Einnahme zu täuschen. Abgesehen davon würde ihr dies auch nicht gelungen sein. Die alte Frau hatte Luchsaugen, welchen nichts in dem Gesichtsausdruck ihrer Kostgängerin entging. Die ganze traurige Vergangenheit des Kindes entrollte sich allmählich vor dem schweigend und aufmerksam arbeitenden Maler. So hatte er drei Stunden gezeichnet, ohne sich einen Augenblick auszuruhen, als er die Kreide hinwarf und sagte: „So ist's genug für heute!"

Als die Kleine vom Maltisch heruntergestiegen war, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus. Denn auf der Leinwand sah sie in fester, markiger, meisterhafter Zeichnung sich mit dem Korb am Arm, den zerlumpten Kleidern und den zerrissenen Schuhen. Außerdem hatte der Maler in einer Ecke der Leinwand den Kopf noch zweimal in verschiedener Haltung gezeichnet. Und in jeder dieser Studien, mit veränderter Stellung und anderem Ausdruck, war es die leibhaftige, nur durch das Talent des Künstlers verklärte Therese. Sie stand eine Weile in stummer Bewunderung davor.

„Ach, Herr Mels," sagte sie endlich und faltete die Hände wie zum Gebet. „Nicht wahr, Sie schenken mir eins von meinen drei Gesichtern?"

„Gewiß, mein Kind, wenn das Bild fertig ist."

„Haben Sie lange daran zu thun?“

„Nun, mindestens mehrere Wochen.“

„Um so besser!“

„Es langweilt dich nicht?“

„Ach nein, Herr Mels, es ist so schön, was Sie da machen!“

„Nun gut, so komme morgen wieder! Statt nach meinen Studien werde ich nach der Natur arbeiten; dabei kommt mehr heraus.“

Er klingelte. Prudentia erschien.

„Haben Sie die Sachen für das Mädchen gekauft?“ fragte er die Wirtschafterin.

„Jawohl, Herr Mels, sie sind in meiner Stube.“

„Dann nehmen Sie die kleine Therese mit sich und stellen Sie sie mir nachher in ihrem neuen Anzug vor.“

Therese verließ das Atelier so gut gekleidet, wie sie es noch nie im Leben gewesen war; außerdem hatte sie einen sehr schmackhaften Imbiß im Magen und ein goldenes Zehnfrankenstück in der Tasche. Mutter Bavoyer empfing sie hocherfreut und fragte sie genau nach allem. Als Therese am nächsten Morgen im Atelier erschien, war sie ebenso zerlumpt gekleidet wie am ersten Tag, und die Stiefel an ihren Füßen zeigten noch klaffendere Risse und Löcher.

„Nun?“ fragte Mels erstaunt. „Wo ist denn das Kleid, das du gestern bekommen hast?“

Therese brach in Thränen aus und sah den Künstler verwirrt an.

„Ach, Herr Mels, Mutter Bavoyer hat gesagt, das alte Zeug wäre gut genug für das, was ich hier zu thun hätte!“

„So!“ sagte der Maler lächelnd. „Fangen wir an, und nun steige auf den Maltisch!“

Dann rief er die Wirtschafterin und zeigte auf die Kleine:

„Sehen Sie! Wie man sie uns herschickt!“

„Ach, Herrje! Ist das menschenmöglich!“ meinte die Alte. „Aber was werden der Herr nun thun?“

„Ihr andere Sachen kaufen. Besorgen Sie sie wieder in dem Magazin, Prudentia. Nur wenn das noch einmal vorkommt, dann giebt es etwas!“

Der Tag verging wie der vorhergehende. Mels führte die Figur weiter aus; dann, nachdem Therese wieder gekleidet und gespeist worden war, schickte er sie heim. Am nächsten Morgen blieb Therese fort. Mels wartete den ganzen Tag auf sie und wurde gereizt und nervös darüber. Als Prudentia sich abends erkundigte, ob sie gekommen sei, sagte er ärgerlich:

„Sehen Sie, wir sind hinters Licht geführt. Die Kleine ist eine Schwindlerin und ihre Prinzipalin eine Canaille, mit der sie unter einer Decke steckt. Wir können noch froh sein, wenn sie uns während ihres kurzen Aufenthalts nichts gestohlen hat.“

„O nein, gnäd'ger Herr, es fehlt nichts.“

„Das ist noch ein Glück! Uebrigens genügen mir die nach ihr gemachten Studien. Ich bin nur mit den zwei Anzügen hereingefallen! Doch ist es mir nicht leid! Das Gesichtchen war es wert.“

Am nächsten Morgen war er sehr erstaunt, als Therese wiederkam, diesmal jedoch in Begleitung der Mutter Bavoyer.

„Bester Herr, was sagen Sie dazu, daß die kleine Herumtreiberin gestern nicht wieder zu Ihnen kommen wollte,“ fing das Bettelweib in schmeichlerischem Ton an, „und heute wäre sie auch nicht gekommen — ohne mich! Nach allem, was der Herr für sie gethan hat und auch gewiß noch für sie thun will ... Ja, das ist solch Landstreichervolk! Wenn man bedenkt, daß ich sie nun von Klein auf bei mir habe und sie füttere und für sie sorge, als wäre sie mein eigen Kind. Aber Dankbarkeit! Kein Gedanke! Und wenn sie kurz und klein geschlagen würde — keine Spur davon!“

Mels sah die Bavoyer groß an und zeigte auf Therese, die zerlumpter denn je vor ihm stand.

„Gute Frau, Sie haben wohl eine Lumpensammlung? Je mehr neue Sachen ich der Kleinen schenke, mit um so älteren kommt sie her.“

„Ja, bester Herr, das ist nur von wegen ihrer Unordnung. Alles, was sie anrührt, macht sie schmutzig — deshalb hebe ich ihr die neuen Sachen für die Feiertage auf.“

„Hören Sie, Madame Bavoyer, denn so heißen Sie ja wohl, die Tage, an denen die Kleine zu mir kam, waren doch

sozusagen Feiertage für sie. Warum bist du gestern nicht gekommen, Therese?"

Das Mädchen senkte den Kopf, ohne zu antworten.

„Hast du dich lieber herumgetrieben und Blumen verkauft?"

Therese sah ihn vorwurfsvoll an, blieb jedoch stumm.

„So antworte doch!" sagte die Bavoyer mit süßlichem Ton und trat an die Kleine heran. „Sage dem lieben, freundlichen Herrn, daß du nicht gestern sitzen mochtest — so rede doch!"

Dabei packte sie sie am Arm, und Therese wurde rot vor Schmerz bei dem Griff der Alten, schwieg aber beharrlich weiter.

„So, Madame Bavoyer, da Sie sie einmal hergebracht haben, können Sie sie hier lassen. Sie mag mir heute noch einmal sitzen; aber damit ist es dann genug."

Nachdem Mels die Alte entlassen hatte, kam er zu der Kleinen zurück und sah sie prüfend an.

„Nun wir allein sind, willst du mir sagen, weshalb du gestern nicht wiedergekommen bist? Nicht wahr? Vor mir fürchtest du dich doch nicht?"

Therese, die den Kopf gesenkt hielt, als ob sie geopfert werden sollte, verneinte es.

„Nun, so sprich dich doch aus. Bist du wirklich so undankbar, wie Mutter Bavoyer behauptet? Weißt du nicht zwischen Gut und Böse zu unterscheiden?"

Das Kind sagte nichts, sondern fing an zu weinen. Als Mels weiter mit Fragen in sie drang, gestand sie endlich alles.

Mels ging nachdenklich in seinem Atelier auf und ab und beobachtete unmerklich das Kind, das immer noch weinte. Die Bewegung schien seine Nerven zu beruhigen; dann blieb er vor Theresen stehen.

„Mein Kind, das alte Weib, bei dem du lebst, ist ein Scheusal. Ihre Absichten mit dir sind ganz klar. Wenn sie diesmal keinen Erfolg gehabt hat, weil du es mit einem anständigen Manne zu thun hattest, so könntest du doch ein andermal in die Hände eines gewissenlosen Menschen fallen. Es fragt sich nun, ob du ein ordentliches Mädchen werden oder dich weiter auf der Straße herumtreiben willst. Du mußt mir sagen, was du vorziehst. Je nachdem deine Antwort ausfällt, werde ich handeln."

Nun flehte das Kind mit leidenschaftlichen Worten Mels an, sie nicht zu verlassen. Diesmal konnte er an der Aufrichtigkeit ihrer Worte nicht zweifeln. Sie bat ihn, ob sie nicht im Hause als Dienstmädchen bleiben könne, nur solle er sie nicht heimkehren lassen.

„Ach, Herr, keine Arbeit soll mir zu schwer sein, wenn ich nur nicht zur Mutter Bavoyer zurück brauche. Ach, bitte, schicken Sie mich nicht zu ihr zurück! — Ich weiß, sie hat kein Recht auf mich — das haben mir die Eltern von Zélie gesagt. Aber ich hatte so große Furcht vor der Polizei, daß ich nie gewagt habe, wegzulaufen. — Sie sind so gut, helfen Sie mir! Lassen Sie mich nicht wieder in ihre Hände fallen!“

Dann fing sie wieder an, zu weinen und zu wehklagen. Die alte Prudentia war ganz erschüttert davon, und in ihrer freimütigen Art äußerte sie gegen Mels:

„Aber Herr, Sie müßten kein Herz im Leibe haben, wenn Sie sich der Kleinen nicht annehmen wollten. Ich möchte sie gern bei mir behalten, wenn's Ihnen recht ist, und Sie brauchen sich nicht um sie zu kümmern —“

„Nun gut, Prudentia! Dann gehen Sie zum Polizeikommissar und ersuchen Sie ihn, zu mir zu kommen — denn man muß doch wissen, was man etwa dabei wagt — jedenfalls ist der Bavoyer alles zuzutrauen! Aber bis er kommt, wollen wir arbeiten!“

Therese nahm wieder ihre Stellung ein, und bis der Polizeikommissar eintraf, malte Mels eifrig an seinem Entwurf. Der Polizeibeamte war ein Biedermann, der für die Malerei schwärmte und in seinem Revier von Monceau sich als den berufenen Gönner der Künstler fühlte. Wehe dem, der seinen Schützlingen zu nahe trat! Er hatte einen Bäckerjungen arretieren lassen, der Monsieur Detaille aufgebackenes statt frisches Brot gebracht hatte. Er hielt streng darauf, daß die Hausbeschließer der Ateliers zuvorkommend gegen die Mieter waren.

Mit strahlender Miene erschien er bei Mels, überglücklich, sich dem „verehrten Meister“ zur Verfügung stellen zu können. Als er erfuhr, um was es sich handle, geriet er in große Empörung. In ihrer Eigenschaft als Straßenbettlerin hätte er Therese ohne Umstände eingesteckt, als Modell erfreute sie sich seines Schutzes.

Er übernahm es, Nachforschungen über die Bavoyer anzustellen und ermächtigte Mels, die kleine Therese vorläufig bei sich zu behalten.

Die Erkundigungen waren schnell erledigt und entscheidend. Die Bavoyer war eine offenkundige Trinkerin, mit der die Justiz wegen Diebstahl schon manch Hühnchen gepflückt hatte. Ihr Ehemann, von Beruf Lumpensammler, war verschwunden. Sie hatte zwei Töchter: eine diente als Kellnerin in einer Kneipe des Studentenviertels, die andere war in Begleitung einer Sängerin nach Amerika ausgewandert und hatte nichts mehr von sich hören lassen. Der Kommissar riet Mels, einen Antrag bei der Staatsanwaltschaft einzureichen und sich bereit zu erklären, die Erziehung der jungen Therese Aufridi zu übernehmen. Er versprach, von Seiten der Behörde alle Schwierigkeiten zu beseitigen.

So sah sich Therese plötzlich zum Range eines Mündels von Mels erhoben. Leichtfüßig und still ging sie im Hause umher, alles, was sie sah, erregte ihr Interesse; mit Leidenschaft las sie die Bücher, die ihr in die Hände kamen, und besah die Mappen, in denen Mels seit zwanzig Jahren kostbare Kupferstiche gesammelt hatte.

Eines Morgens überraschte der Maler seine Pflegebefohlene im Atelier, während sie vor einer Leinwand saß und so eifrig zeichnete, daß sie sein Hereinkommen nicht gehört hatte. Er konnte unbemerkt an das Kind herantreten und zu seinem Erstaunen sehen, wie sie eine Zeichnung von Greuze kopierte. Als er ihr die Hand auf die Schultern legte, wendete sich Therese betroffen um und errötete. Sie blieb vor ihm stehen, noch den Bleistift in der Hand haltend, und sah Mels angstvoll an. Er aber nahm ruhig die Zeichnung, betrachtete sie genau und zeigte ihr dann am Original mit ein paar kurzen Erklärungen die Fehler ihrer Arbeit. Dann klopfte er der Kleinen auf die Wange und fragte:

„Hättest du Lust, zeichnen zu lernen?“

„Ja, große Lust!“

„Gut, ich werde dir Stunden geben.“

Er bemerkte sehr bald, daß sie begabt war. Mit einer außerordentlichen Schärfe des Blicks erfaßte sie die Formen und

Farben und gab sie in voller Wahrheit wieder. Ihr naiver und gewissermaßen barbarischer Impressionismus interessierte Mels. Er hatte das Kind vom ersten Tage an nach der Natur arbeiten lassen. Nichts von Lithographien, nichts von Gipsmodellen gab er ihr. Er nahm Blumen, ordnete sie in eine Vase, stellte sie auf den Tisch und sagte zu Therese:

„Gieb das wieder, auf welche Weise du es willst. Nimm weiße und schwarze Kreide, oder Pastellfarben, oder den Bleistift, kurz, was du willst, wenn du nur deinen Zweck erreichst.“

Und Therese hantierte unbefangen, bald mit Bleistift, Kohle oder Farben, und gab das Gesehene so merkwürdig wieder, daß der Maler völlig verblüfft war. Eines Tages fand er das Mädchen, während sie die alte Prudentia zeichnete. Sie saß in der Wäschekammer, die nur durch ein Fenster erhellt wurde, hatte das Zeichenbrett auf ihren Knieen und zeichnete die Wirtschafterin, welche die Hemden ihres Herrn ausbesserte. Mels blieb einen Augenblick still vor Thereses Zeichnung stehen. Sie war von sprechender Aehnlichkeit trotz des Ungeschicks einer Anfängerin. Doch zeigte diese kindliche Skizze so viel reines Gefühl und Wahrheit, daß der Meister förmlich davon ergriffen war und sagte:

„Mach' nichts mehr daran. Du würdest es nur verderben. Schreibe deinen Namen und das Datum unter die Zeichnung, sie wird dir später Vergnügen machen, wenn du etwas kannst.“

„Werde ich denn etwas können?“ fragte Therese lächelnd.

„Ja gewiß, wenn du arbeitest.“

„Ach wie gern! Nichts macht mir mehr Vergnügen.“

Am nächsten Tage kam zufällig ein Kollege zu Mels in das Atelier; er war ein berühmter Porträtmaler, einer der Sterne der französischen Schule. Er sah die Zeichnung auf dem Tisch liegen, betrachtete sie aufmerksam und fragte dann den Freund:

„Was ist denn das für eine Studie einer alten Frau, die mit ‚Therese‘ unterzeichnet ist?“

„Sie fällt Ihnen auch auf?“

„Sie ist höchst merkwürdig! — Sie erinnert fast an einen Holbein.“

„Nicht wahr! Und nun lassen Sie sich sagen, lieber Freund, daß sie von einem jungen Mädchen gemacht ist, welches ich aus Mitleid aufgenommen und bei mir behalten habe.“

„Das ist erstaunlich! Kann ich sie sehen?"

Therese wurde gerufen und erschien.

„Hm! Das ist ja die Kleine von Ihrem Bilde ‚Der Aufstand'! — Ein reizendes Kind! — Mademoiselle, wollen Sie mir Ihre Zeichnung geben? Ich werde dafür Ihr Porträt malen!"

„Nun sieh, Therese, du wirst noch berühmt werden," bemerkte Mels mit etwas erzwungenem Lächeln, änderte den Gesprächsgegenstand und schickte seine Schülerin fort. Er wunderte sich, als er darüber nachdachte, welchen unangenehmen Eindruck ihm das an Therese gestellte schmeichelhafte Anerbieten gemacht hatte. Es erregte eine Art von Eifersucht in ihm.

Er prüfte sich streng und merkte, daß Therese in seinen Gedanken bereits einen größeren Platz einnahm, als er ihr hatte zugestehen wollen. Das rief eine plötzliche heftige innere Auflehnung bei ihm hervor. Er beabsichtigte unabhängig zu bleiben, keine Herrschaft über sich zu dulden, mochte sie auch noch so sanft sein. Er war Junggeselle geblieben, hatte keine festen Verbindungen angeknüpft. Bei diesem Zustande befand er sich zu wohl, als daß er daran etwas hätte ändern oder sein Leben mit Sorgen für eine Familie belasten mögen.

Der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, daß er eine Dummheit begangen habe, als er sich der Waise annahm. Dann gewann jedoch seine angeborene Großmut wieder die Oberhand. Er beschloß, sich keiner der übernommenen Verpflichtungen zu entziehen, sie jedoch so wenig unbequem wie möglich zu gestalten. Das brachte ihn zu dem Entschluß, Therese in eine Unterrichtsanstalt zu geben, in der sie lernen konnte, was sie noch nicht wußte: nämlich alles. In der Nähe befand sich eine vortreffliche Lehranstalt für junge Mädchen. Zu ihrem großen Kummer mußte sich Therese frühmorgens dorthin begeben und kehrte erst spät zum Essen zurück. Auf diese Weise erhielt Mels seine Freiheit wieder, und sein Mündel wurde eine gebildete junge Dame.

Doch gab sie dabei das Zeichnen nicht auf. Sie benutzte die Abendstunden, um neben der alten Prudentia, in der Wäschekammer sitzend, sich darin zu üben. Mels speiste jeden Abend entweder im Klub oder war eingeladen. Therese sah ihn des-

halb meist nur morgens einen Augenblick, ehe sie fortging, oder Sonntags. Ihr Verhältnis zu einander war das denkbar korrekteste, wie das eines Onkels zu seiner Nichte, eines Vormundes zu seinem Mündel.

Mels war damals fünfundvierzig Jahre alt und besaß noch die ganze Schönheit, die ihn in seiner Jugend ausgezeichnet hatte. Seine hohe, schlanke Gestalt war dank der Leibesübungen und Wasserbehandlung nicht zu stark geworden. Sein schönes Antlitz, eine italienische Ritterphysiognomie mit braunem Spitzbart, zeigte kaum irgend eine Falte, und nur an den Schläfen färbte sich das Haar leicht grau.

Auch für das Kind war die Zeit nicht stehen geblieben, und sie zählte nun achtzehn Jahre. Sie war nicht mehr die kleine Blumenverkäuferin, die vor der Madeleinekirche bettelte, und ebenso wenig glich sie den jungen Mädchen der bürgerlichen Kreise. Therese war von mittlerer Größe, sehr gut gewachsen, brünett, mit blauen Augen und von Natur gelockten Haaren. In ihrem Kopf hatten sich alle die ihr teils unklaren, teils pedantischen Kenntnisse aufgestapelt, welche die bekannten Universitätsprofessoren — denn nur solche unterrichteten an der Lehranstalt von Mademoiselle Batilly — ihr über Litteratur, Geschichte und alles Uebrige beigebracht hatten. So war sie wie ihre Genossinnen ein kleiner Papagei geworden, der fertige Meinungen mit ebenso bedrückender als unfehlbarer Sicherheit nachzuplappern gelernt hatte.

Was jedoch diese glänzenden Erzieher trotz ihrer Bemühungen bei Therese nicht hatten verbilden können, war ihr künstlerischer Sinn, der völlig unabhängig geblieben war. Desgleichen die urwüchsige Redeweise. Dieser Stempel blieb ihr von ihrem Nomadenleben für alle Zeiten erhalten. Ausdrücke, die sie auf dem Montmartre aufgelesen hatte, tauchten in der feinen, angelernten Sprache immer wieder auf, so wie in kurzgeschorenem und vorzüglich gehaltenem englischen Rasen sich hier und da eine Schirlingspflanze nicht ausrotten läßt.

Es hatte großes Aergernis gegeben, als in der Litteraturstunde der Professor, welcher in dem sicheren Bewußtsein, daß ihm niemand widersprechen dürfe, einen modernen Schriftsteller herunterriß, von Therese, die denselben zufällig an ihren Sonn=

tagen im Atelier von Mels gelesen hatte und über das Urteil ganz empört war, mit einem respektwidrigen „Oho!“ unterbrochen worden war. Als gar der gute, geistreiche Labiche trotz seiner Unsterblichkeit wie ein ganz gewöhnliches Menschenkind behandelt wurde, hatte sie sogar: „Blech!“ gerufen, was entsetzliches Aufsehen machte.

Mademoiselle Batilly war ganz starr vor Empörung. Sie dachte ernstlich daran, Therese heimzuschicken, aber der Vormund war eine zu gewichtige Persönlichkeit, als daß man sich so etwas gegen ihn hätte erlauben dürfen. So wurde er nur brieflich von Mademoiselle Aufridis sprachlichen Vergehungen benachrichtigt. Er antwortete darauf mit seiner schönsten Handschrift, daß seiner Meinung nach der Professor Unrecht habe, und daß persönliche Angriffe auf lebende oder erst kürzlich verstorbene Schriftsteller ihm höchst unschicklich erschienen. Allerdings könne er es nicht billigen, daß Mademoiselle Therese ihrer Meinung einen stark populären Ausdruck verliehen habe, doch sei er sicher, daß kein Akademiker sie deshalb tadeln werde, da ihre Absicht eine gute gewesen sei.

In der That zeigte sich Thereses modernes Denken und Fühlen in jeglicher Hinsicht und bei jeder Gelegenheit. Sie war witzig, ja spottlustig, aber ihr Herz war von einem so regen Mitgefühl für die Unterdrückten erfüllt, daß es zuweilen fast revolutionäre Formen annahm. Sie entstammte dem Volk, darum verstand und liebte sie es. Bei einem Streit zwischen einem herrschaftlichen und einem Droschkenkutscher nahm sie unwillkürlich Partei für den letzteren.

Diese Neigung, welche ihren Charakter hätte herabziehen können, fand ihr Gegengewicht in dem Adel ihres Geschmacks, welcher sie stets auf die Seite der Schönheit hinlenkte. Volltönende Verse, süße Melodieen, ein anmutiges Gesicht und ein geistreiches Wort fanden stets aufrichtige Bewunderung bei ihr. Selten täuschte sie sich über den wahren Wert dessen, was sie sah oder hörte. Ihr Urteil war sicher. Sie ließ sich, wie sie lachend zu behaupten pflegte, nichts „aufbinden“; kurz, sie war durchaus kein Alltagsmensch. Es war unmöglich, sie zu übersehen.

Therese war achtzehn Jahr, als Mels, welcher nun fünfundvierzig zählte, sich entschloß, sie ganz im Hause zu behalten

und sein bisheriges Junggesellenleben aufzugeben. Wenn die Welt eines richtigen und gesunden Urteils fähig wäre, so hätte sie es billigen müssen, daß dieser Mann in reifen Jahren sich mit dieser reizenden Pflegetochter eine angenehme Häuslichkeit schaffen wollte, um dem Alter in Ruhe und Frieden entgegensehen zu können. Die Welt ist aber leider verständnislos und boshaft.

Die ersten Gäste, welche bei Mels die hübsche Therese sahen, lächelten einander bedeutsam zu. Nach acht Tagen war überall das Gerücht verbreitet, der große Maler habe eine wunderhübsche Geliebte in sein Haus genommen. Das Bildnis des jungen Mädchens, das im Salon jenes Jahres ausgestellt wurde, war unstreitig eines der besten Werke des Meisters und rief das größte Aufsehen hervor. Es wurde photographiert und in den illustrierten Zeitschriften veröffentlicht. Das Ministerium wünschte es für das Luxemburgmuseum zu erwerben. Doch es war unverkäuflich, Mels behielt es für sich. Im nächsten Jahr neues Erstaunen, das noch stärker war. Therese stellte zum erstenmal aus, und zwar das Bildnis von Mels. Dies durch die Klarheit der Farben, die silbergrauen Töne des Hintergrundes und das hell auf die Figur fallende Licht ausgezeichnete Gemälde fand hohe Anerkennung. Eine neue Manier offenbarte sich in ihm. Der Einfluß des Impressionismus war merklich; doch die breite und klare Ausführung erinnerte an Franz Hals. Therese Aufridi war mit einem Schlage in die Reihen der besten Vertreter der zeitgenössischen Malerei getreten.

Das Staunen, das ihr Talent erregte, wurde durch die Neugier, mit der man ihre Persönlichkeit betrachtete, noch gesteigert. Jedermann wünschte sie kennen zu lernen, und diejenigen, die durch ihren Umgang mit Mels Gelegenheit hatten, sich der jungen Künstlerin zu nähern, wurden durch den Zauber ihres Wesens schnell besiegt. Außerdem wußte man nicht recht, was man von ihr halten sollte.

Wer sie in dem Atelier von Mels so bescheiden, freundlich und anmutig in ihrer vornehmen Haltung sah, konnte nicht an die früheren Verleumdungen glauben. Dies junge Mädchen, das so schlicht, ehrerbietig und fein war, sollte die Geliebte

des alternden Malers sein? Die jungen Leute bekämpften mit Lebhaftigkeit eine ihren Wünschen so unwillkommene Behauptung. Die Alten, die sich unfähig fühlten, soviel Anmut und Klugheit für sich zu begeistern, schüttelten den Kopf und meinten: „Das ist unmöglich!“ Der Ruf Thereses wurde daher durch ihren Ruhm geschützt, und da sie so viel Talent hatte, schien sie gegen Versuchung gefeit.

Téneran traf den Nagel auf den Kopf, als er äußerte:

„Warum will man nicht zugeben, daß Mels ein Ehrenmann ist, der sich den Luxus geleistet hat, Vater zu sein, ohne die Nachteile der Ehe auf sich zu nehmen? Er hat Therese Aufridi erzogen, sie in seiner Kunst unterrichtet, eine ausgezeichnete Frau aus ihr gebildet. Das ist allerdings nichts Alltägliches. Erstens muß man dazu ein großer Künstler sein, wie Mels, und ferner ein so hochbegabtes Geschöpf wie Therese finden. Weshalb muß man bei dem Zusammentreffen dieser beiden seltenen Umstände durchaus etwas Unerlaubtes voraussetzen? Die Menschheit ist gemein und dumm, wenn sie den idealen Verkehr dieser zwei seltenen Personen nur auf unedle Motive zurückzuführen weiß! Therese lebt im Hause von Mels — also ist sie seine Geliebte! Das ist der einzige Schluß, den unsere Zeitgenossen in der gegenseitigen Zuneigung eines Mels für eine Therese zu sehen vermögen! Es ist der Triumph der Fäulnis und des Blödsinns.“

Aber Téneran galt für ein Lästermaul. Die Leute meinten, man könne von seinen Behauptungen so viel oder so wenig für wahr nehmen, wie einem gefalle. Unsere Zeit sei gar nicht so schlimm, wie er behaupte, und vor allem nicht so dumm. Was Mels angehe, so sei er allerdings ein Ehrenmann und der sorgfältigste Lehrer wie der aufmerksamste Vormund. Doch es stehe darum noch nicht fest, ob er Therese nicht liebe.

Das hatte er sich selbst nicht gefragt. Er wußte es auch nicht. Allein in seinem Benehmen gegen das junge Mädchen lag etwas mehr als väterliche Güte. Seine Haltung hatte etwas einschmeichelnd Hingebendes, etwas, das darauf berechnet war, sich ihr angenehm zu machen. Nie sagte er ein Wort, das nicht korrekt oder taktvoll gewesen wäre; doch der Ausdruck, ihr zu gefallen, lag im Aufblitzen seiner Augen, in der Sanftmut seines

Lächelns — und eine erfahrene Frau hätte sich darüber nicht getäuscht.

Nun war Therese eben keine erfahrene Frau. Koketterie kannte sie nicht. In ihrer frühesten Jugend hatte sie an den Männern nur Roheit kennen gelernt. Unter der Zartheit und Liebenswürdigkeit ihres Meisters erkannte sie die Gefühle, die er, sich selbst unbewußt, für sie hegte, nicht. Doch eine Freundin, der sie ihr Vertrauen schenkte, lehrte sie klar sehen.

Zélie Bazin war, wie ihre Freundin, vom Glück begünstigt worden und in eine Staatsschule gekommen, dank der Fürsprache eines Stadtrats ihres Bezirks. Zur selben Zeit, als Therese unter der Leitung von Mels arbeitete, verließ Zélie das Lycée Molière mit einem Diplom ersten Ranges. Sie erhielt eine Berufung an die Schule von Sèvres, die Normalschule für Mädchen, doch zog sie die Unabhängigkeit vor, und von ihrer lebhaften Phantasie angetrieben, schrieb sie eine Reihe beachtenswerter Aufsätze über die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft. Der Zufall, oder vielmehr die natürliche Wahlverwandtschaft hatte die beiden auch durch das Talent verschwisterten Naturen einander genähert. Aus dem gemeinschaftlichen Herumtreiben in der Kinderzeit war eine feste, einsichtsvolle und vertraute Freundschaft geworden.

Zélie wußte alles, was Therese erlebte, und diese ließ sich ausführlich von den Plänen der Schriftstellerin erzählen. Wenn es dunkelte und Mels nicht mehr arbeiten konnte, ging er aus, um Besuche zu machen, denn der Verkehr in den Salons war ihm ein Lebensbedürfnis geworden. Dann kam Zélie, und während die beiden Freundinnen Zigaretten rauchten, plauderten sie im Dämmerlicht von ihren Träumen.

Es waren köstliche Augenblicke. Sie waren einander so ganz vertraut. Sie redeten wie im Selbstgespräch, sicher, ganz verstanden, ganz gebilligt zu werden, so sehr stimmten ihre Ansichten überein. Beide waren modern, beide ließen sich nichts abdingen, was ihre persönlichen Neigungen oder ihre künstlerische Richtung betraf. In Bezug auf andere huldigten sie dem unbedingtesten Eklekticismus. Man konnte Therese mehr als einmal über Mels sagen hören: „Ich mag nicht, was er malt, aber er hat soviel Talent!“ Was Zélie angeht, so pflegte sie zu er-

klären, man dürfe nicht verlangen, daß die Kartoffeln nach Ananas schmeckten, aber gute Kartoffeln seien durchaus nicht zu verachten.

Der Punkt, bei dem Zélie ganz wild werden konnte und alle Mäßigung verlor, war die Mißhandlung von Tieren. Sie konnte allenfalls Menschen leiden sehen, aber Tierquälerei duldete sie nicht. Deshalb hatte sie aus Barmherzigkeit bei sich eine ganze Menagerie von Hunden, Katzen und Vögeln aufgenommen, so daß ein Besuch bei ihr, mit Ausnahme für die Hausfreunde, gefährlich werden konnte. Dies wunderliche Mädchen mit ihren exaltierten Empfindungen und ihrem gewaltthätigen Realismus bildete den denkbar größten Gegensatz zu der ruhigen, sanften, weichen Therese. Wahrscheinlich sagten sie einander gerade deshalb so sehr zu.

Eines Tages, als Zélie sich auf dem Divan im Atelier bequem ausgestreckt hatte und zusah, wie ihre Freundin malte, stellte sie ihr unvorbereitet die kurze und bündige Frage:

„Sage einmal, Therese, wie ist deine Stellung hier? Und was hast du für Zukunftspläne?"

Therese wandte sich um, legte Palette und Pinsel auf einen Tisch und sah die Freundin erstaunt an:

„Was fällt dir denn plötzlich ein? Weißt du nicht längst, daß Mels mich wie seine Pflegetochter hält? Und meinst du, daß ich daran denke, irgend etwas an meinem bisherigen Leben zu ändern?"

„Nun ja — du nicht — aber er!"

Thereses blaue Augen hefteten sich mit dem Ausdruck größter Gelassenheit und Aufrichtigkeit auf Zélies ironische Züge.

„Weshalb sollte mein Meister jetzt andere Absichten haben, als die, welche er stets bethätigt hat, so lange ich ihn kenne?"

„Als ob das ein Grund wäre! Weil alles wechselt, die Menschen sowohl wie die Dinge. Die Entschlüsse von gestern passen durchaus nicht immer in den Rahmen der Absichten für morgen. Meinst du, du seiest noch dieselbe wie an jenem Tage, als du zuerst in dies Atelier kamst, um ihm für das kleine Mädchen in dem Bilde ‚Der Aufruhr' zu sitzen? Damals warst du ein elendes, braunes, trauriges Kind. Heute bist du ein reizendes, frisches und rosiges Mädchen. Wäre es ein Wunder, wenn auch Mels diese Umwandlung sähe?"

„Du bist wohl toll?!“

„Jedenfalls bin ich in guter und zahlreicher Gesellschaft. Denn die Frage, die ich eben an dich gerichtet habe, stellt sich alle Welt und beantwortet sie je nach Geschmack und Lebensauffassung.“

„Ich mache mir nichts daraus!“

„Und ich etwa? Du kannst wohl annehmen, daß ich nicht gemeinsame Sache mit den Klatschbasen und Parvenus machen will, wenn ich auf diesen Punkt komme. Es ist einzig und allein in deinem Interesse. Ich bin nicht wie Téneran, der sich für die Tugend von Mels verbürgen würde. Allein ich möchte doch wissen, ob du gar keine Bedenken oder Besorgnisse in der Hinsicht hast. Und wenn ich dich heute danach frage, so geschieht es, weil ich dir eine fertige Lösung bieten kann.“

„Wirklich! Und was für eine denn?“

„Nun, Liebste, wenn du gesonnen sein solltest, unabhängig zu bleiben, komm', zieh' zu mir und meinen Hunden und Katzen. Ich habe gute Einnahmen, eine ausreichende Wohnung und könnte dir ein Zimmer abgeben. Du verdienst mit deiner Malerei genug, um dir außerdem noch ein Atelier zu mieten.“

„Und ich sollte den Mann verlassen, dem ich alles verdanke?“ unterbrach sie Therese.

„So! Da habe ich meine Antwort!“ entgegnete Zélie. „Bei dir weiß man doch wenigstens gleich, woran man ist. Du willst Mels nicht verlassen? Erörtern wir einmal die Bedingungen, unter denen du bei ihm bleibst. Du weißt vermutlich, daß die Männer im allgemeinen sich durch großen Egoismus auszeichnen.“

„Und die Frauen durch ebenso große Undankbarkeit, sagt man.“

„Männer wie Weiber, mein Schatz, sind nicht viel wert. Jedenfalls muß man vermeiden, sie in Konflikt mit ihren eigenen Interessen zu bringen, sonst kann man schlimme Dinge erleben. Aber in dem Fall, der uns beschäftigt, handelt es sich — dem Himmel sei Dank! — nur um Gefühle. Deshalb werden wir hoffentlich nicht erleben, daß die menschliche Bestie in aller ihrer Wildheit entfesselt wird. Mels hat sich bis jetzt vorzüglich gegen dich benommen. Du bist ihm dankbar. Das ist ja sehr schön

und erhebend für den menschlichen Geist. Aber was wird weiter daraus werden? Die Stellung, die du in diesem Hause einnimmst, ist keine regelrechte. Du bist weder eine Verwandte, noch eine Adoptivtochter Mels'. Du bist nur ein Mädchen, das er aufgenommen und erzogen hat, und das, wenn es nicht mit Schönheit und Talent begabt gewesen wäre, vielleicht zu seinem Heil im Dienstbotenzimmer bei der alten Prudentia gelebt hätte und vom Publikum nicht beachtet worden wäre. Doch statt ein unscheinbares Aschenbrödel zu sein, das für ruhige Mittelmäßigkeit geschaffen ist, bist du das Patenkind der Feen, die strahlende, junge Prinzessin, die alle Blicke auf sich zieht. Das ist die Quelle, aus der dir voraussichtlich viele Schwierigkeiten entstehen, doch auch, wie ich sogleich hinzufügen will, hohe Befriedigungen entspringen werden. Denn man soll aus meiner Beweisführung nicht den Schluß ziehen, daß es vorteilhafter sei, in tiefem Dunkel zu vegetieren, als in strahlendem Glanze zu stehen. Alle diejenigen, die sich dir nahen, rühmen deine natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten. Du bist hübsch und hast Talent. Du hast infolge dessen zahlreiche Anbeter. Es scheint mir deshalb wenig glaubhaft, daß Mels keine Augen für dich haben sollte. Was sagst du dazu?"

„Daß alles, was du mir da vorredest, sehr geistreich und pikant klingt. Aber nichts beweist, daß es auch zutrifft. Jedenfalls weiß ich nichts davon."

„Das läuft darauf hinaus, daß Mels dich nicht hat vermuten lassen, daß seine Gefühle sich verändert haben, ebenso wie sich dein Gesicht geändert hat."

„Wirklich niemals. Er ist gut, freundlich, großmütig gegen mich, wie er es immer gewesen ist, seit ich ihn kenne."

„Und galant?"

„Nun ja, vielleicht ein bißchen mehr als früher. Doch das liegt einmal in seiner Natur. Es wäre ihm unmöglich, im Verkehr mit irgend einer Frau nicht den Versuch zu machen, ihr zu gefallen. Es giebt männliche Koketten, für die es ein unabweisbares Bedürfnis ist, sich liebenswürdig zu machen. Es fehlt ihnen etwas, wenn sie nicht eine freundschaftliche Intimität mit den Frauen anknüpfen, mit denen sie umgehen. Ich glaube, ihr Psychologen nennt sie Damenhelden."

„Jawohl! Und das Kennzeichen solcher Männer ist, daß das Alter keine Macht über sie hat, daß sie, alt oder jung, den Frauen mit demselben Eifer und mit demselben Vergnügen huldigen. Wenn man ihnen verständig zuredet und ihnen sagt: ‚Sie müssen jetzt auf die Liebe verzichten‘, antworten sie mit Entschiedenheit: ‚Lieber sterben!‘ Sie sterben freilich nicht davon. Aber die Liebe erhält sie frisch und lebendig! Das sind die ewig jungen Leute, die mit fünfzig Jahren noch weiße Westen, getüpfelte Krawatten und lederfarbene Gamaschen tragen. Großmütige, hingebende, lebhaft empfindende Naturen — eine Art von Troubadours — und echte Franzosen!“

Therese fing an zu lachen.

„Das Bild, das du da zeichnest, ist allerdings Mels ein wenig ähnlich. Aber welche Anmut besitzt er dabei — und welche Güte!“ —

„Gewiß! Ich tadle ihn ja nicht. Ich habe ihn sehr gern! — und du?“

„Ich liebe ihn natürlich sehr.“

„Gut! Doch giebt es sehr verschiedene Arten von Liebe.“

„Ach, für mich giebt es nur eine: denjenigen glücklich zu machen, der Einen liebt.“

„Ja, mein Kind, das kann weit führen!“

„Aber gute Zélie, so bedenke doch einmal, was ich gewesen bin, und dann sage mir, welche Gefahr ich laufe. Ich habe mich barfuß auf der Straße herumgetrieben, allen Versuchungen ausgesetzt, die das Pariser Leben bietet. Wenn ich nicht eine Diebin geworden bin, so ist dies nicht das Verdienst der alten Verbrecherin, die mich aufgezogen hat. Daß ich nicht ganz verwahrloste, seit ich etwas zur Vernunft kam, lag daran, daß ich einen natürlichen Abscheu vor dem Laster hatte und mich vor den Schutzleuten auf der Straße fürchtete. Von hundert Mädchen in meiner Lage verfallen sechsundneunzig dem Elend. Ich habe keinen Grund, mir etwas einzubilden, nicht wahr? Ich bin nicht viel und ohne Mels wäre ich gar nichts — eine Bettlerin, wie meine ehemaligen Genossinnen. Und da sollte ich mich wie ein geziertes Fräulein betragen. Nein, Liebste! Ich hänge von niemand ab; ich danke niemand etwas als Mels, und ich halte mich für absolut berechtigt, über mich zu verfügen, wenn und

wie es mir beliebt. Was die Meinung der Welt angeht, so kehre ich mich nicht daran!“

„Einverstanden! Nun, was beabsichtigst du zu thun?“

„Weiß ich das?“

„Du hast also keinen Wunsch, keinen Ehrgeiz?“

„Keinen anderen Wunsch als den, daß es bleibt, wie es ist.“

Zélie schwieg einen Augenblick, dann sah sie die Freundin prüfend an und fragte:

„Und wenn Mels dir einen Heiratsantrag machte?“

„Das wäre die größte Thorheit, die er begehen könnte, und ich würde dazu nicht die Hand bieten. Mels ist das Leben in der Welt ein Bedürfnis. Die Bedingung für seinen Erfolg, für sein Ansehen, ist die Fähigkeit, die er im höchsten Grade besitzt, sich überall zu zeigen, ein guter Gesellschafter zu sein, zu repräsentieren. Siehst du, er erscheint mir wie ein schöner Papierdrache, der, vom Winde getrieben, leicht die Lüfte durchschneidet und bald ruhig, bald in anmutigen Kreisen sich bewegend, in der Höhe schwebt. Wenn du an den Drachen einen Ballast hängst und dann von ihm verlangst, er solle steigen, so ist es vorbei. Er vermag es nicht mehr. Für Mels wäre eine Frau solcher Ballast. Wäre diese Frau noch obendrein sein früheres Modell, eine Künstlerin, kurz eine Irreguläre, so kann der arme Drache nie mehr versuchen, sich zu erheben. Thut er es doch, so stürzt er auf die Erde.“

„Du hast eine merkwürdige Philosophie, Therese.“

„Nein, Zélie, ich habe nur noch ein bißchen Vernunft. Wer weiß, ob ich sie auch später noch behalte.“

„Aber das steht mir fest: du liebst Mels nicht!“

„Ich würde mein Leben für ihn lassen!“

„Aber du hast ihm dein Herz doch nicht gegeben. Und daran würde ihm wohl am meisten gelegen sein.“

Damit war das Gespräch beendet, und Thereses Stellung blieb dieselbe wie bisher. Man gewöhnte sich allmählich daran, sie bei Mels zu sehen. Diejenigen, welche das Zusammenleben des hübschen jungen Mädchens mit dem Maler auf eine Leidenschaft zurückführten, hatten die Freiheit, ihre Ansicht beizubehalten. Die gleichgültigere Mehrzahl nahm Thereses Anwesenheit als

Thatsache hin und erklärte sie durch die Gleichartigkeit der künstlerischen Neigungen.

Er ist der Lehrer, sie die Schülerin. Das mache alles verständlich. Beide hätten Talent und daher das Recht zu thun, was ihnen beliebe. Freilich rede man dies und das — aber sicher wisse es niemand.

In dieser Reihe von Gemeinplätzen pflegten sich die Unterhaltungen über die beiden zu bewegen. Mels hatte es nicht zu empfinden, daß er deshalb weniger gut in der Gesellschaft aufgenommen wurde. Aber er hatte den Galanterien entsagt und war ernster geworden. Allerdings näherte er sich den Fünfzigen. Das einzige Mal, daß es ihm merklich wurde, daß man seine Lebensführung beanstandete, war der Umstand, daß der Minister, als der berühmte Hébert die Leitung der Akademie in Rom niederlegte und er offiziell zum Nachfolger in Vorschlag gebracht worden war, darauf erwidert hatte: „Ja, ohne Zweifel wäre dies die beste Wahl — gäbe es nicht Mademoiselle Aufridi." Diese Worte waren Mels hinterbracht worden und hatten ihn sehr verletzt. Um ihn zu trösten, wurde er zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Therese empfing keine Auszeichnung. Doch daran war ihr wenig gelegen. Sie lebte ruhig für sich hin, ohne sich um die Meinung der Leute zu kümmern, und schuf meisterhafte Werke.

---

## III.

In Mels' Atelier gewährte die Gräfin de Terrenoire Theresen eine Sitzung. Sie hatte auf einem Lehnstuhl im Geschmack Ludwigs XIV. Platz genommen. Eine zwei Stufen hohe Estrade, die mit einem türkisblauen Teppich belegt war, ließ die Gräfin größer erscheinen, als sie thatsächlich war. In dem Hofkleide und in ihrer vornehmen Haltung glich sie einer der schönen Frauen des siebzehnten Jahrhunderts. Therese, die ein kastanienfarbenes Tuchkostüm und darüber eine bis an das Kinn reichende Malschürze trug, saß auf einem hohen Schemel und arbeitete eifrig und schweigend.

Das Bild kam gut vorwärts. Zart und blond, in höchster Aehnlichkeit, hatte sie die hübsche Raimonde dargestellt, mit der

schlanken Taille, den zierlichen, auf der Stuhllehne gekreuzten Händen, wie sie den kleinen Kopf mit hochmütiger Miene etwas über die Schulter wendet. Die Gräfin saß vorzüglich, wie eine Frau, die an die Repräsentation in der großen Welt gewöhnt ist und ihre Haltung unter den Blicken ihrer Bewunderer wie ihrer Nebenbuhlerinnen zu bewahren weiß. Doch schließlich nach einer längeren Pause wurde sie ungeduldig.

„Mademoiselle Aufridi, Sie sind schon für gewöhnlich nicht gesprächig; aber heute sind Sie völlig verstummt."

„Allerdings, Frau Gräfin, es liegt mir etwas im Sinn. Doch seien Sie unbesorgt, meine Arbeit leidet nicht darunter."

„O, darüber bin ich ganz ruhig. — Aber was beschäftigt Sie denn so sehr?"

„Das Preisgericht über den Wettbewerb für die Ausschmückung des Kolonialpalastes giebt heute seine Entscheidung bekannt, und wir hoffen hier alle, daß Mels diesen wichtigen Auftrag erhält."

„Ach so! Ja, der Graf sprach heute davon beim Frühstück. Doch was kann Monsieur Mels so viel daran liegen, die Ausschmückung des Palastes zu erhalten? Sein Ruf ist doch fest begründet —"

„Gewiß, doch er muß ihn aufrecht erhalten. Und dann sind die Gelegenheiten für Monumentalmalerei heutzutage so selten! Abgesehen von Fahnenweihen, Eröffnungen von Ausstellungen oder Krönung fremder Herrscher wird nichts bestellt. Was sollen die Künstler außer Porträts und Genrebildern malen? In den modernen Häusern ist dekorative Wandmalerei ganz ausgeschlossen; denn die Zimmer sind so klein, daß kein Raum zwischen den Thüren und Fenstern bleibt. Man müßte die Wände der Bahnhöfe bemalen; sonst bietet sich einem talentvollen Meister kein Raum dar. Daher ist jener Palast das Ziel des Strebens für alle Künstler geworden. Die Kunstakademie ist in Aufregung geraten, auch politische Einflüsse machen sich geltend; der Regierung wird von den Zeitungen scharf aufgepaßt, damit keine Günstlingswirtschaft vorkommt. Die Konkurrenz ist ernsthaft, öffentlich und unter Aufsicht vor sich gegangen, und der gefaßte Beschluß wird dem Minister durch eine Jury von sachkundigen Männern unterbreitet werden. Sie sehen daraus,

gnädige Frau, welch ein großes Interesse die Bewerber haben, diesen Preis zu erlangen."

„Hat sich Monsieur Mayrault nicht auch beworben?"

Bei dieser Frage hob Therese betroffen den Kopf und betrachtete die junge Frau aufmerksam. Diese schaute heiter und gleichmütig drein. Therese tippte mit dem Pinsel auf die Palette, setzte ein Licht auf und sagte dann mit Entschiedenheit:

„Nein, Frau Gräfin, Daniel Mayrault hat sich nicht beteiligt. Er würde es für unstatthaft gehalten haben, seinem Meister ins Gehege zu kommen."

Madame de Terrenoire ließ sich Zeit, dann sagte sie so obenhin wie vorher:

„Aber konnte er denn nicht zwei Entwürfe machen?"

Darauf erwiderte Therese in trockenem, beinah feindseligem Ton:

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das ist aber doch leicht zu begreifen. Man sagt, daß Monsieur Mayrault an der Skizze von Mels gearbeitet habe; ja, gut unterrichtete Leute behaupten sogar, sie rühre ganz von ihm her."

„Das ist eine Nichtswürdigkeit! Wir alle, wir Freunde von Mels, Ténéran, Zélie Bazin und so viele andere, haben Mels an seinem Entwurf arbeiten sehen."

„Aber hat nicht Monsieur Mayrault auch mit Hand angelegt?" fragte die Gräfin lächelnd. „Und Sie auch? Nein, meine Liebe, lassen Sie mich offen mit Ihnen reden. Gestern war ich auf einem Diner mit Godfrin zusammen, dem Musiker, und wissen Sie, was er mir sagte? ‚Man braucht nur den Entwurf von Mels anzusehen, um überzeugt zu sein, daß er von Mayrault herrührt.' Außerdem ist das Fernbleiben von Mayrault ein Eingeständnis. Die Hand des jungen Meisters ist überall in der Skizze zu erkennen. Die Komposition zeigt eine Freiheit, welche Mels nie besessen hat, und das Ganze ist mit einer so glühenden Farbe gemalt, wie sie unser Freund nicht mehr besitzt. Aber noch weiter! Ich möchte schwören, daß die Blumen in der rechten Ecke von Therese Aufridi herrühren. Wenn man Mels den Preis giebt, ist es eine Ungerechtigkeit, denn es sind seine Schüler, die ihn verdient haben!"

„Und ihn Mels nicht zu geben, wäre eine nicht zu recht-

fertigende Kränkung!" rief Therese, rot vor Empörung. „Außerdem, selbst wenn Mayrault und ich unter der Leitung von Mels an seinem Werk gearbeitet hätten, folgten wir darin nicht der Ueberlieferung der großen Meister? Haben die Schüler von Raffael nicht an den Loggien mitgearbeitet? Hat Theodor von Tulden nicht die Kartons von Rubens ausgeführt? Und weiß man heute nicht, daß die Maler eines Ateliers sich vereinigen, um die Zeichnungen der großen Kompositionen ihres Meisters auszuführen? Hindert dies, daß die erste Idee, die Ueberlegung aller Einzelheiten und die Komposition im allgemeinen demjenigen angehören, welcher für das fertige Werk die Verantwortung trägt? Hier ist Mißtrauen, niedrige Eifersucht und systematische Verkleinerungssucht im Spiel. Gewiß ist Mayrault ein großer Maler; wir haben keinen besseren gehabt seit Regnault und Bastien. Er besitzt die Kraft des Kolorits des einen und die realistische Behandlung des anderen. Aber Mels ist ein hervorragender Künstler und er hat Mayrault gebildet — das ist doch auch etwas!"

„Und er hat auch Therese Aufridi gebildet — nicht zu vergessen!" setzte die junge Frau lächelnd hinzu. „Regen Sie sich nicht auf, Beste; wir wissen, wie sehr Sie an Mels hängen. Es ist natürlich, daß Sie ihn verteidigen!"

„Gnädige Frau, ich müßte sehr undankbar sein, wenn ich anders handelte!" rief Therese, die sich schnell wieder gefaßt hatte. „Aber ich sage nur, was die Gerechtigkeit erfordert."

„Nun, Therese, ich weiß nicht, was heute im Ministerium der Schönen Künste vor sich gehen wird; aber wenn ich recht unterrichtet bin, muß man sich auf Ueberraschungen gefaßt machen."

„Welcher Art?"

„Das weiß ich nicht; nur seien Sie auf eine Ueberraschung vorbereitet."

Therese verstummte wieder. Sie arbeitete mit nachdenklicher Miene fort und dachte daran, wie viel Schwierigkeiten und Sorgen jener Wettbewerb in ihrer Umgebung verursacht hatte. Anfangs war Mels entschlossen gewesen, sich nicht an dem Kampf zu beteiligen. Er meinte, ein Künstler wie er, der mit Belohnungen überhäuft sei und den Gipfel der Ehren und des

Ruhms erreicht habe, solle den jungen Talenten das Feld überlassen und ihnen ohne Wettstreit die Freiheit gewähren, sich zu bethätigen. Dann hatten zwei seiner Kollegen von der Akademie erklärt, in die Schranken treten zu wollen, und die hauptsächlichsten Vertreter der realistischen Schule, die glänzendsten Rivalen von Mels, die ihm am hartnäckigsten die Gunst des Publikums streitig zu machen suchten, waren auch entschlossen, um den Preis zu ringen. Seitdem konnte das Haupt der klassischen Schule nicht gleichgültig an einem Kampf vorübergehen, bei dem es sich um Grundsätze handelte und eine ganze Kunstrichtung siegen oder unterliegen sollte.

Mit voller Leidenschaft hatte Mels sich nun an die Arbeit gemacht. Er erschien sich selbst in dem beginnenden Ringen als der Vorkämpfer des Ideals und meinte, daß er allen Ruhm der Meister seit dem erhabenen Vinci bis zu dem fehlerlosen Ingres zu verteidigen habe. Er sei der Vertreter der aufeinander folgenden berühmten Anbeter der Form. In diesem Kampfe nicht zu siegen, bedeutete in seinen Augen eine Niederlage für die großen Schöpfer der Schönheit.

So fing er an, über die Aufgabe nachzudenken und sich im Geist die Komposition zurechtzulegen. In seiner Jugend hätte er schnell eine Leinwand genommen und im Feuer der Begeisterung gleich die ersten Andeutungen eines Planes hingezeichnet. Damals strömten seiner reichen Phantasie die Gedanken zu, und seine geschickten Hände verkörperten mühelos und wie mit Wonne das, was er ersann. Die Verkörperung war bei ihm so leicht, frei und ungesucht, daß man sie eine Improvisation nennen konnte. Wie von einer instinktiven Kraft angetrieben, flog der Pinsel über die Leinwand. Es war die glückliche Zeit, in der Mels mühelos und freudig schaffte.

Doch so stand es heute nicht mehr. Jetzt machte er sich daran, einen ausgeklügelten Gegenstand gewissermaßen in seine sorgfältige Malweise zu übersetzen. Da er ein genau bestimmtes Programm zu verkörpern hatte, suchte Mels scharf begrenzte Motive, sann über Verteilung der Massen nach und mühte sich, den philosophischen Kern der Aufgabe herauszuschälen. Er sprach mit Mayrault und Therese viel darüber, um seine Phantasie dadurch anzuregen. Mels rauchte eine Zigarette nach

der anderen und ging sinnend und in Gedanken vertieft im Atelier auf und ab, während Therese und Mayrault frisch und fröhlich darauf losmalten und so viel und so Gutes hervorbrachten, daß ihr Meister ganz erstaunt darüber war.

Seit drei Monaten überdachte Mels seinen Entwurf auf diese Weise, ohne daß er irgend etwas erreicht hatte, was eine Totalwirkung versprach. Er machte eine Skizze nach der anderen, trug massenweise Material herbei, änderte die Modelle, versuchte es von den verschiedensten Seiten. Die Arbeit kam nicht vorwärts. Das verdroß ihn, und sein sonst so gelassenes Temperament litt darunter. Manchmal klagte er, daß sein kritischer Sinn die Schaffenskraft beeinträchtige. „Ich quäle mich zu viel ab, so daß ich fürchte, es schlecht zu machen. Ich habe den Wagemut verloren, und mein Wille ist wie gelähmt."

Eines Abends, da er noch trüber als gewöhnlich war, behielt er Mayrault zu Tisch und in Gegenwart von Therese hatte er nachher im Atelier einen förmlichen Anfall von Verzweiflung.

„Kinder! Ich kann nicht mehr ausführen, was ich im Sinne habe. Meine Phantasie ist noch so rege wie jemals. Wenn ich nur meinen Gedanken auf die Leinwand bannen könnte, würde ich ein Meisterwerk schaffen. Aber ich fühle, daß ich dazu unfähig werde! Was für ein Schmerz! Es ist das Ende meiner Kunst!"

Und nun begann er in begeisterten Worten und mit genialem Ungestüm Theresen und Mayrault die Komposition zu beschreiben, die ihm vorschwebte, die ihm seit Monaten im Sinn lag, und die seine, durch den Zweifel unfähig gewordene Hand nicht auf die Leinwand zu bringen vermochte. Vor den beiden jungen Leuten ließ er diese Fata Morgana erscheinen, schilderte ihnen alle Einzelheiten und erklärte ihnen alle Beziehungen. Beide hörten mit Bewunderung und herzlichstem Anteil dem Meister zu, der ihnen von seinem erhabensten Werk sprach, das er gleichwohl nicht mehr zu malen vermochte.

Sie sahen es mit den Augen des Geistes und begriffen seine Herrlichkeit. Dann blickten sie einander an, von demselben Gedanken plötzlich ergriffen und in stillschweigendem Einverständnis: „Wir wollen es machen!" Ohne einen Augenblick zu zögern, waren sie bereit, dem Meister das zu vergelten, was er

ihnen gegeben hatte. Denn gehörte ihm nicht die Virtuosität in der Ausführung? Verdankten sie sie nicht ihm? Hatten sie nicht das Recht, sie ihm zur Verfügung zu stellen? War es nicht eine Pflicht für sie, seinen Gedanken die Ausführung zu verleihen?

Gleich am nächsten Morgen fingen sie an. Der ganze Schwung der Jugend, alle glücklichen Einfälle und die liebenswürdige Anmut, die den Neuling auszeichnen, kamen ihnen ungesucht zu Hilfe.

Sie waren im Atelier allein. Mels hatte in der Kunstakademie und in der Ecole des Beaux-Arts zu thun. In der Stille des großen Raumes arbeiteten Mayrault und Therese mit einer unbeschreiblichen Freude und Frische. Zum ersten Male waren sie an der gleichen Aufgabe beschäftigt, und diese Gemeinschaft der Gedanken zwischen dem jungen Manne und dem hübschen Mädchen, die sich schon ein paar Jahre kannten, bewirkte eine Wandlung in ihren Empfindungen. Sie behandelten einander nicht mehr wie früher; unwillkürlich änderte sich auch ihre Ausdrucksweise. Der kameradschaftliche Ton nahm eine etwas andere Färbung an.

Was sie bis dahin nie gethan: sie sahen einander an. Bisher hatten sie ruhig nebeneinander gelebt, von Gefühl war nicht die Rede gewesen, und sie hatten gemeint, solch ein geschwisterliches Verhältnis könne immer das gleiche bleiben. Nun entdeckten sie sich gewissermaßen ganz unerwartet und fanden großes Wohlgefallen aneinander. Allein es machte sie aus mancherlei Ursachen befangen, und sie behandelten einander deshalb mit mehr Förmlichkeit. Mayrault, der bis dahin seine Studiengenossin wie einen Jungen schlechtweg „Aufridi" genannt hatte, redete sie plötzlich „Mademoiselle Aufridi" an. Therese sagte weiter nur „Mayrault". Allein der Verkehr mit ihm hatte einen ganz anderen Ton angenommen. Und ohne es zu merken, kleidete sie sich mit größerer Sorgfalt und wünschte, ihm zu gefallen.

Jeden Abend verbargen sie ihre Skizzen, um sie Mels als Ueberraschung zu zeigen, sobald sein Plan verwirklicht wäre. So war eine Woche vergangen, seit Mayrault und Therese ohne Wissen ihres Meisters miteinander arbeiteten. Daniel beendete

eben die herrliche Gruppe der Jünglinge, welche der Hoffnung ihre Weihgeschenke darbringen, und die den Mittelpunkt des Hauptbildes einnehmen sollte. Therese that die letzten Pinselstriche an einer Ecke des Gemäldes an den Blumenguirlanden, die von Kindern getragen wurden. Sie hielt inne und blieb stehen, um Mayrault beim Malen zuzuschauen.

Das war das Feuer des Genius, das von seiner Stirn strahlte und aus seinen Augen leuchtete. Seine Hand, die wie vor Wonne bebte, setzte die Töne wie liebkosend auf die Leinwand. Er modellierte den Kopf eines jungen Mädchens, und unter seinem gewandten Pinsel wurde allmählich die Physiognomie immer deutlicher. Aus dem Nebel der Untermalung löste sich, gleichsam als werde eine Maske abgenommen, das poetische Antlitz, mit einem lieblichen Lächeln und einem innigen Blick.

Und plötzlich erbebend, erkannte sich Therese. Sie war es, in der Mayrault die jugendliche und siegende Schönheit verkörpert hatte. Sie empfand jede Handbewegung, jeden Pinselstrich wie eine Liebkosung. Er war so darauf bedacht, sie immer vollkommener in ihrem Reiz und ihrer Anmut darzustellen, er arbeitete daran mit so heißer, unverkennbarer Leidenschaft, daß Theresen plötzlich bange um das Herz wurde und sie einen schmerzlichen Seufzer ausstieß.

In diesem Augenblick wendete Mayrault sich um und sah, daß sie erbleicht war und zitterte. Er warf die Palette hin, trat auf sie zu und fragte besorgt: „Was ist Ihnen, Therese?"

Sie antwortete nicht, sondern zeigte nur nach ihrem Bilde auf der Leinwand. Er lächelte und neigte ein wenig den Kopf.

„Ja. Sie sind es. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist; beabsichtigt hatte ich es nicht. Doch als ich die Sanftmut und den Reiz der Jugend ausdrücken wollte, trat mir Ihr Bild beständig vor die Augen, und ich konnte mich dieser süßen Herrschaft nicht entziehen. Die Verkörperung der blühenden und strahlenden Schönheit, so wie ich sie mir erträumt hatte, das waren Sie, und das konnte keine Andere sein. Ich wäre ganz unfähig gewesen, eine andere Gestalt zu malen, weil Sie mir vor Augen schwebten. Zürnen Sie mir? Und wollen Sie, daß ich es fortwische? Wenn Sie es befehlen, muß ich mich dazu entschließen — —"

—

Er griff nach dem Spachtel; aber sie hinderte ihn und sagte mit veränderter Stimme:

„Es wäre schade!“ —

Dann sprachen sie nicht mehr miteinander, sondern blieben schweigend im Atelier sitzen, in dem der sinkende Tag ein geheimnisvolles Dunkel verbreitete, er rauchend, sie in Gedanken verloren.

Sie dachten heute nicht, wie an den vorhergehenden Tagen, daran, ihr Bild vor Mels zu verbergen. Allmählich nahm die Dunkelheit in dem großen, hohen Raum zu. Sie rührten sich nicht, so hingenommen waren sie von diesen neuen Empfindungen. Plötzlich ließ sich ein wohlbekannter Schritt im Nebenzimmer hören, und bei dem trockenen Hüsteln von Mels fuhren sie erschrocken empor. Es blieb ihnen keine Zeit, ihr Versäumnis gut zu machen, denn schon trat Mels ein. Als er sie im Halbdunkel fand, sagte er heiter:

„Aber warum macht ihr nicht Licht? Ihr sitzt ja im Finstern.“

Er drehte an dem elektrischen Schalter, und plötzlich zeigte sich ihm die Skizze seiner Schüler in hellster, strahlender Beleuchtung, die sie in ihrer ganzen Frische zur Wirkung brachte.

Regungslos und starr, mit gefurchter Stirn stand er davor, als er wie durch einen Zauber seinen Traum verwirklicht sah, und betrachtete das Gemälde aufmerksam. So verharrte er einige Minuten, ohne zu sprechen; dann nickte er mit dem Kopfe und sagte langsam:

„Ja, das ist's! Das ist das Werk, das ich ersonnen und euch geschildert habe! Ihr habt mich richtig verstanden; aber die Farbenwirkung muß noch anders werden, die Töne müssen besser zu einander stimmen. Dies Rot ist zu schwer neben diesem zu grellen Blau, und die Bewegung des Knaben hier ist nicht einfach genug.“

Mit einem Schlage hatte er davon Besitz ergriffen. Noch ehe sich Therese und Mayrault von ihrer Ueberraschung erholt hatten, kritisierte er ihre Arbeit und legte ihren freien Erfindungen seine geschulten Erfahrungen unter. Das Werk gehörte ihm, ohne Zögern eignete er es sich an und mit sorglosem Egoismus verfügte er darüber, als ob es sein Eigentum sei. Er schloß seine Korrektur mit den Worten:

„Ihr habt die Ausführung dessen, was ich suchte, vorweg genommen. Es ist sehr gut geworden. Wir werden auf eurer Vorarbeit weiter bauen und wollen morgen auf diese Arbeit zurückkommen."

In ihrer liebevollen Hingabe und beglückt, den Meister wieder voller Selbstvertrauen und Zuversicht zu sehen, fügten sich die beiden jungen Leute ohne Widerrede. Daß Mels sich ihr gemeinsames Werk aneignete, kränkte ihre Eigenliebe nicht. Hatten sie es nicht bezweckt? Hatten sie nicht den alternden Künstler sich selbst zurückgeben wollen und zu diesem Zweck ihr Komplott geschmiedet und ausgeführt? Deshalb konnte es sie nicht befremden, daß ihr Plan so gut gelungen war. Ihre großmütige und kindliche Absicht war geglückt. Sie hatten nur Grund, sich zu freuen.

Das thaten sie in der lauteren Aufrichtigkeit ihrer Zuneigung. Was Mels selbst betraf, so sah er nach einer Woche in der Skizze thatsächlich seine eigene Skizze. Mit geübter Hand hatte er einige Retouchen in den Einzelheiten angebracht, die etwas schwer im Ton waren, aber dem Ganzen nicht schadeten. So zeigte er mit völliger Unbefangenheit den Entwurf seinen Freunden und Kollegen und nahm das ihm gezollte Lob entgegen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Dieser Vorgänge hatte sich Therese erinnert, während die hübsche Gräfin de Terrenoire ihr lächelnd die hinterlistigen Mitteilungen machte. Letztere schloß aus dem Erbleichen der Künstlerin auf deren innere Aufregung. Diese verriet sich auch in dem Beben der Hand, die jetzt unsicher weiter an dem Gesicht malte.

„Lesen Sie denn nicht die Zeitungen, Mademoiselle Aufridi?" fragte die Gräfin nach einer langen Pause.

„Ich gestehe, daß ich es nur selten thue. Sie interessieren mich nicht sonderlich."

„Wenn Sie heute morgen zufällig ‚Die Schelle' gelesen hätten, würden Sie bereits wissen, was im Ministerium der Schönen Künste in Bezug auf die Konkurrenz geplant wird, die Ihnen so am Herzen liegt —"

Sie konnte den Satz nicht beenden, denn Zélie Bazin trat in Begleitung eines schmutzigen, häßlichen Pudels in das Atelier.

„Nun, Mademoiselle Bazin bringt Ihnen die neuesten Nachrichten,“ bemerkte die Gräfin.

Zélie begrüßte die junge Frau, küßte Therese, während ihr Hund ruhig und unverschämt auf den Divan sprang und es sich auf dem gestickten Atlasmantel der eleganten Weltdame bequem machte.

„Anarcho! Abscheulicher Köter! Willst du gleich herunter kommen!“

Der Pudel, dessen Augen tückisch unter dem dichten Haar hervorblitzten, knurrte herausfordernd und rollte sich dann mit einem befriedigten Seufzer zusammen, fest entschlossen, sich nach dem Wege durch einen Schlummer zu stärken.

„Lassen Sie Ihren Hund in Ruhe, Mademoiselle Bazin,“ sagte die Gräfin lächelnd. „Es schadet meinem Mantel nichts. Auch müssen wir uns an solche revolutionäre Besitzergreifung gewöhnen. Denn nach dem Namen zu schließen, den Sie ihm gegeben haben, ist Ihr Hund ein Revolutionär.“

„Ja, gnädige Frau, Anarcho haßt jeden Zwang; Sie sehen, wie wenig er sich an meine Befehle kehrt. Ich habe dies Untier aus einer Gosse gerettet, in die kleine Kinder ihn geworfen, nachdem sie versucht hatten, ihn mit einem Bindfaden zu erwürgen, während die größeren mit Stöcken auf ihn einhieben. Seine Gelüste sind die allerraffiniertesten, er frißt nur Leckerbissen und sucht die weichsten Lagerstätten. Er hat unbändig viel Verstand, begreift alles, was man ihm sagt, thut aber nur, was ihm beliebt. Dazu ist er faul, herumtreiberisch, diebisch, frech und scheinheilig — ganz wie ein Mensch. — Nur, wer mich in seiner Gegenwart auch nur mit einem Finger anrühren wollte, der würde seine Zähne zu spüren bekommen. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich von dem Menschengeschlecht, denn er ist treu und dankbar. Ich habe zu Hause sein Porträt, das Mayrault gemalt hat — ein wahres Meisterwerk.“

Die Gräfin verzog die Lippen.

„Ihr Hund hat alle Ursache, stolz zu sein, mein Fräulein! Nicht alle, die Mayrault um diese Ehre ersuchen, erlangen sie. Meine Schwägerin, die Marquise de Valencourt, hat den jungen Meister vergeblich darum angegangen.“

„Er sagte, sie sei ihm zu häßlich gewesen,“ entgegnete Zélie.

„Und ich selbst —"

„O gnädige Frau, Sie findet er zu hübsch!"

Das Wort war kaum heraus, als Zélie es schon bereute. Die Gräfin wie Therese waren gleichzeitig rot geworden.

„Nun, Sie haben merkwürdige Erklärungen bei der Hand!" sagte die junge Frau, erhob sich, stieg die Stufen herunter und trat an die Staffelei, welche das Bild trug, an dem Therese noch arbeitete.

Sie blieb hinter der Künstlerin stehen, betrachtete stillschweigend das Gemälde, schien dessen Wert zu prüfen und sagte dann mit einer Geberde der Befriedigung:

„Uebrigens habe ich keinen Grund zur Klage, da Mademoiselle Aufridi entgegenkommender oder weniger schüchtern gewesen ist und eine so hervorragende Arbeit geleistet hat."

„Ja," sagte Zélie. „Es ist ein sehr gelungenes Porträt. Litterarische Arbeiten haben ihren Stern, wie der Dichter sagt; mit den künstlerischen geht es ebenso. Manche Bücher, manche Bilder entstehen unter einem glücklichen Stern. Sie gelingen leicht und mühelos. Das sind stets die besten. Ihr Porträt, gnädige Frau, gehört zu diesen."

„Dank der Künstlerin."

„Seien wir gerecht; auch dem Modell gebührt ein Verdienst daran."

„Mademoiselle Aufridi hat mich also nicht zu hübsch gefunden."

„O gnädige Frau," sagte Zélie mit feinem Lächeln, „selbst wenn sie es gefunden, hätte sie es Ihnen nicht gesagt."

Die Gräfin wechselte jetzt den Gesprächsgegenstand, sah die Schriftstellerin scharf an und sagte mit boshafter Miene:

„Sie bringen uns jedenfalls interessante Nachrichten. — Was geht denn vor? Was giebt's für Intriguen; so erzählen Sie doch!"

„Es gehen nicht gerade schöne Dinge vor, und die Intriguen, die man anzettelt, sind nicht rühmlich: die Entscheidung über den Wettbewerb für den Kolonialpalast ist um acht Tage hinausgeschoben."

„Weshalb diese Verzögerung?"

„Um Zeit zum Manövrieren zu gewinnen."

„Und zu welchem Zweck will man manövrieren?"

„Ja, das wird nicht gesagt; doch giebt dies dem Argwohn Raum —“

„Nun?“

„Es scheint unmöglich, Mels den Preis nicht zuzuerkennen. Dennoch scheint eine ganze offizielle Klique nicht zu wollen, daß er ihn erhält.“

„Aber was hat die offizielle Welt damit zu thun?“

„Politische Motive kommen ins Spiel. Mels ist ein offenkundiger Reaktionär. Er steht in Beziehung zu den Prinzen.“

„Das sind doch nur Vorwände!“

„Vielleicht. Allein die Presse ist in Aufruhr geraten, und wie Sie wissen, hat diese jetzt die größte Macht. ‚Die Schelle‘ hat heute den Minister der Schönen Künste ‚den Polichinell aus Toulouse‘ und ‚einen gascognischen Hanswurst‘ genannt. Sie giebt zu verstehen, die Herzogin von B. habe vor drei Tagen sämtliche Preisrichter zum Diner eingeladen und bei Tisch sei die Wahl Mels' abgemacht worden. Schließlich behauptet sie, der Entwurf rühre gar nicht von dem ‚alten Kunden‘ her, der ihn unterzeichnet habe, sondern von einem der hervorragendsten Maler der jüngeren Schule, seinem Schüler. Der Artikel schließt mit der Frage, ob die öffentliche Meinung diesen schmählichen Schacher dulden und stets den Sieg der Greisenhaftigkeit in den Künsten befördern werde? — Der Minister ist in großer Verlegenheit und hat verlangt, die Entscheidung um acht Tage hinauszuschieben.“

„Sehen Sie, Mademoiselle Aufridi,“ sagte die Gräfin, „ich war gut unterrichtet.“

„Es ist eine Schändlichkeit!“

„Die erste ist es nicht!“

„Aber in was für eine Lage kommt Mels dadurch!“

„Und auch Mayrault!“

„O, für Mayrault liegt die Sache ganz einfach. Er braucht sich nur nicht zu rühren. Wenn er der Mann wäre, seinem Meister den Boden unter den Füßen fortzuziehen, dann hätte man allerdings Grund zur Besorgnis. Aber der treue und aufrichtige Mayrault wird redlich handeln. Für Mels, der direkt angegriffen ist, liegt die Sache schwieriger. In was für einer peinlichen Lage befindet er sich und wieviel Verdruß wird er

haben? Ach, wie häßlich ist die Menschheit und wie geht alles immer so verquer! Man möchte sich in einen Turm sperren und nichts als den blauen Himmel sehen und das weiße Papier, auf das man seine Gedanken schreibt."

Während Zélie diese bittere Aeußerung that, ging die Thür auf und Ténéran erschien.

„Ah, da kommt der Philosoph! Was denkt Er über diese Sachen?"

Der alte Schriftsteller näherte sich der Gräfin de Terrenoire und begrüßte sie mit einer seine Bewunderung verratenden Zuvorkommenheit, dann drückte er Therese und Zélie die Hand und sagte gleichmütig:

„Natürlich reden Sie von Mels und seiner Angelegenheit. Was wundert Sie denn so sehr daran?"

„Das Uebermaß von Bosheit."

„Uebermaß? Kann es eine Steigerung der Bosheit geben? Die Bosheit kennt keine Bedingungen, Regeln oder Grenzen. Es giebt bei ihr kein Mehr oder Weniger. Sie ist absolut. Vielleicht ist sie das einzig Absolute, was es giebt."

„Sie sind durch und durch paradox! So erklären Sie sich näher!"

„Zélie, meine Beste, Sie setzen mich in Erstaunen. Da Sie die Tiere so sehr lieben, müßten Sie die Menschen gründlich verachten. Und es überrascht Sie, zu sehen, wie man einem berühmten und reichen Manne seinen Reichtum und seine Berühmtheit eintränkt? Kind, wo sind Sie denn her, daß Sie so viel Naivetät und Unerfahrenheit besitzen? Haben Sie denn nie gesehen, was rings um Sie her vor sich geht? Der Neid ist das Gesetz der Welt. Und in unserem kleinen Gebiet der Litteratur und der Künste ist es an der Tagesordnung, jeden, der sich kühn über das allgemeine Höhenmaß erheben will, hinterrücks herunterzuziehen. Gleichheit in der Mittelmäßigkeit, das ist's, was wir brauchen!"

Es entstand eine kurze Pause. Ténérans Auslassungen hatten ein gewisses Unbehagen in den Zuhörern erregt. Das, was ein jeder wußte, hatte er mit ungewohntem Nachdruck geäußert. In den wenigen Sätzen hatte er die herrschende Gemeinheit charakterisiert, und man sah sie lebendig in ihrer ganzen

Widerwärtigkeit vor Augen. Mitten aus dieser moralischen Häßlichkeit trat Mels' Gestalt reiner und größer hervor. Seine Mängel verschwanden, man wurde sich nur seiner edlen und stolzen Vorzüge bewußt. Es schien, als ob Ténéran den Freund von allen den kleinen Vorwürfen rein gewaschen hätte, die man ihm machen konnte, so daß an Mels nur das Schöne und Große übrig blieb. Sie empfanden dies als eine Befreiung.

„Das ist ja gut und schön," begann Zélie, „allein, wenn auch die Gemeinheit das Gesetz der Welt ist, so folgt daraus noch nicht, daß man ihre Opfer minder zu bedauern braucht. Sie geben eine Erklärung, Ténéran, aber keine Lösung! Man muß sehen, was sich thun läßt, und die Lage praktisch erfassen. Fangen wir von oben an: Was wird der Minister thun?"

„Was die Ressorts wollen."

„Und was wollen die Ressorts?"

„Ja, das ist sehr verzwickt. Zunächst giebt es vor allem einen allgemeinen Wunsch, Frieden zu haben, und daß weder die Ruhe noch die Gewohnheiten der Beamten gestört werden. Dies muß man vor allem festhalten — dann kommen die persönlichen Neigungen, und zwar machen sich die der Einzelnen geltend. Da beginnt schon die Anarchie. Die einen sind reaktionär, die anderen revolutionär. Die Alten halten zur klassischen Schule, die Jungen zur Partei der Radikalen. Auf der einen Seite steht die Akademie, ihr gegenüber die Nachfolgerschaft von Manet. Sie sehen, was da für eine Eintracht herrscht, und wie viel Aussicht auf Frieden vorhanden ist! Alle sind bereit, über einander herzufallen! Die Reaktionäre verlangen, daß die Präcedenzfälle berücksichtigt werden und man das Herkommen achte. Die Revolutionäre antworteten damit, daß sie den Sturz der Häupter der Kunstakademie und die Abschaffung des Wettbewerbs für Rom fordern! Inmitten dieser widerstreitenden Strömungen klammert sich der Minister verzweiflungsvoll an seine Direktoren, die blind und taub sich in ihre Aktenbündel vergraben. Die Regierung, die Angst vor einer Interpellation in der Kammer hat, wäre bereit, alles aufzugeben, wenn man sie nur in Frieden ließe. Daher werden sie Mels im Stich lassen und sind zu allen Zugeständnissen bereit. So steht es jetzt. Was die Leute schließlich thun werden,

das ist freilich eine andere Sache. Darüber will ich mich morgen in meinem Blatt näher auslassen. Da sich die Ressorts vor Lärm fürchten, so sollen sie ihn zu kosten bekommen! Das werde ich besorgen! Ich allein will für Hunderte Lärm machen!"

Madame de Terrenoire war in das Zimmer getreten, das an das Atelier stieß, und hatte schnell die Courrobe abgelegt. Sie trat jetzt in einem eleganten, eng anliegenden Kleide ein, welches ihre Gestalt auf das vorteilhafteste hob.

„Ich weiß noch nicht, was unser berühmter Freund thatsächlich zu hoffen oder zu fürchten hat," sagte sie zu Therese. „Ich habe Ihnen nur die Nachrichten mitgeteilt, die ich in meiner unmittelbaren Umgebung gesammelt habe. Dabei hatte ich nur den einen Zweck, Ihnen zu nützen. Wenn ich Ihnen behülflich sein kann, vergessen Sie nicht, daß ich ganz zu Ihrer Verfügung stehe, und sagen Sie das auch Mels. Wann sehen wir uns wieder?"

„In den nächsten Tagen, Frau Gräfin, kann ich allein an dem Kleide arbeiten. Soll ich Ihnen schreiben, wann wieder eine Sitzung erforderlich ist?"

„Einverstanden! Auf Wiedersehen, Liebste! Ich habe mich sehr gefreut, Sie zu treffen, Mademoiselle Bazin und Monsieur Téneran!"

Sie lächelte und entfernte sich in ihrer sicheren, graziösen Haltung, von Therese hinaus begleitet. Kaum war sie fort, so sagte Zélie:

„Hol' sie der Kuckuck! Das ist die richtige grausame und herzlose Salondame! Sehen Sie, wie treffend Therese sie aufgefaßt hat. Wie der kleine Schlangenkopf mit den funkelnden Augen auf dem hochaufgerichteten langen und biegsamen Halse sitzt! Ach, Therese hat sie durchschaut!"

„Nun, was hat denn die hübsche Frau verbrochen?" fragte Téneran mit vorsichtigem Lächeln.

„Nichts. Sie haßt Therese!"

„Warum denn?"

„Wegen Mayrault."

„Und was hat Mayrault damit zu thun?"

„Gar nichts. Gerade deshalb ist die hübsche Gräfin so wütend!"

„Hat sie sich in den jungen Menschen verliebt?“

„Sie haben's getroffen.“

„Wie dumm die Weiber sind!“

„Danke!“

„Und deshalb sollte der junge Meister das Porträt der schönen Dame malen?“

„Das war der Grund.“

„Und der Esel hat diesen Auftrag ausgeschlagen?“

„So wie das Uebrige.“

„Was Sie da sagen!“

„Geht Ihnen jetzt ein Licht auf? Endlich! Sie sind heute ein bißchen begriffsstutzig!“

„Ach, weil Liebesgeschichten so wenig Interesse für mich haben, daß ich mich nicht viel darum kümmere.“

„Und dennoch sind sie die wichtigsten im Leben!

„Insofern sie dessen Harmonie und seinen Zweck stören.“

„Das versteht sich.“

„Soweit wären wir einer Meinung. Also diese kleine Kröte ist wütend auf Therese, weil diese das Meisterwerk malt, das Mayrault nicht hat übernehmen wollen?“

„Gewiß! Aber es spielt auch noch etwas anderes mit.“

„Was denn?“

„Davon mag ich nicht reden.“

„Sie sind doch sonst nicht zimperlich und scheuen sich auch nicht, ins Fetttöpfchen zu treten!“

„Es giebt aber Fälle, wo ich Rücksichten nehme. Bst! Therese kommt zurück.“

Die junge Künstlerin trat ein und hielt ein Telegramm in der Hand.

„Mels benachrichtigt mich, daß er heute abend nicht zum Essen kommen werde. Ich soll seinen Gesellschaftsanzug nach dem Klub schicken ... Das hat er seit zwei Monaten nicht gethan. Aber es ist vielleicht besser, wenn er mit seinen Freunden zusammenbleibt; sie werden ihn zerstreuen. Die Einsamkeit taugt nicht, wenn man Verdruß gehabt hat.“

„Und du, Therese, was willst du thun? Willst du bei mir essen?“

„Nein, danke, hier ist alles vorbereitet!“

Therese band die Malschürze ab.

„Gehst du aus?“

„Ja, ich will zu Mayrault, vielleicht hat er genauere Nachrichten. Und ich möchte auch mit ihm reden.“

„Gut! Ich warte auf dich und gehe ein Stück mit dir.“

Sie verließ das Atelier. Téneran blieb vor dem Bildnis der Gräfin de Terrenoire stehen und betrachtete Thereses Werk mit größter Aufmerksamkeit. Er drehte sich eine Cigarette, zündete sie an, that mehrere Züge und sagte:

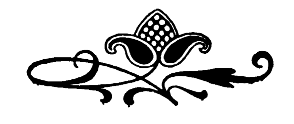
„Höchst merkwürdig! Die Kleine hat eine völlige Wandlung durchgemacht. Sie steht gar nicht mehr unter Mels' Einfluß. Sie malt jetzt wie Mayrault ... Es hat ihr sehr genützt, neben ihm zu arbeiten. Das Talent der Frauen ist, abgesehen von seltenen Ausnahmen, auf Anpassung begründet. Beobachten Sie diese kleine Therese! Sie hat die Geleise von Mels verlassen. Die Farbengebung, der ausgeklügelte Auftrag der Lichter, die ganze etwas konventionelle Malweise des Meisters ist verlassen. Wir finden die freie Behandlung von Mayrault, seine so flüssigen Silbertöne, die Durchsichtigkeit der Hintergründe. Ach, Thereschen — wenn du das erfunden hättest, wärest du eine staunenswerte Künstlerin — aber so bist du nur eine gelehrige Schülerin!“

„Dann ist Ihrer Meinung nach dies hübsche Porträt ein Pasticcio?“

„Es ist mit Mayraults Augen gesehen!“

„Téneran, so etwas können Sie mir sagen, das schadet nichts, aber sagen Sie es sonst niemand, vor allem nicht Mels und noch weniger Theresen.“

Er hätte Zélie gern weiter gefragt. Doch in diesem Augenblick erschien die Malerin mit dem Hut auf dem Kopfe, und die Drei gingen miteinander fort. (Fortsetzung folgt.)



# Tierfreundschaften.

Von Dr. **Friedrich Knauer.**

Mit 6 Abbildungen.





1. Hund und Katze in treuer Freundschaft.

Haben wir in den früheren Artikeln dem Familienleben der Tiere, dem Zusammenleben blutsverwandter Individuen und der Fürsorge der Eltern für den Nachwuchs der Familie unsere Betrachtung gewidmet, so sei nun jener Fälle gedacht, in welchen sich verschiedenen Familien einer Art, ja sogar ganz verschiedenen Arten zugehörige Tiere zusammengesellen, so daß man von freundschaftlichen Beziehungen solcher Tiere sprechen kann. Solches Zusammensein wird natürlich um so befremdlicher und auffallender erscheinen, je ungleichartiger und verschiedener in ihrem ganzen Wesen solche Tierfreunde sind.

Es ist bekannt, daß sich Wölfe, wenn es gilt, größere Tiere zu erbeuten, zu gemeinsamer Jagd zusammenthun, daß die australischen Dingos und die afrikanischen Hyänenhunde zu ganzen Trupps sich zusammenschlagen, erstere, um flüchtige Känguruhs zu erjagen, letztere, um schnellfüßige Antilopen zu verfolgen. Freilich ist es da lediglich egoistisches Interesse, das sie alle zusammen-

hält, und alle Freundschaft hält die Gefährten nicht ab, über einen schwerverletzten Kameraden herzufallen und ihn aufzuzehren.

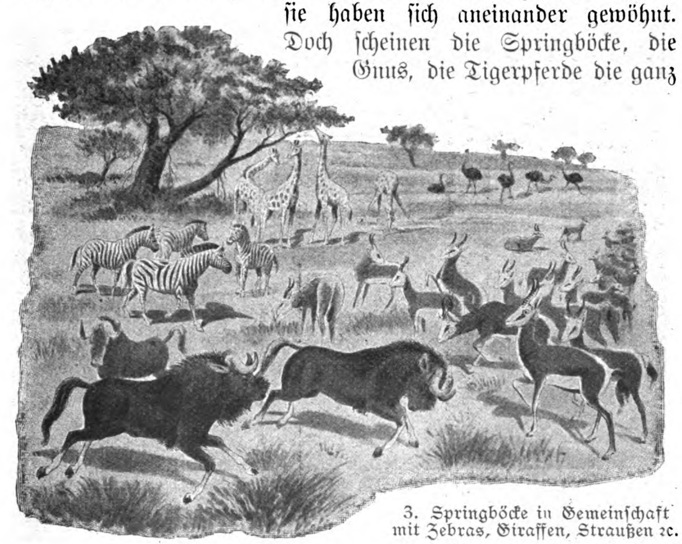
Hunde und Katzen sind in der Regel erbitterte, sprichwörtlich gewordene Feinde, und letztere nehmen eilig Reißaus, sobald sie ersterer ansichtig werden. Aber es kommt doch durchaus nicht selten vor, daß Hund und Katze eines Hauses bei all ihrer verschiedenen Charakteranlage wirkliche, treue Freundschaft schließen, getreulich zusammenhalten, selbst bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten nicht in Streit geraten und einander in der Gefahr nicht im Stiche lassen (siehe Initial).

Moderne Tierdressuren leisten in dieser Richtung ganz Erstaunliches, gewöhnen Löwen, Tiger, Eisbären, Braunbären, Hunde, Pferde oder Füchse und Gänse, Katzen und Mäuse zu streitlosem Zusammensein. Und wo es nicht rohe Gewalt, derbes Zuschlagen, sondern verständiges Eingehen auf die individuellen Eigenheiten und sanftere Ueberredung ist, welche wilde Tiere zähmt, abrichtet, zusammengewöhnt, währt solche Verträglichkeit verschiedenster Tiere nicht nur für die Dauer der Vorstellung, sondern auch nach dem Abtreten des Bändigers an.

2. Antilope, verfolgt von afrikanischen Hyänenhunden.

Afrikareisende wissen viel von den großen Herden der Springböcke und anderer Antilopen zu erzählen, welche weithin die ebene Grassteppe bevölkern. Mitten zwischen den verschiedenen

Trupps solcher friedlich grasenden Horntiere sieht man kleine Herden von Zebras und da und dort einige Strauße. Sieht man besser zu, so kann man wohl nicht leugnen, daß da die Nahrungssuche ganz verschiedene Tierarten demselben Weideplatze zugeführt hat und von einem engeren Verkehre zwischen den einzelnen Parteien wohl nicht die Rede sein kann. Sie leben und grasen nebeneinander, sie sind einander nicht im Wege, aber es besteht keine weitere Intimität zwischen ihnen, sie haben sich aneinander gewöhnt. Doch scheinen die Springböcke, die Gnus, die Tigerpferde die ganz



3. Springböcke in Gemeinschaft mit Zebras, Giraffen, Straußen rc.

besondere Wachsamkeit der Strauße sich zu Nutze zu machen. So lange die Strauße ruhig grasen, thun sich auch alle die Huftiere mit aller Muße an dem Grase gütlich; sowie aber die Strauße unruhig werden, hoch erhobenen Halses auslugen und dann sich in Galopp setzen, stürmt auch das eilfüßige Heer der Vierfüßer hinter ihnen davon.

Im tropischen Amerika sieht man zwischen Herden von Rindern, Maultieren, Eseln Trupps schlanker, schwarzer Vögel, etwas kleiner als unsere Elster, sich herumtreiben. Es sind dies die Madenfresser oder Anis. Angstlos setzen sie sich auf den

Rücken der weidenden Tiere und gern lassen sich diese solche Aufdringlichkeit gefallen, befreien diese Vögel sie ja von lästigen Zecken, quälenden Fliegenlarven. Solchen Dienst erweisen ja auch unsere Staare dem Weidevieh, solches thun auch die Kuhvögel Nordamerikas, welche Eigentümlichkeiten der Kuckucke und der Staare vereinen, und in Afrika wieder sind es die Madenhacker (Buphaga), welche schon in den frühen Morgenstunden truppweise auf den Weideplätzen erscheinen, mit schrillem Geschrei einige Zeit über den Herdetieren hin und her schwärmen und sich dann in raschen Schwenkungen auf die Tiere niederlassen



4. Krokodilwächter suchen Schmarotzer auf dem Rücken der Krokodile.

und nun, spechtartig sich festhängend, eifrigst nach Schmarotzertieren suchen. (Siehe Schlußvignette.)

In ähnlicher Weise machen sich der Krokodilwächter, ein Verwandter der Regenpfeifer, Brachschwalben, Kibitze dem Krokodile nützlich. Gewandt und eilfertig, laut pfeifend, laufen diese Vögel über den Rücken der Krokodile dahin, fleißig Blutegel, Insektenlarven auf ihnen auflesend, dieselben sogar zwischen den Zähnen der mit solcher Reinigungsarbeit gern einverstandenen Panzerechsen hervorsuchend.

Recht sonderbar sieht sich das Zusammenhausen zwischen andern Vögeln und Nagetieren, dann zwischen Vögeln und Reptilien an. So sucht die Höhleneule der Prairie die Wohnhäuser der Prairiehunde, friedlicher, unserem Murmeltier und

Ziesel verwandter Nager auf, und als recht unerwünschter Wohnungsnehmer gesellt sich dann oft auch noch die Klapperschlange hinzu. Auf den weiten Pampas der La Plata-Ebenen wieder wohnen solche Höhleneulen mit den seidenhaarigen Viscachas zusammen. In anderen Gebieten des warmen Amerika wieder sucht diese Höhlen- oder Miniereule die Höhlen der Gürteltiere auf und nistet daselbst. Nach neuesten Beobachtungen wohnen gewisse, zu den Tauchern gehörige, in Höhlen brütende Vögel zusammen mit der neuseeländischen Brückenechse, diesem in der heutigen Lebewelt ganz vereinsamt dastehenden Kriechtiere, dessen Verwandte längst schon ausgestorben sind.

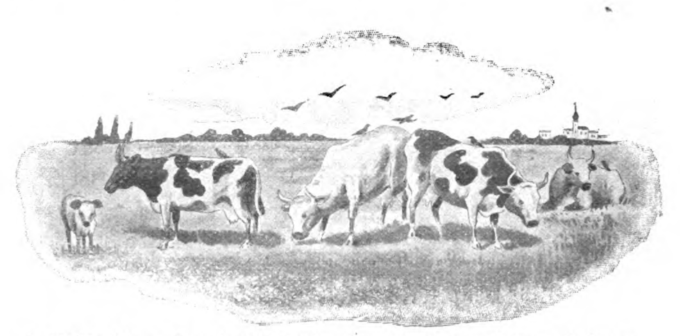


5. Einsiedler- oder Bernhardinerkrebs mit Aktinie.

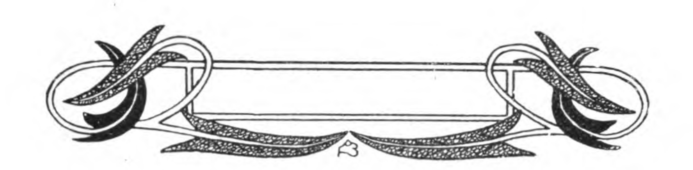
Das waren durchweg, wenn auch eigennützige, so doch keine falschen Freunde. Aber auch an solchen fehlt es nicht. In das Ameisenhaus finden Ameisenfreunde oder Myrmecophilen aller Art Eingang. Da giebt es große und kleine Käfer, Grillen, Spinnen, Milben, Tausendfüße, Krebstiere, die sich in das Ameisenheim einschleichen und bei den gastlichen Wirten zu Tische bitten. Nach Hunderten zählt die Schar solcher verschiedenartiger Mitesser einer Ameisensiedlung. Viele davon sind den Ameisen sympathische, erwünschte Gäste, denen seitens der Ameisen beste Behandlung, gute Pflege zuteil wird, andere sind ihnen gleichgültig, ja lästig, aber eben nicht abweisbar. Gerade aber unter den bevorzugtesten, mit offenen Armen aufgenommenen Ameisengästen, deren Brut von den Ameisen besser gepflegt wird, als die eigene, giebt es die falschesten Freunde des Ameisenhauses, die alle die ihnen gewordenen Gutthaten damit lohnen, daß sie die Ameisenbrut aufzehren und so oft die ganze Existenz einer Ameisensiedlung gefährden. Solche Wölfe im Schafspelze, die sich den Ameisen durch sympathischen Geruch, süße Absonderungen angenehm zu machen wissen, wohl auch in Aussehen und Fühlerspiel Ameisennatur vorgaukeln und so ungefährdet ihrer

vernichtenden Thätigkeit im Ameisenhause nachgehen können, finden sich vor allem in der Käferfamilie der Kurzflügler, welche die meisten Ameisengäste stellt.

Schließen wir das Kapitel von den echten und schlechten Tierfreundschaften mit einem recht lebhaften Beispiel intimen Zusammenlebens ganz verschiedenartiger Tiere, wie solches in unseren Seewasseraquarien leicht zu beobachten ist! Da sieht man die weichleibigen Einsiedler- oder Bernhardinerkrebse passende, leere Schneckenschalen aufsuchen, in denen sie ihren unbewehrten Hinterleib bergen und mit diesem entlehnten Hause herumkriechen; auf der Schneckenschale thront aber eine Aktinie, die mit ihrem Hausherrn in schönster Symbiose lebt; er teilt mit ihr sein Mahl, sie schützt ihn mit ihren Nesselarmen vor den Angriffen der Fische und Sepien. Wird dem Einsiedler mit der Zeit sein Haus zu eng, dann verläßt er es, sucht sich ein weiteres und bezieht das neue Heim, aber nicht ohne vorher seine Freundin sorgsam mit seinen Scheren loszulösen und auf das neue Gehäuse zu übertragen. Oft gesellen sich zu solchem Zwieleben noch Würmer, kleinere Krebse, Muscheln, kleine Polypen, so daß da in und auf dem wandelnden Hause Tiere ganz verschiedenster Herkunft in friedlichster Freundschaft beisammen leben.



6. Weidevieh, welches durch Vögel von auffitzenden Insekten und Larven gesäubert wird.



# Die Kaiserlich deutschen Schutztruppen.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet.*)

## III.

## Die Schutztruppe für Kamerun.

Von Oberleutnant **Dominik.**

(Nachdruck verboten.)

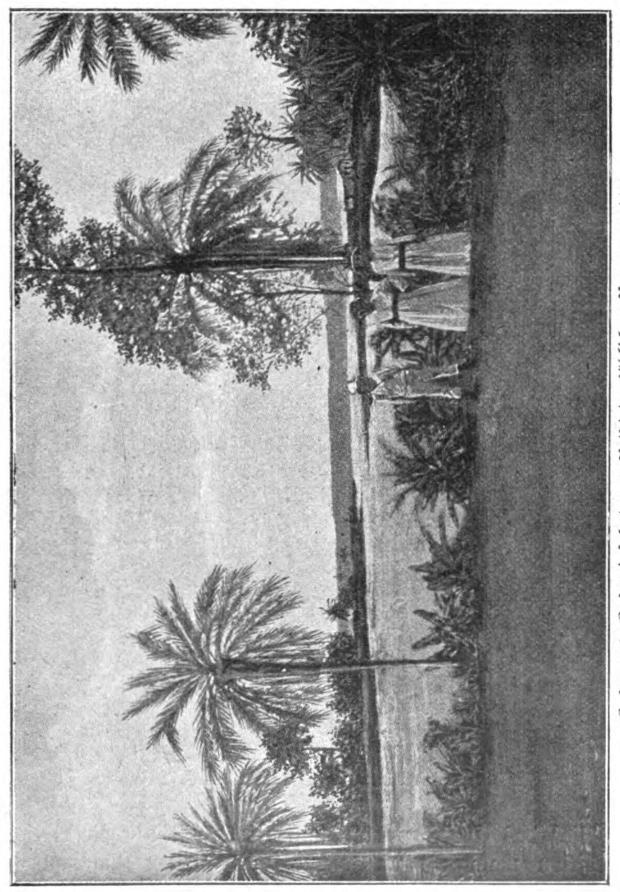
Seit 1884 befindet sich das Schutzgebiet Kamerun in deutschem Besitz. Seit dieser Zeit weilt dort ein Vertreter der deutschen Regierung, und zu seinem Schutz ist natürlich auch eine militärische Macht vorhanden. Der erste Vertreter, Dr. Nachtigal, hatte einige wenige Polizisten zu seiner Verfügung; jetzt haben wir eine wohlorganisierte, aus sieben Kompagnieen und einem Artillerie-Detachement bestehende Schutztruppe. Anfangs beschränkte sich die deutsche Herrschaft lediglich auf die Küstenstriche, wo die wenigen dort ansässigen europäischen Kaufleute in Victoria am Kamerunfluß, in Duala und an einigen Plätzen der Südküste Kameruns, Batanga-Land genannt, Handel trieben. Der erste deutsche Gouverneur, von Soden, richtete auf der Joßplatte den Regierungssitz ein und stationierte dort auch seine aus Kru-Jungen bestehende Polizeitruppe.

*) Das Illustrationsmaterial in diesem wie in den beiden früheren Artikeln über die Kaiserlich deutschen Schutztruppen ist von der Redaktion selbständig ausgewählt worden.

## Die erste Erforschung des Kamerungebietes.

Das gesamte Küstengebiet Kameruns wird von einem 300 bis 400 km breiten Urwaldgürtel eingefaßt. Die Bevölkerung besteht aus Bantu-Negern. Von diesen trieben die unmittelbar an der Küste Wohnenden schon seit Jahrhunderten mit den Europäern Handel, der namentlich in dem Austausch von Palmkernen, Kautschuk und Elfenbein gegen europäische Waren bestand. Die Neger brachten diese Erzeugnisse des Waldgebietes zu den Küstenstämmen, die sie ihrerseits wieder an die europäischen Kaufleute verhandelten. Allmählich nun versuchten die Kaufleute selbst in das Innere vorzudringen und dort mit den Leuten, die bisher ihre Waren den Küstenbewohnern zum Umtausch übergeben hatten, unmittelbar zu handeln. Dabei hörten sie von fruchtbaren Gegenden im Innern und mächtigen Häuptlingen, konnten aber nicht zu ihnen hindurchdringen, weil ihnen überall der Durchzug mit den Waffen in der Hand verwehrt wurde. Da mußte die Regierung einschreiten, und es folgt nun für Kamerun die Zeit der mit bewaffneten Trägern durchgeführten Erschließung des Waldgebietes durch große staatliche Expeditionen. Im Norden des Schutzgebietes ging Eugen Zintgraff bahnbrechend bis an die Grenze des Wald- und Graslandes nach Bali vor; im Süden von Kribi aus waren die Leutnants Kundt und Tappenbeck, die schon früher am Kongo forschend gewirkt hatten, thätig. Ihnen gelang es, durch das Mabea-, Ngumba- und Jaunde-Land die Steppe Innerkameruns zu erreichen. Auf dem Rückmarsch wurde Kundt schwer verwundet, und Tappenbeck starb auf der Joßplatte am Fieber. Ihre Expedition übernahm Curt Morgen, der die feste Jaunde-Station gründete und auf zwei großen Zügen einmal den Sanagafluß abwärts, einmal durch das Grasland bis an den Benuefluß vordringend, diesen abwärts, zur Küste gelangte. Zu derselben Zeit war auch Zintgraff im Norden des Schutzgebietes bis zu den Sudan-Stämmen nach Adamaua hin vorgedrungen. Den kühnen Forschern folgten die Händler. Und sowohl am Kamerunfluß in Duala, wo jetzt der Gouverneur Zimmerer die Verwaltung des Schutzgebietes leitete, wie im Norden und Süden auf dem Bali- und Jaunde-Wege, sowie am Sanaga-Fluß entfaltete sich reges Leben. Aber nicht immer ging es bei der Ausbreitung

des Handels ohne Kämpfe ab. Hatten schon die Eingeborenen den großen Karawanen der ersten Kamerunforscher vielfach den Durchmarsch mit den Waffen in der Hand verwehrt, so wollten



Hafen und Hafeneinfahrt von Kribi im südlichen Kamerungebiet.

im Jahre 1891 die Bewohner des unmittelbar an der Küste belegenen Kamerunberges dem Gouverneur selbst den Eintritt in ihr Gebiet nicht gestatten, und Gravenreuth, als Mitkämpfer

Wißmanns bekannt, der einen großen Zug zur Erkundung der von Morgen bereisten Gebiete, Sanaga aufwärts, machen sollte, versuchte nun mit seinen bewaffneten Trägern, den Widerstand der Bergbewohner zu brechen. Als er jedoch im harten Kampfe



Karl Freiherr von Gravenreuth, gefallen am 5. November 1891 beim Sturm auf Buea.

fiel, blieb das Gebirge unerschlossen, und mit den Resten seiner Expedition machten Ramsay und von Stetten Züge zur Eröffnung von Handelsstraßen durch Südkamerun. Wie Gravenreuth von den Bakwiris, so wurde Zintgraff von den Bafuts und Bandengs unweit Bali geschlagen, und die von ihm angelegten Stationen wurden allmählich eingezogen. Durch alle

diese kriegerischen Vorgänge hatte sich der Gouverneur Zimmerer veranlaßt gesehen, eine stehende Polizeitruppe zu bilden, die zum Schutz des Gouvernements auf der Joßplatte und der neu angelegten Stationen Edea am Sanagafluß, Jaunde und Kribi dienen sollte. Sie bestand teils aus Wey-Jungen (aus der freien Neger-Republik Liberia stammend), teils aus Dahomey-Leuten, die von der Gravenreuthschen Expedition übrig ge-




Das Gravenreuth-Denkmal in Kamerun.

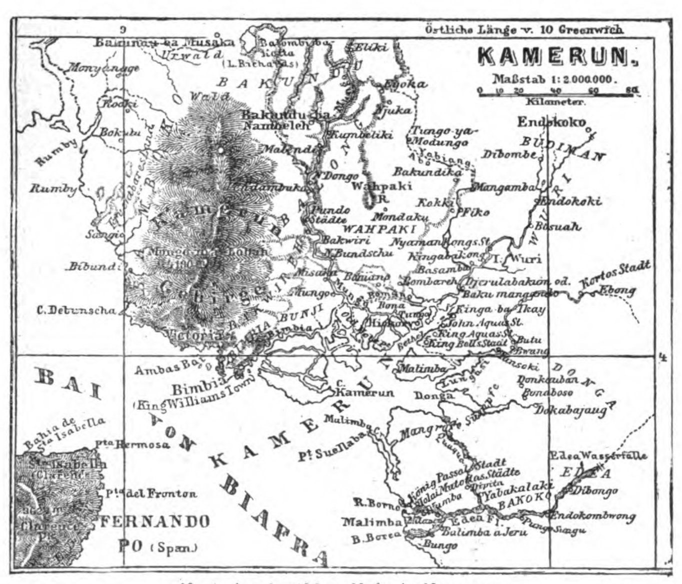
blieben waren. Ihr Führer war anfangs der Polizeimeister Lewonig, später der Leutnant Häring, der von Stetten auf seiner Expedition begleitet hatte. Am 15. Dezember 1893 meuterte diese Truppe, auf welchen Umstand die Errichtung der Kaiserlichen Truppe in Kamerun zurückzuführen ist. Die Veranlassung zu diesem Aufstande, der der Entwickelung der Kolonie durch eine vorübergehende Zerstörung der Regierungsanlagen auf der Joßplatte erhebliche Wunden geschlagen hatte, war in der Unfriedenheit zu suchen, welche die Dahomeys über die ungleichmäßigen Lohnverhältnisse in der Polizeitruppe empfanden.

Sie, die den eigentlichen Kern der Truppe ausmachten, bekamen neben freier Verpflegung nur einen Lohn von sechs bis zehn Mark, während die Wey-Leute bis zu 30 Mark Monatslohn erhielten. Gravenreuth hatte nämlich seinerzeit die Dahomey-Leute an der Küste in Wydah als Sklaven freigekauft und sie nur verpflichtet, die Loskaufssumme in Kamerun abzudienen. Sie sollten dann später als freie Leute wieder in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Da nun sämtliche Neger nur dem Augenblick leben und nichts schneller als vergangene Wohlthaten vergessen, so waren diese Leute nachher als Soldaten mit ihrem Los so wenig zufrieden, daß sie sich gegen den stellvertretenden Gouverneur, Kanzler Leist, als er ihnen die Forderung der Lohnerhöhung nicht bewilligen wollte, mit den Waffen in der Hand erhoben, wobei ihnen noch zu statten kam, daß die in Kamerun stationierte „Hyäne“ gerade auf einer Fahrt in San Thomé abwesend war. So konnte es geschehen, daß sämtliche Europäer die Joß-Platte verlassen mußten, die erst am 23. Dezember mit Hilfe der inzwischen eingetroffenen „Hyäne“-Mannschaft wieder eingenommen werden konnte.

## Errichtung und erste Kämpfe der Schutztruppe.

Waren nun auch die Dahomeys schwer genug bestraft worden, so war doch nicht nur der materielle Schaden, der durch die Beschießung entstanden war, ein großer, sondern die Regierung hatte auch entschieden durch dies Vorkommnis an Ansehen bei den Eingeborenen verloren, und ebenso hatte die kommerzielle Entwickelung unter dem Eindruck der unsicheren Verhältnisse gelitten. Derartige Vorkommnisse durften sich nicht wiederholen, und Hauptmann Morgen war deshalb mit der Errichtung einer stehenden Truppe in Kamerun betraut worden. Er hatte als Stamm derselben 100 Sudanesen in Aegypten angeworben und landete mit ihnen im April 1894 auf der Joß-Platte, wo vor den Wellblech-Baracken, die als Kasernements dienen sollten, 88 treu gebliebene Soldaten der alten Polizeitruppe aufgestellt waren. Diese 188 Mann, deren Ausbildung Hauptmann Morgen jetzt in die Hand nahm, bildeten den Stamm der nunmehrigen Kaiserlichen Schutztruppe von Kamerun.

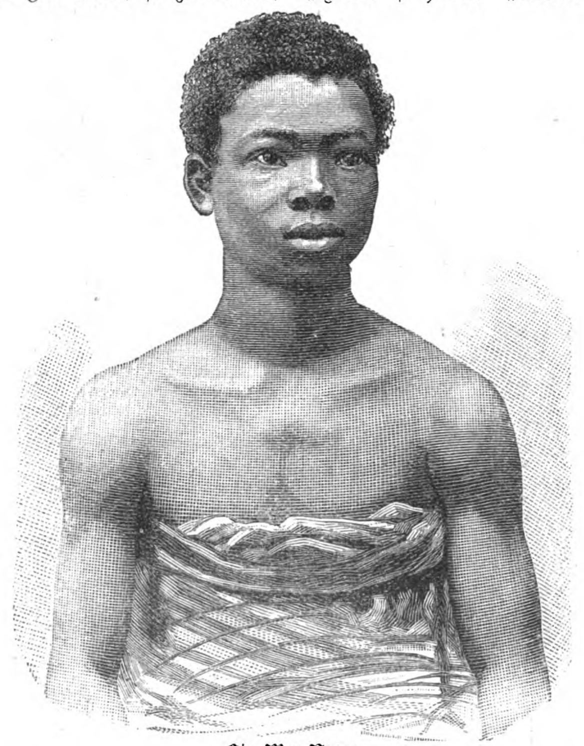
Da standen sie nun auf dem grasbedeckten Exerzierplatz, die großen schwarzen Sudanesen, und übten unter ihren Tschauischs und Betschauischs Griffe, beaufsichtigt von dem Feldwebel Krause, während gegenüber die kleinen schlanken Wey=Jungen unter dem frischen, schneidigen Büchsenmacher Zimmermann, der sich schon im Dahomey=Aufstande seine ersten Lorbeeren geholt hatte, Einzelmarsch machten. Sie boten ein Bild munterer, beweglicher Kraft,



Karte der deutschen Kolonie Kamerun.

mit dem roten Fez auf dem schwarzen Wollkopfe, den offenen gelben Drelljacken im Matrosenschnitt und den kurzen, bis an die Knie reichenden Beinkleidern; sie sind ungemein gelehrig und, da sie auch körperlich sehr gewandt sind, ist bei ihnen die militärische Ausbildung sehr einfach und leicht, zumal sie einen ausgebildeten Nachahmungstrieb besitzen; jeder Griff, jede Wendung, die sie lernen, macht ihnen Vergnügen. Es sind prachtvolle Menschen, diese schmiegsamen, schlauen Wey=Jungen, so lange sie in der nötigen Zucht gehalten werden. Allerdings frönen sie

recht vornehmen Eigenschaften. Eine größere Jeu-Ratte als einen echten Wey-Mann kann man sich kaum denken; Geld spielt keine Rolle. Auch in dieser Beziehung sind sie echte Landsknechte. „Wie gewonnen, so zerronnen," „Heute ist heute," „Leben und



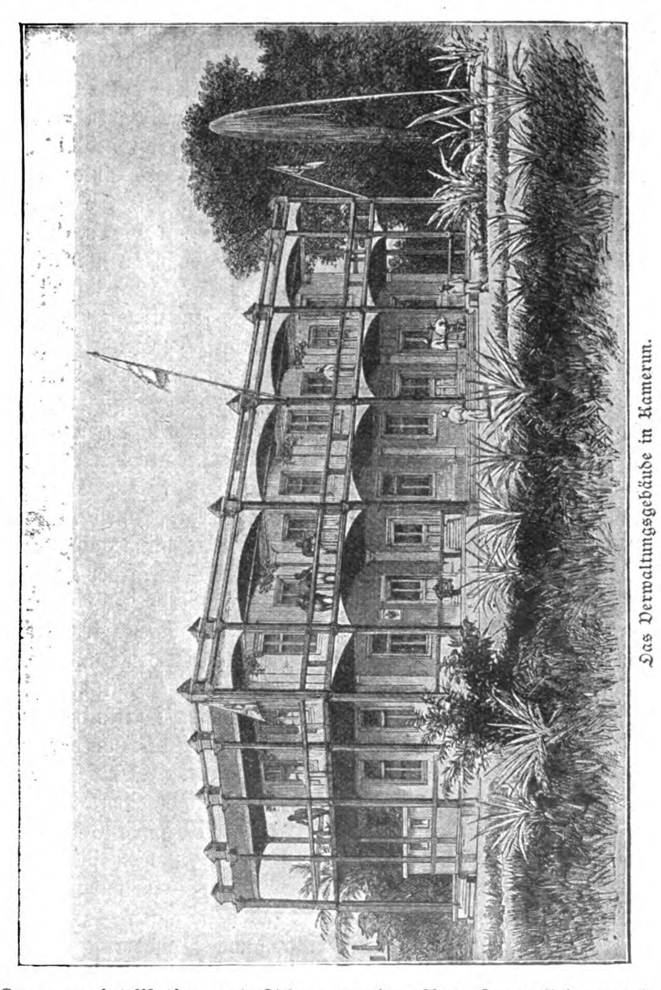
Ein Wey-Neger.

leben lassen!" ihre Losung. Aber hübsch und schmuck, wie sie aussehen, verstehen sie auch, sich in das Herz der schwarzen Schönen einzuschmeicheln, wobei ihnen in Kamerun ihre wirklich geschmackvolle Uniformierung gerade wie bei uns den Söhnen des Mars recht zu statten kommt.

Ganz anders als die Westküstensoldaten, sowohl im Aussehen wie im Wesen, sind die Sudanesen. Um Kopfeslänge über-

ragen sie die kleinen Weys; ernst und verständig erscheinen sie, wie Männer, während die Westküstensoldaten den Eindruck von Kindern machen. Leutnant Dominik, der mit Hauptmann Morgen in Aegypten gewesen und mit ihm nach Kamerun gekommen war, leitete die Ausbildung und begleitete die junge Truppe auch auf ihrem ersten Kriegszuge gegen Miang am Abofluß. Hier schon zeigte es sich, daß die Sudanesen, die Söhne des trockenen, sandigen Sudan, der nassen Wärme Kameruns nicht gewachsen waren, so daß sie allmählich nach Ostafrika zurückgeschickt werden mußten, um nicht der Malaria zum Opfer zu fallen. Morgen hatte sofort, nachdem seine Truppe die Feuerprobe bestanden hatte, die Heimreise angetreten, und Rittmeister von Stetten übernahm im Juli 1894 das Kommando über die nunmehrige Kaiserliche Schutztruppe von Kamerun. Er erstürmte am 24. Dezember 1894 Buea, den Hauptsitz der gefürchteten Bakwiris auf dem Kamerungebirge, und rächte somit den Tod Gravenreuths. Er machte Strafexpeditionen gegen die Bakokos und Wutes; kurz, die kleine Truppe, die noch immer wenig über 200 Mann zählte und nur drei Leutnants und sechs Unteroffiziere im Etat zählte, hatte vollauf zu thun. Herr von Puttkamer war Herrn von Zimmerer als Gouverneur gefolgt, Hauptmann von Kamptz löste Herrn von Stetten als Kommandeur ab. Unter seinem Regiment — er wurde im April dieses Jahres Bataillonskommandeur im Regiment Nr. 75 — entwickelte sich die Schutztruppe bis zu dem seit dem vorigen Jahre bestehenden Etat von sechs Feld-, einer Stammkompagnie und einem Artillerie-Detachement. Sämtliche Kompagnien werden von Hauptleuten befehligt und sind wie in Ostafrika besetzt. Ober- und Unteroffiziere sind Deutsche, die Mannschaften Farbige. Den Hauptstamm der Truppe machen nach wie vor Wey-Jungen aus, denen sich zahlreiche Söldner aus Sierra Leone und Haussaleute aus dem Westsudan anschließen. Sehr erfreulich ist es, daß sich in den letzten Jahren auch Eingeborene der Kolonie, namentlich Jaundes, als gute Soldaten erwiesen haben. Die Sierra Leone-Leute sind in ihrer ganzen Art den Wey-Jungen verwandt, denen sie ja auch benachbart wohnen. Sie kommen, da in Sierra Leone als englischer Kolonie deutsche Werbungen verboten sind, auf eigene Faust nach Monrovia, wenn sie erfahren, daß dort

deutsche Werber sind, oder sogar nach Kamerun selbst, um Handgeld zu nehmen. Die Haussas stammen aus Lagos oder der Togo-Kolonie. Sämtliche Leute müssen sich, nachdem sie brauchbar befunden worden sind, auf drei Jahre verpflichten und erhalten bei freier Station und Bekleidung 30 Mark Monatslohn. Die Chargen — die Leute können bis zum Feldwebel avancieren — werden entsprechend höher bezahlt. Die Verpflegung besteht an der Küste aus Salzfleisch, Reis und Hartbrot, im Innern werden statt dessen meist Tauschartikel an die Leute ausgegeben, die sich dafür von den Eingeborenen Ziegen, Schafe, Hühner, Kasada, Koko, Yams, Bananen, Pisangs usw. einhandeln. Die Leute sind zum großen Teil verheiratet und werden von ihren Frauen beköstigt. Gar bunt gestaltet sich bei den vielen Frauen und Kindern das Leben in den Kasernements und auf den Stationen. Als echte Landsknechte bleibt eine Menge Leute ihr Leben lang Soldaten. Wohl gehen sie nach einer langen Dienstzeit oder einer großen Expedition, wenn sie Geld gespart haben, scharenweise in die Heimat, aber zu Hause sind zu viel, die von dem Sparpfennig mit leben und mitfeiern, und bald heißt es wieder für den Kriegsmann: „Auf nach Kamerun und die Flinte in die Hand!“ Doch nicht zu zahlreich sind die alten Veteranen; denn in Kamerun, das sich noch in der Entwickelung befindet, ist fortwährend Krieg und Kriegsgeschrei. Gegen die Jaundes, im Ngolo-Gebiet im Norden, am Campo im Süden, gegen die Wutes im Innern und gegen Tibati hoch oben im Norden hat die Schutztruppe unter Major von Kamptz gefochten. Gar mancher ist gefallen, dem Klima erlegen oder siech in die Heimat zurückgekehrt, aber besser wird es von Jahr zu Jahr auch in dieser Beziehung. Die Expeditionen werden mit ausreichenden Kräften und geschultem Personal unternommen. Auf den Stationen sitzt nirgends mehr ein einzelner Offizier mitten im unruhigen Gebiet, und vor allem an ärztlicher Hilfe ist kein Mangel mehr. Welch' eine Wohlthat aber ist es für den verwundet oder fieberkrank aus dem feuchten Busch zurückkehrenden Soldaten, wenn er in dem hohen, luftigen Hospital in Kamerun weich und weiß gebettet wird, sich geborgen weiß und von deutscher Frauen lindernder Hand gepflegt wird! Gar nicht hoch genug anzuschlagen sind die Verdienste, die dort draußen in



Das Verwaltungsgebäude in Kamerun.

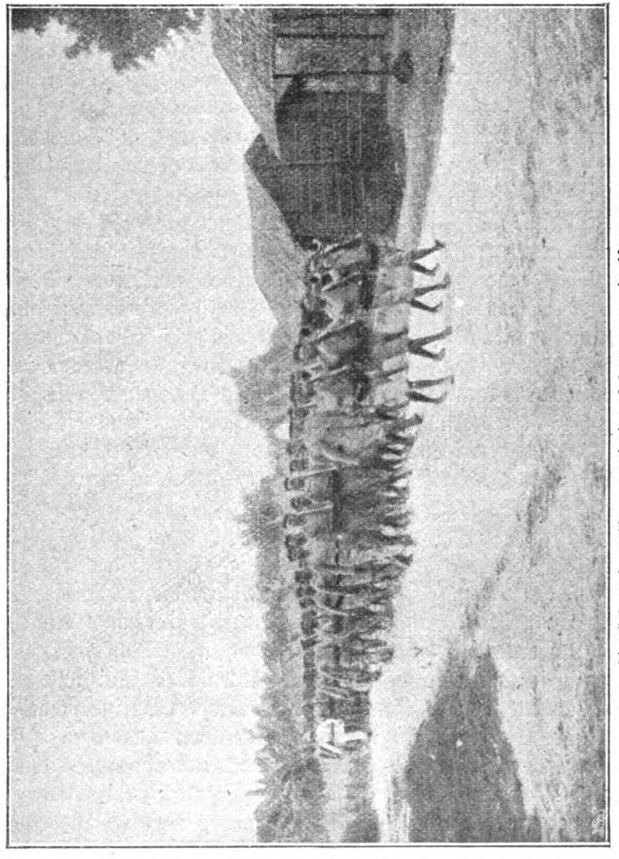
Kamerun bei Weißen und Schwarzen das Rote Kreuz sich erwirbt. — Wie gehen nun solche Kriegszüge in Kamerun vor sich? Wie zeigt der Soldat durch die That, was er auf dem Exerzierplatz gelernt hat? Wie ist der Gegner?

## Auf dem Marsche gegen den Feind.

Ganz verschieden ist es, ob im Waldland, näher der Küste, oder ob auf der weiten Steppe Innerkameruns gekämpft wird. Lauert dort tief versteckt in dunklem Busch der Bantu mit dem Vorderlader in der Faust, so stürmt hier in großen Massen mit Pfeil und Bogen bewehrt der Sudanneger auf den Soldaten ein.

Seit sechs Tagen hatte die kleine Karawane die Jaunde-Station verlassen, um quer durch das ungefähr 14 Tagemärsche breite Bakoko-Waldgebiet nach Edea am Sanaga zu marschieren. Es brauste der Wind, es rollte der Donner, halb dunkel war es in dem dichten Walde, und gewaltige Regentropfen klatschten auf die Männer der Karawane nieder, die schweigend, jeder nur mit sich selbst beschäftigt und auf den Weg achtend, dahinzog. Voran zwei Bakokos, große, starke, tiefschwarze, fast nackte Gesellen, das gewaltige Vorderladergewehr mit dem Steinschloß in der rechten Hand, ein Haumesser und den Patronenbeutel aus Affenfell auf der linken Schulter. Sie schritten gewaltig aus, gewandt, jedes Loch im Boden, jeden Stein vermeidend, über die vielen gestürzten Baumstämme leicht sich hinwegschwingend, wenn sie quer über dem Wege lagen, wie die Marder auf ihnen entlang laufend, wenn sie in der Wegrichtung gestürzt waren. Kaum konnte ihnen der Expeditionsführer folgen, trotzdem er nur in der leichten Drelluniform steckte und an den Füßen leichte Schuhe trug, während den Kopf der große Filzhut gegen den Regen schützte. Er hatte einen langen Bambusstock in der Hand, auf den er sich beim Gehen und Klettern auf den von der Nässe schlüpfrig gewordenen Baumstämmen stützte. Sein Boy, ein Knabe von 15 Jahren, folgte mit dem schußbereiten Karabiner auf Schritt und Tritt. Es war bereits 3 Uhr, seit 6 Uhr früh wurde marschiert, und etwas auseinander gezogen folgten die Soldaten im Kakywaffenrock, kurzen Hosen — Schuhe gehören zur Ausrüstung, werden aber nur selten getragen —, die Gewehre umgehängt, den Tornisterbeutel am Tragegerüst und eine wollene Decke über die Schulter, dem Führer. Trotz der Anstrengung des Marsches nahm das Lachen und Schwatzen kein Ende. Die Kinder des Waldes aus Liberia und Sierra Leone merkten nichts von der dumpfen, feuchten Hitze im Walde, von den Miasmen des in der Nässe faulenden Fallholzes, von den

Steinen und den Dornen des Unterholzes, das so dicht war, daß niemand sah, wohin er den Fuß setzte. Staunend hörten sie, wenn die hageren Haussaleute, die auffallend mühsam, öfters



Einrücken einer Kompagnie der Schutztruppe in Kamerun.

strauchelnd, zwischen ihnen marschierten, von weiten trockenen Ebenen daheim, von Straßen und Reittieren sprachen. Sie kannten nichts als den düsteren, nassen Wald, der sie geboren hatte und der ihnen doch so hell und schön erschien. Hinter den

Soldaten folgten die Träger mit Zelten und Koffern, Kisten und Kasten in Lasten von je 60 Pfund auf dem Kopfe. Sie hatten hohe, künstliche Frisuren und reichen Schmuck von Glasperlen um Hals und Hüften. Es waren Jaundes, die zum erstenmal durch Bakoko zur Küste zogen. Der die Aufsicht führende Unteroffizier, der mit der Nachspitze den Schluß macht, hatte es besonders schwer; denn dies wilde, bepackte Volk in Ordnung zu halten, war keine kleine Arbeit. Endlich, um halb 4 Uhr, halten die Führer in einem langen Dorfe von wohl 50 Hütten, das zweireihig mitten in einer großen Lichtung im Urwald liegt, die mit Bananen, Yams, Koko, Kassada bebaut ist; ein rauschendes Wasser dicht dabei. Ein guter Lagerplatz. Es regnet noch immer, und durch die Palmenblätter-Dächer der niedrigen Häuser dringen überall Rauchwolken, die über dem Dorf sich lagern und das Gesamtbild noch mehr in Grau erscheinen lassen, als die regnerische Nachmittagsstimmung es schon an sich malt. Längst wissen die Ortsbewohner, daß heute der Muskalla, der erste weiße Mann, bei ihnen erscheinen soll, denn weit in den Urwald ist die Kunde schon vorausgedrungen, daß die Weißen mit den Soldaten aus Jaunde hindurch marschieren, aber gering nur ist das Interesse, das die düsteren Waldbewohner der einmarschierenden Karawane entgegenbringen. Wohl kommen die Weiber und Kinder aus den Hütten und sehen dem Aufschlagen der Zelte für die Europäer zu. Wohl kommt der alte weißhaarige Häuptling mit langem Zwickelbart, die Pfeife mit selbstgeerntetem Tabak im Mund, zu dem Führer und reicht ihm bewillkommnend die Rechte, aber von einem Volksfest, wie es bei einem solchen noch nie dagewesenen Ereignis, wie es der Durchmarsch der Weißen ist, sein müßte, ist keine Rede hier. Das ist aber auch an den vorhergehenden Tagen im Bakokolande so gewesen, zudem bringen die Leute reichlich Lebensmittel, auch Ziegen und Schafe, die sie gegen Zeug und Perlen eintauschen, und abends hat der Häuptling lange plaudernd mit den Offizieren vor dem Zelt gesessen und zugeschaut, wie die Boys Huhn mit Reis und nachher Bananen herumgereicht haben, die der Koch wie alltäglich an schnell entzündetem Feuer zubereitet hat. Er ist erst geschieden, als die Offiziere aufbrachen, um die Zelte aufzusuchen oder die Wachen noch einmal zu

revidieren. Schon um 6 Uhr ist es dunkel geworden, denn in Kamerun, fast unter dem Aequator, ist Tag- und Nachtgleiche. Bis 9 Uhr haben die Feuer hell gebrannt, an denen schwatzend und plaudernd Soldaten- und Träger saßen; jetzt ist es fast 10 Uhr und ringsum hört man das Schnarchen der Schläfer — da plötzlich krachen Salven durch die Stille der Nacht, denen scharfes Kleingewehrfeuer folgt, lautes Geschrei und Kommandoworte; im Schlafanzug stürzen die Europäer aus den Zelten, rundum auf den ihnen am Tage angewiesenen Posten, meist nackt, wie sie von den Feuern aufgesprungen sind, die Patronentaschen umgeschnallt, die Gewehre schußbereit in der Hand, stehen die Soldaten. Wie ein Volk Hühner, dicht zusammengekauert, angstvoll die Schultern hochgezogen, sitzen die Träger beim Gepäck. Es wird still. „Was ist los?“ fragt man. „Die Buschleute haben geschossen, aber die Posten haben gut aufgepaßt, sie mit wohlgezielten Schüssen zurückgetrieben und das Lager alarmiert.“ Jetzt ist von den Angreifern nichts mehr zu sehen. Einige Salven werden aufs Geratewohl in den dunklen Busch hineingefeuert, thun aber wohl wenig Schaden. Die Wachen werden verstärkt; dann wird es still wie zuvor. Aber am nächsten Morgen gehen nun Patrouillen nach allen Seiten in den Wald hinein, um den frechen Gegner aufzusuchen und zu bestrafen. Die Bakokos, welche die Macht des Weißen noch nicht gefühlt, hatten versucht, ihn zu überfallen, namentlich wohl, um sich des Gepäcks und der Gewehre zu bemächtigen. Jetzt, nachdem sie zurückgewiesen sind, haben sie, wohlbewußt dessen, was ihrer wartet, die Dörfer verlassen und sich in den Wald zurückgezogen. Ueberall lauern sie, durch dichtes Dickicht gedeckt, an den schmalen Buschpfaden auf die Soldaten, Schuß auf Schuß dröhnt aus den schweren Vorderladern. Dann hört man den scharfen Knall der Mausergewehre, und die Soldaten springen in das Dickicht hinein, dem Gegner nach, der meist das Weite sucht und so gewandt durch den Busch zu brechen versteht, daß ihn nur selten eine Kugel erreicht. Die Dörfer sind verlassen, Hab' und Gut ist längst in Sicherheit gebracht, und wenig Schaden nur wird durch Niederhauen der Felder den frechen Angreifern zugefügt. Tage und Wochen geht es so, oft wird das Standquartier gewechselt, bis schließlich der Gegner des Fechtens müde wird, weil er nichts

mehr zu essen findet und ihm doch zu viel Leute abgeschossen werden, und er dann kommt und um Frieden bittet. Selten nur stellen sich die Waldbewohner in ihren Dörfern, die sie dann durch Baumstämme und Verhaue, Fallgruben und Dorngebüsch gut zur Verteidigung eingerichtet haben. Ist dies der Fall, so ist meist mit der Erstürmung des Platzes auch das Ende des Krieges gekommen, während mit dem Herumschießen im Busch oft Wochen und Monate vergehen.

Erst wenn ein Waldstamm in Kamerun einmal gründlich die Macht des Gouverneurs gefühlt hat, fügt er sich wirklich, und erst dann kann der Kaufmann mit Zuversicht Handel treiben, der Missionar seine segensreiche Arbeit beginnen.

Ganz anders als im Waldlande gehen im Innern Kameruns, in der Grassavanne, die Züge der Schutztruppe gegen Stämme, die sich dem Gouverneur unbotmäßig erwiesen haben, vor sich. Wohnen die Bantuneger im Waldlande in kleinen Siedelungen und Gemeinschaften bei einander ohne jeden festen Zusammenhalt, so finden wir im Graslande überall große Völkergemeinschaften, und selbst da, wo der Islam noch nicht hingedrungen ist, finden wir Städte und despotische Fürsten. Der Kampf wird hier weit energischer geführt, und die Unterwerfung wird schneller erzwungen.

Am 26. Januar 1899 lag die Schutztruppe weit im Innern Kameruns in Ngidde-Dorf, wo Kommandeur von Kamptz die Befehle ausgab, weil Ngilla-Stadt im Wute-Gebiet am folgenden Tage gestürmt werden sollte. Die Sprengmunition wurde nachgesehen, Aexte wurden bereit gelegt und geschärft, und die Träger erhielten als Erkennungszeichen ein rotes Tuch um den Kopf gewunden. Leutnant Dominik, der schon früher oft den gefürchteten Häuptling besucht hatte, erklärte die Lage der Stadt. An der einen Seite eines weiten Thalkessels erhob sich ein hoher Berg. Er war bewaldet. Ihm gegenüber lagen, gleichfalls die Stadt überragend, aber inmitten der Grassteppe, die Dörfer der hier Handel treibenden Haussas. Ein knietiefer Bach trennte sie von der Stadt. Von hier aus sollte die Artillerie den Sturm mit Feuer unterstützen. Am frühen Morgen rückte die Truppe vor. Zu beiden Seiten Patrouillen in der Grassavanne, die unbewohnt bis dicht an die Stadt reichte. Es ging

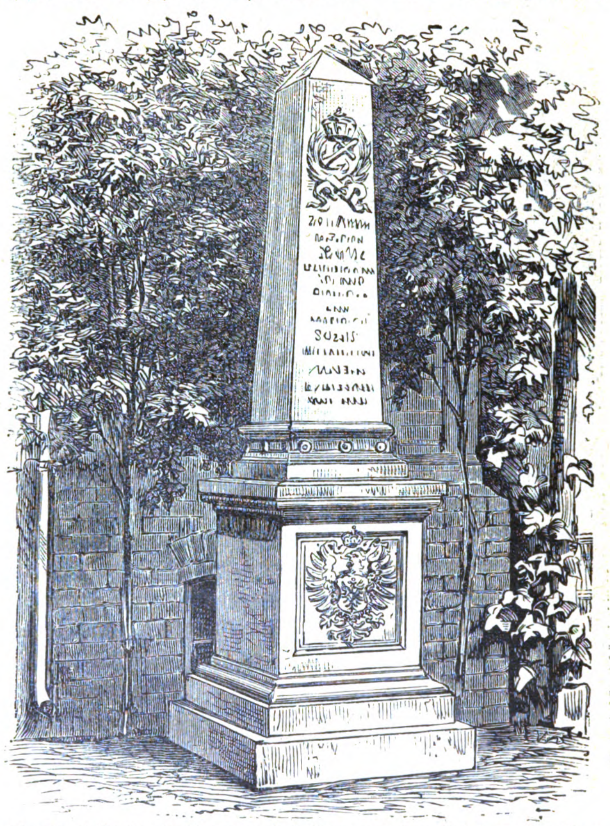
nur langsam vorwärts. Oft war der Graswald über manns- hoch, und man konnte nicht wissen, ob nicht Ngilla entgegen- gerückt war und einen Hinterhalt gelegt hatte. Aber kein Schuß fiel, nirgends zeigte sich etwas vom Feinde. Die Kompagnien erreichten die ersten Derrhafarmen. In hohen Rispen nickte das Korn, wo es nicht bereits geschlagen war und in breiten Schwaden zum Trocknen auf der Erde lag. Es war 12 Uhr



Wute-Leute in voller Bewaffnung.

mittags. Ein kurzer Halt wurde gemacht. Dann ging es bis an den Rand des Plateaus. Unten sah man die zahllosen spitzen Dächer der Stadt, hinter der ein dunkler, waldiger Berg sich erhob. Der Kommandeur zog die Offiziere vor. Mit Fern- gläsern wurde das Gelände einer Prüfung unterzogen. In tiefer Ruhe lag die Wute-Stadt. Sengend heiß brannte die Sonne, und die Luft flimmerte über den Tausenden und Aber- tausenden spitzen Grashalmen. In diesen heißen Tagesstunden ist auch der Neger ungern außerhalb der schattenspendenden Hütte, und für einen Ueberfall ist die Mittagszeit fast ebenso

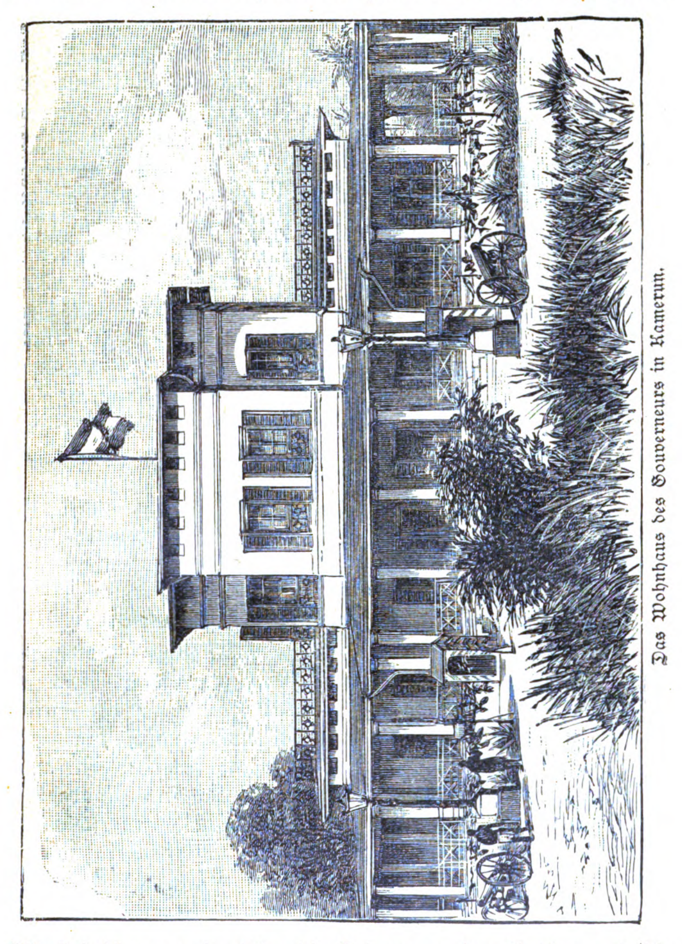
geeignet wie der frühe Morgen. Es galt, möglichst schnell und unbemerkt an die Stadt heranzukommen, denn dort wurde die Truppe, wie es schien, nicht erwartet. Eine Kompagnie erhielt



Grabdenkmal für die in Kamerun Gefallenen von der Besatzung der Kreuzerkorvette „Olga" auf dem Friedhofe der Bellstadt.

Befehl, auf der großen Straße weiter vorzugehen und die Aufmerksamkeit der Ngilla-Leute auf sich zu ziehen. Der Kommandeur bog mit dem Gros der Truppe nach rechts aus. Bald aber wurde es in der Stadt lebendig, und wie in einem Ameisen-

haufen hasteten drinnen die Menschen, die ersten Schüsse fielen, und in der Stadt erdröhnten die Pauken, erklangen dumpf die



Das Wohnhaus des Gouverneurs in Kamerun.

Elfenbeinhörner und riefen die Krieger an den Graben und die Pallisaden. In langen Sätzen eilten sie aus den Häusern. Die Truppe rückte mit „Marsch, Marsch" mit ausgeschwärmten

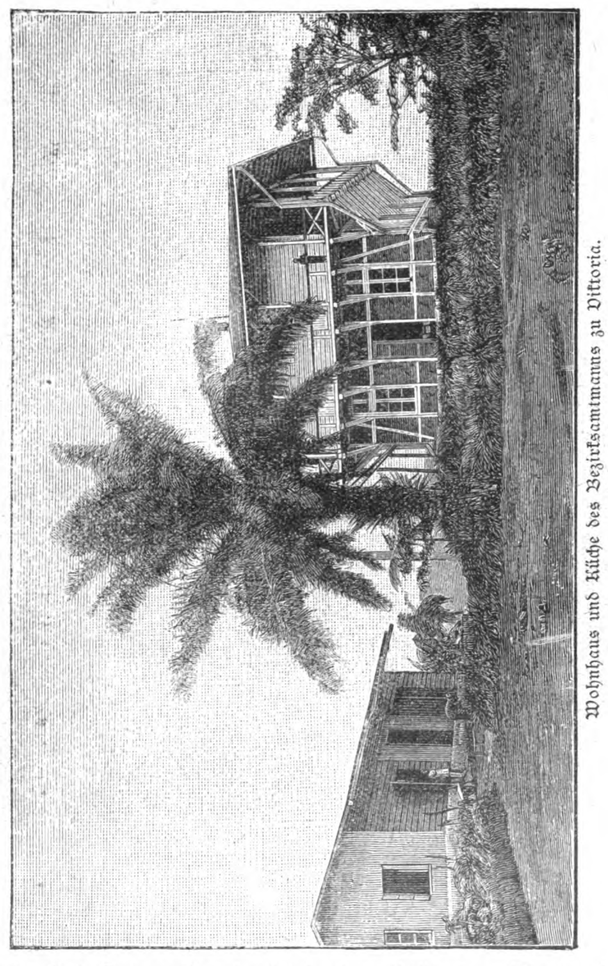
Kompagnien auf den Graben und den dahinter liegenden Wall los. Da standen sie, teils in langen weißen Gewändern, teils nackt, den hohen Schild vor sich, mit Turako- und Papageienfedern auf dem Kopfe, laut singend und die spitzgefeilten Zähne zeigend, die gefürchteten Wutes-Pfeile und Speere flogen den Soldaten entgegen, hin und wieder krachte aus einem schweren Vorderlader ein Schuß. Der Graben war viel zu breit, um ihn im Sprung zu nehmen, und zu scharf abgestochen, um festen Fuß fassen zu können. Die Soldaten mußten auf die Grabensohle hinunter und an der anderen Seite wieder in die Höhe klimmen. Aber ein Halten gab es nicht mehr, und schon war eine Abteilung auf eine breite Brücke gestoßen, die in einen Thorweg führte. Dem scharfen Feuer wichen hier die Verteidiger zuerst. Es kam zum Handgemenge, und mit den Zurückgetriebenen drangen die Soldaten in die Stadt. Als die Verteidiger der Wälle sich so im Rücken gefaßt sahen, erlahmte ihre Kraft, ihre Reihen wurden dünner und dünner, und von den Kugeln der Soldaten verfolgt, eilten sie den noch freien Ausgängen zu.

Kaum eine Viertelstunde war gekämpft worden. Den 400 Gewehren der Schutztruppe hatten die Tausende Ngillas nicht stand halten können. Die Macht der Wutes war gebrochen.

## Die kulturgeschichtliche Aufgabe der Schutztruppe.

Aber nicht nur eine kriegerische Thätigkeit entfaltet die Schutztruppe. Der Krieg ist nur Mittel zum Zweck. Gilt es doch in erster Linie, das Schutzgebiet dem Handel und der Kultur zu erschließen, die nur gedeihen, wenn Ruhe und Ordnung im Lande herrschen. Diese soll die Schutztruppe gewährleisten, und nur wenn es dringend nötig ist, geht sie aktiv strafend oder erobernd vor. Mit einer Kette von Sicherheitsposten (Stationen) hält sie das Land, in dem der Kaufmann, der Pflanzer und der Missionar arbeiten, in Ordnung. An der Küste, wo die Europäer am zahlreichsten und der Einfluß der Regierung auf die Eingeborenen schon am gefestigtsten sind, ist nach heimischer Art bereits die Civilverwaltung an Stelle des militärischen Regiments getreten. In Duala liegt der Stamm der Schutztruppe, und auch in Viktoria, in dessen Nähe sich Buea, der Sitz der Gouverne-

ments, befindet, sowie in Kribi, das Sitz eines Bezirksamtes ist, sind Garnisonen. Die Station Sanga Ngoko, an der



Wohnhaus und Küche des Bezirksamtmanns zu Viktoria.

Grenze des Kongogebietes, sowie der Zollposten Campo im Süden und die Station Johann Albrechtsburg haben nur

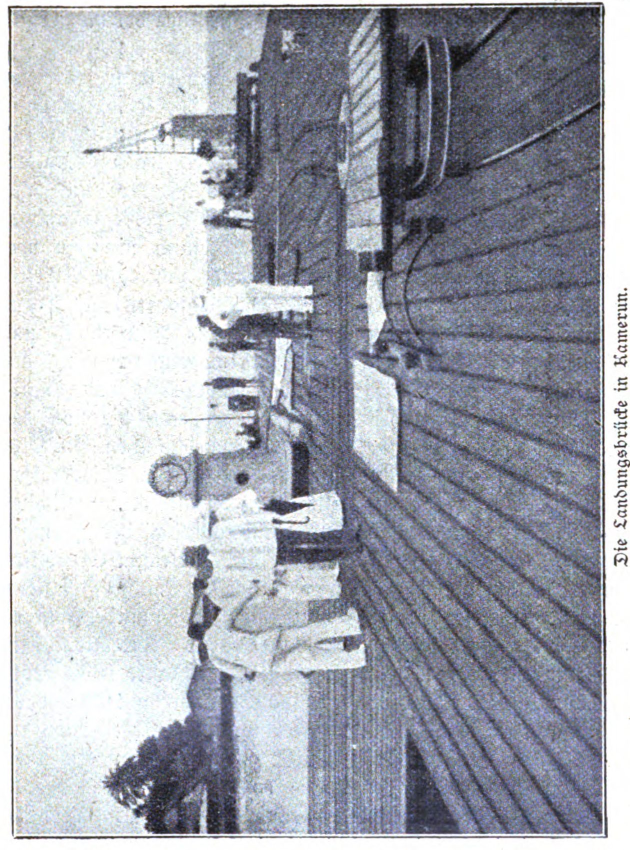
polizeiliche Besatzung. Alle anderen Plätze im Innern ressortieren der Schutztruppe. Bis zur Wute-Adamana-Expedition war Jaunde, ungefähr 300 km von der Küste, der vorgeschobenste Posten der Schutztruppe. Die Station war, wie



**Kirche in Kamerun.**

schon gesagt, 1891 von Hauptmann Morgen gegründet. Als Handel und Wandel durch das ganze Waldgebiet bis zu ihr hinauf vordrangen, wurde es nötig, eine Straße zur Küste zu bauen, die Kaufleute gegen die zahlreichen Räubereien der Eingeborenen zu schützen und den Missionaren, die von Kribi aus

in das Innere vorgedrungen waren, Sicherheit zu bieten; aus diesen Gründen wurde 1894 eine starke Besatzung nach Jaunde gelegt und im Ngumba-Gebiete die Station Lolodorf angelegt.



Die Landungsbrücke in Kamerun.

Handel und Wandel machten hier im Süden des Schutzgebietes ganz besondere Fortschritte, bis im Jahre 1896 die Jaundes einen Aufstand unternahmen, der von der Schutztruppe schnell niedergeschlagen wurde und nur dazu beitrug, das Ansehen der Station im ganzen Waldlande noch besonders zu festigen. Nörd-

lich der Jaunde-Station, im Graslande, saßen die Wutes, deren fortwährende Sklavenzüge in die unmittelbare Nähe des Stationsgebietes dauernd zu Klagen Veranlassung gaben und die schließlich ein Hauptgrund für das bewaffnete Vorgehen der Regierung nach Norden wurden.

Mit dem Aufschwung des Handels im Innern war eine starke Entwickelung des Plantagenbaues an der Küste Hand in Hand gegangen. Weite Gebiete am Kamerungebirge hatten sich als anbaufähig namentlich für Kaffee, Kakao, Tabak und Vanille erwiesen. Große Unternehmungen waren entstanden, die zahlreiche Arbeitskräfte brauchten. Die faulen Bantu-Neger an der Küste waren für eine geregelte Arbeitsleistung nicht zu verwenden; wohl kamen aus Bali und Jaunde zahlreiche Arbeitswillige, aber man blieb doch im großen und ganzen auf Kräfte von außerhalb der Kolonie angewiesen, deren Anwerbung und Transport sich aber sehr teuer erwiesen. Nun wußte man aus den Reiseberichten der früheren Expeditionen, daß nördlich von Jaunde zahlreiche arbeitswillige Heidenstämme saßen, auf die von den Eroberern Nord-Kameruns, den mohammedanischen Fullahs, fortwährend Jagd gemacht wurde, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. So belagerte der Sultan von Tibati, dem südlichsten großen Fullah-Staate, Ngambe, die Hauptstadt der fleißigen Tikarleute. Er hatte seinerzeit (1893) die Stettensche Expedition vollkommen ausgeraubt, und er war es, der den Haussa-Händlern, die von Norden her mit den Kaufleuten in Jaunde Fühlung nehmen wollten, den Durchmarsch verweigerte. Aus allen diesen Gründen beschloß die Regierung deshalb im Jahre 1899 gegen Tibati vorzugehen. Kommandeur von Kamptz unternahm die Adamaua-Expedition, die nach Niederkämpfung der Fullahs zur Errichtung der Station Joko führte. Hiermit war ein guter Schritt vorwärts gethan; denn die deutsche Flagge war nicht nur in einem Teil Kameruns zu Ehren gekommen, in dem bislang nur englische und französische Farben etwas gegolten hatten, sondern auch die übrigen Aufgaben der Expedition waren vollkommen gelöst worden. Aber es hatte sich gezeigt, daß die militärischen Kräfte, nachdem man so weit in das Innere vorgedrungen war, doch nicht zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im ganzen Lande ausreichend waren. Die Ein-

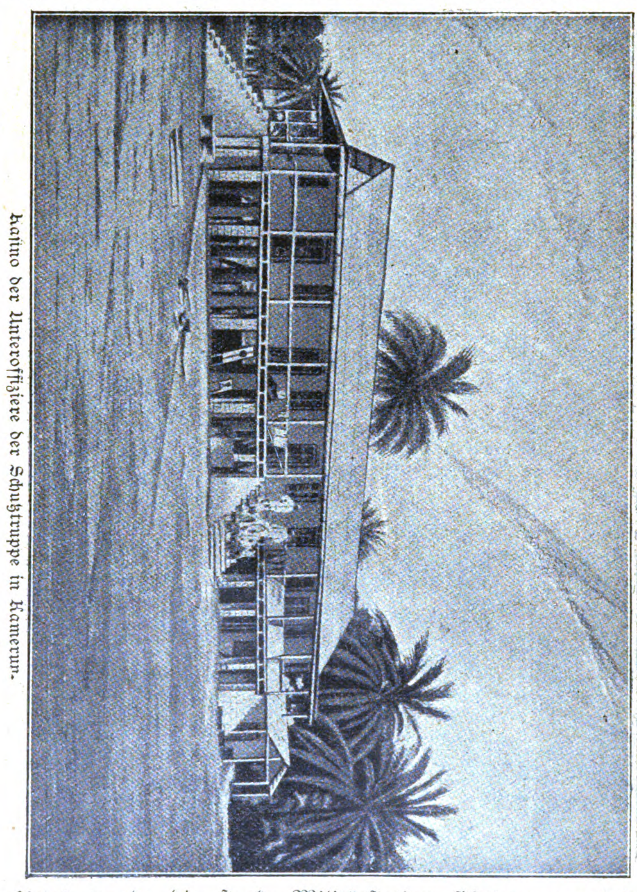
geborenen im Küstengebiet hatten keine Soldaten mehr gesehen, sofort waren sie übermütig geworden, und an allen Ecken und Enden begann es im Waldland zu gären. Die Bulevs, süd-



Aufziehen der schwarzen Wache in Kamerun.

liche Nachbarn der Jaundes, erhoben sich, wiesen sämtliche Händler aus und kamen sogar bis nach dem friedlichen Kribi, wo sie die katholische Missionsniederlassung vollkommen ausplünderten. Im Norden des Schutzgebietes erhoben sich die

Stämme von der alten Balistraße bis an die Calabarengrenze, und schwere Kämpfe kostete es der Schutztruppe, bis die Gegner einigermaßen niedergeworfen waren. Zur Beruhigung des Buley=



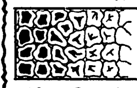
Kasino der Unteroffiziere der Schutztruppe in Kamerun.

gebietes wurde die starke Militärstation Ebolova gegründet, während Hauptmann von Besser im Norden an den Croß=schnellen die Station Nsakpe anlegte, der sich jetzt an der Bali=straße der Posten Tinto angliedert. Unter diesen Umständen

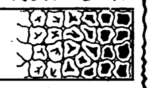
war es wirklich ein Segen für das Schutzgebiet, daß im vorigen Jahre der Etat auf den jetzigen Stand von sieben Kompagnieen gebracht wurde. Denn welche Arbeit und welche Menge von Kapital war bei der schnellen Entwickelung, die Kamerun seit dem Jahre 1894 genommen hatte, durch diese Erhebungen kriegerischer Stämme in Frage gestellt! Bei dem kriegerischen Sinn der Waldstämme Kameruns hat sich eine starke Schutztruppe als unbedingte Notwendigkeit erwiesen, denn die Neger in ihrer Kurzsichtigkeit verhalten sich eben nur ruhig, wenn sie die überlegene Macht der Regierung fortwährend vor Augen sehen. Wie unberechenbar sie sind, sieht man daraus, daß erst kürzlich selbst in der Nähe Jaundes Kämpfe stattgefunden haben, bei denen der Leutnant Lequis fiel, und daß die Welles, die östlichen Nachbaren der Jaundes, selbst einer starken Expedition unter Führung des inzwischen leider verstorbenen Hauptmanns von Schimmelpfennig energischen Widerstand entgegensetzten.

Eine starke Truppe ist, wie gesagt, eine unbedingte Notwendigkeit, um das, was wir besitzen, in Ordnung zu halten. Von Joko bis zum Tsadsee ist noch ein weites Stück Weg, und die deutsche Flagge ist hier nur gar wenig bekannt, während die englische Royal-Niger Company auf dem Benue schon seit Jahren Handel treibt und die Franzosen unweit des Sees die Feste Lamy besetzt halten. Aber dort oben haben wir es mit wohlorganisierten arabischen Staaten zu thun, die, wenn sie den Nutzen des Verkehrs einmal eingesehen haben, den Europäern weit weniger Schwierigkeiten entgegensetzen als die Waldneger mit ihrem kindlichen Unverstand. Schnell und verständig ist in den letzten Jahren die Erschließung Kameruns vor sich gegangen, was nicht am wenigsten der Thätigkeit der trefflichen Schutztruppe zu danken ist. Daß sie es auch in Zukunft nicht wird an sich fehlen lassen, daran darf man nicht zweifeln. Viel Blut ist geflossen von der Küste bis Joko, groß ist der Einsatz, groß aber auch der Gewinn in diesem reichen Stück Deutschafrika. Und wo immer in Kamerun der Kaufmann, der Pflanzer, der Missionar ihrer Arbeit nachgehen, da können sie es getrost thun in dem Bewußtsein: „Neben mir steht überall zum Schutz bereit der deutsche Kolonialsoldat!“

---



# Deutsche Dichtergrüße.



## Im Fieber.

Von Leon Vandersee.

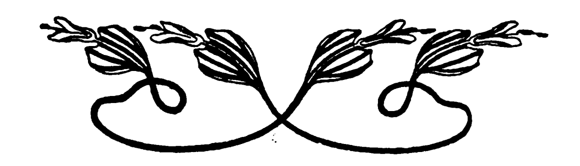
I.

Ach, so viel duftende Blumen
Bringt mir die Liebste ins Haus —
Mütterchen, stell' doch ans Fenster
Drüben den leuchtenden Strauß.

Wenn ihn die Leute dort sehen,
Flüstern sie nicht mehr so laut:
Meine Geliebte wär' heimlich
Längst eines anderen Braut.

II.

Mutter, glätte mir die wirren Locken
Sacht, ganz sacht —
Warum läuten denn vom Turm die Glocken
Jetzt zur Nacht?
In die Kirche wollen sie mich rufen
Noch so spät?
Knien soll ich an des Altars Stufen
Zum Gebet?
Wer ist jener dort im reichen, losen
Meßgewand?
Warum trägt er brennendrote Rosen
In der Hand?
Und zur Seite ihm im Brautgeschmeide —
Still und blaß —
Rote Rosen auf dem Hochzeitskleide,
Wer ist das?
Mutter, nimm die Blumen von der Decke —
Wie, du weinst? —
Daß ihr Duft nicht die Erinn'rung wecke
An das Einst . . .



# Er macht Visite.

## Humoreske von **Charlotte Wolteiz.**

———— (Nachdruck verboten.)



Wundervoll ist es, nicht zu beschreiben wie schön — ich springe freudestrahlend in meinem Zimmer umher und weiß gar nicht, was ich vor Wonne beginnen soll! Nein, was wird Lotte dazu sagen, wenn ich ihr schreibe, daß ein Leutnant bei uns — das heißt bei Großmutterchen — Besuch machen will!

Lotte ist nämlich meine Pensionsfreundin und schwärmt ebenso für Leutnants wie ich. O Himmel, wie haben wir uns das reizend ausgemalt! Diesen letzten Winter in der Pension, 'mal mit einem richtigen Leutnant Konversation machen zu können — schneidig! Und das Glück soll mir wahr und wahrhaftig jetzt blühen!

Ich will eigens zur Feier dieses Ereignisses ein Tagebuch anlegen, das nur den Zweck haben soll, von diesem wichtigen Besuch zu erzählen — damit ich später an den ersten größeren Moment meines Lebens eine angenehme Erinnerung habe!

* * *

Stettin, den 10. Mai 1892.

Also heute früh sitzen wir alle — Großmütterchen, Tante Luise und ich — beim Morgenkaffee. Ich will mich eben rüsten, in die englische Stunde zu gehen, da — kommt ein Brief

von Onkel Julius! Von meinem geliebten Onkel Julius, für den ich so schwärme, weil er so viel Humor und großes Verständnis für die Jugend besitzt. Und was schreibt der gute Onkel wohl?

„Liebes Mutterchen! Heute nur in Kürze die Nachricht, daß mein guter Freund, der Leutnant von Otterstedt, von seinem Kommando bei uns abgelöst und nach Stettin zurückversetzt ist. Er hat den dringenden Wunsch geäußert, Euch kennen zu lernen, und bittet Dich, ihn in Deinem gastlichen Hause freundschaftlich aufzunehmen. Ist ein prächtiger Mensch, unterhaltend und liebenswürdig — ich hoffe, der Verkehr wird Euch Freude machen, Euch manche fröhliche Stunde verschaffen — auch dem lustigen Kobold, der Trude“ u. s. w.

Ich habe den Brief natürlich auswendig gelernt und ihn, beiläufig bemerkt, einige Male geküßt, weil ich ihn zu reizend fand! Aber so ist Onkel Julius, immer darauf bedacht, andern Menschen Freude zu machen; ist doch rührend, wie er für die Unterhaltung seiner alten Mutter besorgt ist!

Natürlich können Großmütter für einen Leutnant nicht mehr dasselbe brennende Interesse haben — wie ich z. B. — aber sie freute sich doch, die gute alte Dame, schon weil ich mich so freute!

Onkel Julius hat auch ein Bild von dem Herrn von Otterstedt beigelegt, damit wir wissen, wie er aussieht, und wir nicht am Ende enttäuscht sind. Nein! Das ist, nach dem Bilde zu schließen, nicht möglich. Gerade wie ich mir meinen Zukünftigen ausgemalt habe — blond natürlich, mit hoher Denkerstirn, feurigen blauen Augen und einem langen Schnurrbart, dessen Enden nach oben stehen.

Ach — was ist doch ein Leutnant für ein reizendes Geschöpf!

Kann man sich wohl denken, daß es einen Menschen in der Gotteswelt geben kann, der sich nicht freut, wenn ein Leutnant Besuch machen will?

Dieser Mensch ist Tante Luise!

Ach, überhaupt der einzige Wermutstropfen in dem Becher der Freude ist Tante Luise.

Anstatt dem guten Onkel Julius für seine Fürsorge zu danken, sagte sie gerade mißmutig:

„Julius hat immer so absurde Ideen. Ich möchte wissen, warum er uns wohl jetzt gerade diesen Leutnant ins Haus schicken will.“ Sie betonte das „jetzt“ — was sich auf mich natürlich bezog (sehr liebenswürdig von Tante) — hatte überhaupt tausend Einwendungen gegen den Leutnant, die mich in Onkels Seele empörten!

Tante Luise ist nämlich die unverheiratete Tochter meiner Großmutter, die Schwester von Onkel Julius und meinem lieben Papa, — beiläufig bemerkt: 40 Jahre alt! Nun ja, das entschuldigt ja etwas, aber ich fürchte dennoch, Papa und Onkel wären wenig erbaut gewesen über den gänzlichen Mangel an militärischem Sinn, den Tante bei dieser Gelegenheit verriet!

Nein, nein — es steckt entschieden keine Rasse in Tante! Wie kann man für die schönste und praktischste Einrichtung im Staate, für die bewaffnete Macht, kein Interesse haben, und z. B. für Schäfer Ast schwärmen! Na — das läßt doch tief blicken! Früher begeisterte sich Tante für Kneipp, heute schwärmt sie für Ast — Nun ja, meinetwegen, aber sie kann nicht verlangen, daß ich mich für solche Männer begeistere! Der Geschmack ist verschieden! Wenn Tante mit ihren diätetischen Lehren anspaziert kommt, spüre ich nur Sehnsucht nach unserer dicken Mamsell zu Hause, — weiteren Eindruck machen sie nicht auf mich.

Ach, wozu ist es überhaupt wohl nötig, daß ich mit sechzehn Jahren, anstatt gemütlich zu Hause auf unserm herrlichen Gute, bei meinen zärtlichen Eltern, hier noch bei Großmama sitze und lerne — so quasi die Hefe der Wissenschaft zu mir nehme? Als ob ich nicht reichlich genug in der Pension gelernt hätte!

Deshalb sieht Tante auch den Besuch des Leutnants nicht gern, sie fürchtet, daß ich mich durch ihn von meinen Stunden ablenken lasse, die mir den letzten geistigen Schliff geben sollen — ich hörte, wie sie etwas Aehnliches heute morgen zu Großmütterchen sagte.

In diesem Punkte begreife ich meine Eltern nicht recht; sie finden, ein junges Mädchen kann heutzutage nicht genug gelernt haben. Diese Ansicht teile ich nicht! Wenn man von sechs bis

sechzehn Jahren ununterbrochen gelernt hat, so ist es (nach meiner Meinung) nicht nötig, sich den Kopf noch mehr mit dem unnötigen Ballast fremder Sprachen zu füllen und den allertiefsten Tiefen der Kunstgeschichte und Litteratur nachzuspüren — wo so viele natürliche Freuden auf eine „junge Dame" harren!

Ich betone „junge Dame", denn was Tante weiter sagte — ich geniere mich fast in ihrem Interesse, es niederzuschreiben — sie sagte mit dürren Worten ungefähr: Sie fände einen Verkehr mit diesem Leutnant von Otterstedt entschieden noch nicht passend für mich, meine Eltern würden wenig erbaut davon sein und — und — und dann behauptete Tante — meine übergroße Natürlichkeit müßte erst in die rechte Bahn gelenkt werden, um meinem Benehmen einem Herrn gegenüber den nötigen Takt und gesellschaftlichen Schliff zu verleihen!

Ich war wie vom Donner gerührt — So kann man sich in dem Wert einer Tante irren!

Ich glaube nicht, daß meine Eltern solch Mißtrauen in das Benehmen ihres Töchterchens setzen und gegen den Verkehr dieses liebenswürdigen Leutnants das Geringste einzuwenden hätten, dazu sind sie denn doch zu vernünftig.

Ich möchte wissen, woraus Tante wohl schließt, daß mein Benehmen erst einer gesellschaftlichen Schulung bedarf, um genießbar zu werden? Es scheint mir ein recht unbegründetes Mißtrauen zu sein! Sie wird sich wundern, wieviel Takt, wieviel Grazie und natürliche Anmut ich entfalten kann, wenn ich nur will! Dazu bedarf es nicht jahrelanger Studien, solche Gaben bringt man eben mit auf die Welt!

Dummerweise haben Lotte und ich uns gegenseitig in der Pension das unvorsichtige Versprechen gegeben, uns nicht vor dem achtzehnten Lebensjahre zu verloben. Wie thöricht!

Ich muß Lotte bitten, daß sie mich unter allen Umständen von diesem Versprechen entbindet.

Ich setze den Fall — mir gefiele der Herr von Otterstedt ebenso gut, wie ich ihm, — was wäre einfacher, als daß wir uns miteinander verlobten?

Ich kann doch unmöglich sagen: „Ach, entschuldigen Sie, ich will mich erst mit achtzehn Jahren verloben" — ich werde mich hüten, vielleicht hat er mich gar auf achtzehn taxiert!

Nein, wenn der Fall eintreten sollte (es ist ja nicht abgemacht, aber man kann doch nicht wissen), darf solch unvorsichtiges Versprechen nicht binden, das wird Lotte hoffentlich einsehen!

Jetzt muß ich leider zur Litteraturstunde, mich in Shakespeare, den alten Knaben, vertiefen. Der könnte doch auch zufrieden auf seinen Lorbeeren ausruhen, anstatt bis in die aschgraue Ewigkeit mit seinen langweiligen Königsdramen die fröhliche Jugend zu quälen.

Wenigstens heute fehlt mir das Interesse für ihn, heute, wo ich den ersten Vorgeschmack von dem wonnigen, sonnigen Leben bekommen habe.

Wenn ich das nächste Mal schreibe, ist das große Ereignis bereits geschehen — ich wünschte, alles hätte Flügel bis dahin.

* * *

Den 24. Mai.

Nein, vierzehn Tage sind bereits vergangen, und der Leutnant war noch immer nicht hier.

Wie soll ich mir das nur erklären?

Das ewige Warten ist wahrlich nicht schön. Ich liege richtig wie ein Jäger auf dem Anstand und laure auf den Leutnant Tag für Tag und Stunde für Stunde. Was das für eine Qual ist, auf einen Leutnant zu lauern, kann sich keiner vorstellen, der es nicht durchgemacht hat.

Alle Mittag um ein Uhr — wir wälzen, dem Leutnant zu Liebe, den ganzen Haushalt um und essen, statt um Eins, jetzt um zwei Uhr — alle Tage um die Besuchszeit sitze ich mit klopfendem Herzen und knurrenden Magen am Fenster und warte auf den Klang der elektrischen Klingel.

Vormittags, auf dem Wege zu meinen Privatstunden, habe ich mir alles zurecht gelegt.

Wenn die Glocke ertönt, schnell wie der Blitz aus dem Zimmer, und wenn Herr von Otterstedt drin ist, komme ich wieder herein — — geschwebt. Er erhebt sich, sichtlich erfreut über meinen unerwarteten Anblick, und dann stellt Großmütterchen vor:

„Mein liebes Kind, Herr Leutnant von Otterstedt, von dem Onkel Julius uns schrieb, und hier — meine Enkelin

Gertrud, das einzige Töchterchen meines ältesten Sohnes auf Trieburg."

Ich gebe dem Herrn von Otterstedt dann die Hand, er küßt sie natürlich, dann setze ich mich ihm gegenüber und beteilige mich — zu Tantes maßloser Verwunderung — mit feinem, geistvollem Lächeln an der Unterhaltung, ohne die geringste Verlegenheit, mit „sehr" genießbarem, beinahe elegantem Benehmen.

Ja, das ist alles sehr einfach gedacht. Wenn aber die Zeit heranrückt, und ich wieder auf Vorposten sitze — ich weiß nicht, es ist wirklich zu albern — dann erfaßt mich eine rasende Aufregung. Die Gedanken drehen sich wie Mühlräder in meinem Kopfe herum, ich kriege vor Erwartung feuerrote Backen, die entschieden nicht chic sind.

Ich atme erst wieder auf, wenn die Besuchszeit vorbei ist, und wir vor unserem sauer verdienten Diner sitzen.

* * *

Den 8. Juni.

Ach, das Leben ist wirklich nicht leicht!

Ich finde es nicht rücksichtsvoll von einem preußischen Offizier, der doch an Pünktlichkeit gewöhnt sein müßte, uns vier lange, bange Wochen warten zu lassen — denn es sind wahrhaftig schon wieder vierzehn Tage verstrichen.

Nach aller Aufregung bemächtigt sich meiner eine tiefe Niedergeschlagenheit. Ich habe mich so sehr auf den Leutnant gefreut, mich so viel mit ihm in Gedanken beschäftigt, daß er mir beinahe wie eine halbe unglückliche Liebe vorkommt.

Ich besehe mich öfter im Spiegel, ob ich nicht vor Kummer ein bißchen blasser werde, aber leider nein — ich habe eine so unglücklich gesunde Natur, daß ihr seelischer Kummer scheinbar nichts anhaben kann.

* * *

Den 10. Juni.

Eben ein Brief von Onkel Julius — o Jammer! Er schreibt, wie uns denn sein guter Freund Otterstedt gefallen habe, Großmütterchen hätte in ihren Briefen gar nicht seiner erwähnt (Großmutter hat ihn natürlich lange vergessen). Er, Onkel

Julius, nehme doch sicher an, daß der geplante Besuch lange ausgeführt sei, da Otterstedt jetzt — wie Onkel erfahren — Urlaub zu einer Nordlandreise genommen.

Ich kann sagen, der Brief brach mir beinahe das Herz. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Die ganze Welt erscheint mir mit einem Mal öde und grau.

Ich sah heute nun endlich so elend aus, daß Tante sagte, sie wolle mir des Nachts eine kalte Einpackung machen, ich hätte mir wahrscheinlich den Magen verdorben!

Tante ist doch furchtbar prosaisch. In einer Zeit, wo ich beinahe von der Luft lebte, soll ich mir den Magen verderben! Für Herzenssachen hat sie doch gar kein Verständnis.

* * *

Den 27. Juni.

Ich wünschte nur eins: Onkel Julius hätte uns mit seinem Leutnant in Frieden gelassen! Tante Luise hatte vollkommen recht, sich gegen seinen Besuch aufzulehnen.

Wenn ich bedenke, was ich um diesen Menschen nun schon volle sieben Wochen ausgestanden habe, erfaßt mich eine ordentliche Wut auf ihn.

Erst die Freude über sein Kommen, dann die Erwartung vier lange Wochen, die Unruhe, dann die Enttäuschung, und dann — —

Als Onkel schrieb, Herr von Otterstedt hätte Urlaub zu einer Nordlandreise genommen, war ich wirklich so enttäuscht und betrübt, daß mich Tante, meines jämmerlichen Aussehens halber, jede Nacht in kalte Handtücher packte — es half mir kein Sträuben.

Die kalten Kompressen bekamen mir aber so gut, daß ich merkwürdig bald wieder frisch und vergnügt wurde. Die Unruhe ließ nach, ich brauchte nicht mehr mit hungrigem Magen am Fenster zu sitzen und auf den Leutnant zu warten, die Haushaltungsmaschine kam wieder ins rechte Geleise, wir konnten zur rechten Zeit essen und — ja mit einem Worte, die Geschichte wurde mir langweilig, man kann unmöglich unablässig an einen Unbekannten denken.

Erst malte ich mir allerdings noch öfter aus, wie schön es

gewesen wäre, wenn sich die Illusionen (betreffs dieser Visite) verwirklicht hätten.

Lotte würde mich riesig beneidet haben, sie sieht gern ein bißchen auf mich herab, und überhaupt — es wäre so interessant gewesen, ihr etwas beichten zu können.

Da mich aber nichts mehr, keine Erwartung, keine Erinnerung zu diesen Gedankenausflügen aufmunterte, fing ich an zu vergessen und mich mit Interesse wieder meinen Stunden zu widmen.

Ich ärgerte mich auch, daß dieser Mensch, mit dem ich mich so nachhaltig in Gedanken beschäftigt, so gar kein Verlangen trug, mich kennen zu lernen. Mochte er sich immerhin auf seiner Fahrt amüsieren, bei uns zu Lande war es auch sehr schön — so im Frühling ist die Welt ja so wonnig!

Tante war übrigens rührend, die gute Tante. Ich bitte ihr alles ab in Gedanken, selbst ihre unmilitärische Gesinnung erscheint mir in milderem Licht. Sie ist so gütig zu mir, daß mir jeder lieblose Gedanke nachträglich leid thut. Ich weiß es nicht, ahnte sie meine Enttäuschung hinsichtlich der in die Brüche gegangenen Visite, — sie war stetig darauf bedacht, mich zu erheitern und mir durch allerhand Sachen Freude zu machen. Sie ahnt nicht, mit wie schlechtem Gewissen ich ihre Güte genieße.

So hatte sie vor wenigen Tagen — aber die Zeit erscheint mir endlos seitdem — eine wundervolle Partie mit Bekannten nach Finkenwalde verabredet, an der auch Großmütterchen teilnehmen sollte.

Ich hätte alles umarmen mögen vor Wonne, den blauen Himmel, den Sonnenschein, das saftige Grün und die Blumen — wo war nur der Kummer um den Leutnant geblieben?

Das Wetter war wie gemacht zu dem Ausflug, herrlich frisch und warm dabei.

Wir hatten früh zu Mittag gespeist, damit Großmütterchen gründlich ausruhen konnte. Tante, in alter lieber Gewohnheit, hatte sich sogar noch schnell eine Packung gemacht, um schneller und besser verdauen zu können. Ich glaube, diese Vorsichtsmaßregeln sind noch Ueberreste vom seligen Kneipp!

Ich rumorte in meinem Zimmer herum und führte, statt der Mittagsruhe, einen kleinen Indianertanz auf, um meiner Freude und überschüssigen Kraft das nötige Gleichgewicht zu

verschaffen — war einfach selig im Besitz einer neuen Toilette, womit mich Mama zur Feier des Tages beglückt hatte.

Doch die Zeit rückte heran, ich mußte daran denken, meinen Zöpfen die nötige Sorgfalt angedeihen zu lassen, um mit Glanz zu bestehen. Wie ich eben dabei bin, dieselben zu lösen, durchfährt mich ein Schreck!

Meine Litteraturstunde — o Himmel — ich hatte vergessen, sie abzusagen! Zum Glück wohnte der Lehrer nicht weit.

Rasch die Zöpfe über den Nacken geworfen, den Hut aufgestülpt — und mit Siebenmeilenschritten zur Thür hinaus, den Korridor entlang, reiße ich mit blindem Eifer die Entreethüre auf und — ich fürchte, etwas Aehnliches ist noch keinem gesitteten Kulturmenschen passiert — pralle gegen einen eleganten Offizier, dem ich durch die Wucht meines Anlaufes beinah das Gleichgewicht raubte!

Läge ich doch sechs Fuß unter der Erde, heiß betrauert und beweint von den Meinen, als hier, mit dieser Blamage auf dem Gewissen, zu sitzen.

Er war es natürlich, der Leutnant von Otterstedt, der seit sieben Wochen vergeblich Erwartete, und in solchem Moment!

Ich wünschte — ich weiß es nicht, was ich in dem Augenblick wünschte — aber meinetwegen, hätte ihn doch lieber ein Haifisch zum Frühstück auf seiner Polarfahrt verschluckt, als daß er mich so unverhofft durch seinen Anblick entsetzte!

Herr von Otterstedt war auch auf diesen Empfang entschieden nicht vorbereitet. Er murmelte etwas, was ich nicht verstand, — ich glaube, er nannte seinen Namen — und, dann wird er mich wohl gefragt haben, ob Großmutter und Tante Luise zu sprechen seien — beschwören kann ich es nicht. Mir tanzten feurige Funken vor Augen, und ich stand in meiner ganzen Länge wie ein begossener Pudel da!

Wäre ich doch nur mit denselben Siebenmeilenschritten zurückgerannt in mein Zimmer und hätte den Herrn von Otterstedt seinem Schicksal überlassen — ganz egal, was er sonst von mir dachte.

Aber nein!

Ich verlor in Windeseile den Rest meiner Ueberlegung, riß die Thür zu dem Wohnzimmer auf — wo Tante Luise in

süßen Träumen und in ihrer feucht-warmen Packung, behaglich schlummernd auf der Chaiselongue lag — und — o ja, es muß leider gesagt werden — ich riß die Thüre zu diesem Heiligtum auf und — forderte ihn stotternd auf, doch etwas näher zu treten!

Wie er in seiner stattlichen Größe in den Rahmen tritt, fährt Tante Luise erschreckt in die Höhe — bei seinem Anblick, mit einem Schrei der Entrüstung! Es wäre auch besser gewesen, sie wäre liegen geblieben, denn als ob er das Haupt der Medusa erschaut, so prallte er zurück in den Korridor!

Hier standen wir nun beide, in traulichster Eintracht, und schnappten nach Luft. Ich zitternd und keines Wortes mächtig und — er? Ich glaube, er sah sich erst jetzt das Weltwunder von Intelligenz so recht an, das ihm zu dieser freudigen Ueberraschung verholfen!

Nach einer Minute tödlichen Schweigens, in der ich abwechselnd von einem Fuß auf den andern trat, sagte er — in etwas belehrendem Tone:

„Es schien mir denn doch nicht der rechte Moment, mein gnädiges Fräulein, mich zum ‚näher treten‘ zu nötigen!“

Mir schien das nachträglich auch beinah so, aber leider änderte diese Einsicht an der Thatsache nichts. Wäre für meine Dimensionen ein Mauseloch dagewesen, ich wäre mit Wonne hinein geschlüpft, so wußte ich in meiner Verlegenheit nichts Gescheiteres zu thun, als mein Heil in den Thränen zu suchen.

Papa sagt — wenn die Frauen zu weinen anfangen, ist die Schlacht verloren, das heißt für den Mann!

Aber davon merkte ich nichts, Herr von Otterstedt fühlte sich in dieser mißlichen Situation vollkommen als Sieger.

Als ich mir schnell die Thränen abwischte und ihn scheu mit einem Seitenblick streifte, da sah ich, wie es um seine Mundwinkel verräterisch zuckte. Offen heraus — mokant sah er aus bei der Musterung meines erbärmlichen Ichs!

Jetzt gab ich mir aber einen gewaltsamen Ruck.

„Sie müssen mich entschuldigen,“ — stotterte ich; leider rang meine Stimme vergebens nach Festigkeit — „wir — ich — wir — ich — wir haben Sie heute gar nicht erwartet!“

Einen besseren Witz hätte ich, nach seiner Meinung, wahr-

scheinlich nicht machen können. Er lachte, daß ich widerwillig mit einstimmen mußte, und versicherte beifällig — er wäre beinah schon selbst auf den Gedanken gekommen, aber lieb wäre es ihm doch, es noch einmal aus meinem Munde zu hören, daß der Empfang nicht vorbereitet gewesen — dabei rieb er sich boshaft den Ellbogen, den ich mit der Korridorthüre etwas unsanft berührt.

„Uebrigens, mein gnädiges Fräulein“ — wie gedehnt er das sagte — „bitte, bestellen Sie Ihrem Fräulein-Tante meinen ehrfurchtsvollen Gruß und meine vorläufige allertiefste Entschuldigung für den unerwarteten Schreck, den ich ihr leider zufügen mußte. Ich werde mir in den nächsten Tagen ihre Verzeihung erbitten. Bis dahin — auf Wiedersehn!“ Dabei sah er mich an, daß mir das Blut in die Wangen stieg, klappte die Hacken zusammen, faßte grüßend mit der Hand an den Helm und — die Korridorthür schlug hinter ihm zu — hinter dem Leutnant von Otterstedt — ich stand wie gelähmt! — vor dem ich in Grazie hatte brillieren wollen. Und nun? — Tante Luise scheint eine feine Menschenkennerin zu sein! Wenn es nicht zum Weinen wäre, könnte ich lachen, ebenso lachen wie Herr von Otterstedt jetzt. Himmel — wird sich der Mensch über mich amüsieren!

„Bis dahin — auf Wiedersehn!“

Wahrhaftig — er scheint die Absicht zu haben, seinen Besuch zu wiederholen — das kann ja aussichtsvoll werden! Mein verehrter Herr Leutnant! Ihr spätes Interesse für uns flößt mir zwar volle Bewunderung ein, im übrigen aber — muß ich auf den Vorzug Ihrer näheren Bekanntschaft verzichten, den zweifelhaften Genuß eines Wiedersehens mir entschieden versagen. Keine Naturgewalten der Erde werden mich jemals zu zwingen vermögen, Ihnen wieder unter die Augen zu kommen! Glauben Sie nur, ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben, will offen bekennen, daß ich Sie wenig angenehm finde — ein Leutnant ein Mensch wie jeder andere zu sein scheint und —

Nein, wie eine Photographie aber täuschen kann, ist kaum zu verstehen! Das Original hält keinen Vergleich aus! Groß, schlank, blond — ja! Auch die Augen scheinen recht hübsch zu sein, aber — aber — der spöttische Zug um die Mundwinkel, der genügt! Und dann scheint mir dieser mokante Herr Leutnant,

dieser ältere Herr — ich schätze ihn auf Dreißig — zum Ueberfluß eine schiefe Nase zu haben! Und den wollte ich womöglich noch heiraten! Nein — der Mut war nicht schlecht, mir läuft nachträglich eine Gänsehaut über den Rücken.

Ueberhaupt heiraten — ich!

Ach, all mein schönes Selbstvertrauen ist bis auf die letzte Nagelprobe dahin!

Das war ein großartiger Triumphzug, die Erlebnisse dieses Tagebuches — allerdings ein Andenken an den ersten größeren Moment meines Lebens, nur anders als ich ihn mir vorgestellt hatte!

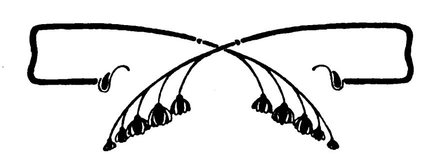
Ein Ausrufungszeichen und drei Kreuze dahinter — das soll der Schluß sein!

* * *

Nein, kleine Frau — der Schluß soll es nicht sein! Ich setze vier Jahre später das Postskriptum unter dies aufgestöberte Tagebuch, daß du seit einem Jahre die glückliche Frau des Leutnants von Otterstedt bist, — dieses mokanten, älteren Herrn, — mit dem spöttischen Zug um die Mundwinkel und — der schiefen Nase!

Das sind ja schöne Bekenntnisse einer edlen Seele, solchen Eindruck hat also der Herzallerliebste zum erstenmal auf dein Herz gemacht? — Na warte!

Sollen nun diese auf Papier verewigten Seufzer Buße genug sein für meine mißhandelte Person, oder — soll ich zur Strafe bekennen, wie Gott Amor — der lose Knabe — die widerspenstige Trude ihrem getreuen Ritter in die Arme geführt hat? —



———



# Aus dem Herzensleben berühmter Männer.

## 2. Lord Byron und die Frauen.

Von Ernst Trebla.

(Nachdruck verboten.)



Die Dichter und Philosophen des Weltschmerzes sind selten begeisterte Verehrer des zarten, aber so einflußreichen Geschlechtes gewesen. Entweder haben sie in ihren eigenen Beziehungen zu demselben zu traurige Erfahrungen gemacht, oder sie haben sich — wie Schopenhauer — in einseitige Theorien verrannt und sehen in den himmlischen Rosen, die die Frauen uns ins irdische Leben flechten, nur „blauen Dunst", den die Natur uns vormacht. Zu der ersteren Klasse gehört Lord Byron, der Dichter von „Childe Harold", „Manfred", „Don Juan" und „Kain", der an poetischer Kraft und leidenschaftlicher Empfindungsglut die von pessimistischer Weltanschauung erfüllten Dichter aller Zeiten und Völker überragt. „Ich habe vom anderen Geschlecht gelitten, seit ich mich erinnere. Ich fing damit an, genarrt zu werden, und endete damit, meine Frau zu verlieren. Die sind die weisesten, die sich in keine Verbindung mit den Frauen einlassen. Der Ritterdienst bei den Frauen, von welcher Art er auch sei, ist vielleicht eine ebenso elende oder noch elendere Sklaverei, als jede andere." Wir dürfen dem Dichter die von tiefer Verbitterung zeugenden Worte nicht so schwer anrechnen,

hat er doch trotz seines liebebedürftigen Herzens nicht das gefunden, was ihm hätte dauernden Frieden geben und seinen Feuergeist in ruhigere Bahnen lenken können: eine Frau, die ihn voll verstanden und über manche seiner Eigenheiten mit Geduld hinweggesehen hätte.

Das erste Wesen, welches er lieben gelernt hatte, war seine Mutter, und in allen Wechseln und Stürmen seines Lebens blieb sein Gefühl für diese sich und ihr getreu. Von ihrem Manne, dem „tollen Jack" verlassen, hatte sie alle Liebe auf den schwächlichen Knaben vereinigt und ihn auch in den Anfangsgründen der englischen Sprache und einiger gemeinnützigen Wissenschaften unterrichtet. Zur Kräftigung seiner Gesundheit schickte sie den erst Achtjährigen einige Sommer lang in die schottischen Hochlande, deren stärkende Luft überaus wohlthätig auf den Körper des Knaben wirkte und deren erhabene Schönheit die Liebe zur Natur und die Freiheitsliebe in seine Seele pflanzte. Dagegen mag aber auch der schnelle Wechsel von mütterlicher übertrieben ängstlicher Obhut und selbstüberlassener Ungebundenheit einen nachteiligen Einfluß auf den Charakter Byrons geübt und Trotz, Eigensinn, Unlenksamkeit und Uebermut in ihm geweckt haben. Er war, wie er später von sich selber sagte, ein „widerwärtiger Junge" und verursachte seiner Mutter, der er oft genug Anlaß zum Zorn gab, eine „Welt von Sorgen". Die Erhebung zum Lord durch den Tod seines Großoheims im Mai 1798 entzog den Knaben der unmittelbaren Leitung und Erziehung seiner Mutter und brachte ihn unter die Vormundschaft seines Großoheims, des Grafen von Carlisle, welcher mit Isabella, der Schwester des verstorbenen Lord William, verheiratet war. Nachdem er sechs Jahre die gelehrte Schule in Harrow besucht hatte, bezog der kaum Siebzehnjährige die Universität Cambridge, deren mittelalterlicher Klosterzwang seinen Unabhängigkeitsdrang nur noch verstärkte. Schon nach zwei Jahren verließ er die Universität und begab sich nach dem Sitze seiner Vorfahren, der Abtei Newstead, wo er, ebenso wie in der Hauptstadt, die er hin und wieder besuchte, in dem Bestreben, „anders als die andern" zu sein, trotzig und menschenscheu sich von der Gesellschaft zurückzog.

In eine noch frühere Zeit fällt die Geschichte seiner unglücklichen Jugendliebe zu einem Mädchen, das niemals die Seinige hätte werden können. Der Gegenstand dieser seiner ersten und, wie der Dichter versichert, einzigen Liebe, die „Mary" seiner



Lord Byron als Jüngling.

Jugendgedichte, war die Tochter jenes Chaworth, welcher ein Verwandter und Grenznachbar des Lord William Byron, des Großoheims unsers Dichters, war und von dessen Händen in einem Duell das Leben verloren hatte. Der Dichter berichtet darüber folgendes: „Dante datiert seine Leidenschaft für Beatrice

von seinem zwölften Jahre. Ich war fast ebenso jung, als ich bis über die Ohren verliebt ward. Mit zwölf Jahren war ich nach Harrow gesandt worden und brachte meine ersten Ferien in Newstead zu. Hier sah ich zum ersten Male Mary C — —. Sie war einige Jahre älter als ich. Aber Knaben in diesem Alter lieben oft etwas ältere Mädchen, wie sie später die jüngeren lieber haben. Unsere Güter grenzten aneinander, aber infolge des unglücklichen Duells waren unsere Familien, wie das auch sonst zwischen Nachbarn, die Verwandte sind, gewöhnlich der Fall ist, nie auf anderem Fuße, als dem der Höflichkeit — kaum auf diesem. Ich brachte die Sommerferien in diesem Jahre auf den Hügeln von Malvern zu. Das waren romantische Tage! Sie war das Ideal von allem Schönen, was meine jugendliche Phantasie erdenken konnte. Alle meine Fabeln von der himmlischen Natur der Weiber habe ich aus der Vollkommenheit genommen, zu der meine Einbildungskraft sie erhoben hatte; — ich sage erhoben: denn ich fand in ihr, wie in den übrigen ihres Geschlechts, keineswegs einen Engel. — Von meinem Ausfluge nach Cheltenham kehrte ich heftiger verliebt als jemals nach Harrow zurück und brachte die nächsten Feiertage wieder in Newstead zu.

„Nun fing ich an, mir einzubilden, ich sei ein Mann, und ließ mich in eine ernstliche Liebschaft ein. Wir hatten heimlich Zusammenkünfte, und meine Briefe an sie gingen durch die Hände einer Vertrauten. Eine Thür, die aus einer Besitzung in die andere führte, war der Ort, wo wir uns sahen. Aber die Glut war nur auf meiner Seite; ich war ernst, sie flatterhaft. Sie war mir gut wie einem jüngeren Bruder und behandelte mich und lachte mich aus wie einen Knaben. Doch gab sie mir ihr Bildnis, und das war etwas, um Verse darauf zu machen. Während der letzten Jahre, die ich in Harrow zubrachte, waren alle meine Gedanken mit dieser Liebesgeschichte beschäftigt. Hätte ich Miß C — — — — geheiratet, mein ganzer Lebenslauf wäre vielleicht anders geworden. Sie hatte mich zum besten gehabt, aber ihre Heirat machte sie nicht glücklich. Endlich ward sie von ihrem Gatten getrennt und schlug mir eine Zusammenkunft vor, aber nach dem Rate meiner Schwester lehnte ich sie ab. Ich begegnete ihr nach meiner Rückkehr aus Griechenland,

aber mein Stolz hatte über meine Liebe gesiegt. Und dennoch sah ich sie nicht mit völliger Gleichgültigkeit. Damit ein Mann ein Dichter werde — davon zeugen Petrarca und Dante — muß er lieben oder elend sein. Ich war beides, als ich meine Jugendgedichte, die Hours of Idleness, schrieb. Einige dieser Gedichte sind, trotzdem, was die Kritiker sagen, so gut als was ich sonst je geschrieben habe. — Einige Jahre nach der Begebenheit, die so großen Einfluß auf das Schicksal meines Lebens hatte, suchte ich die Erinnerung an meine Geliebte in der verderblichsten Zerstreuung zu ertränken. Aber das Gift war im Becher." — So weit der Dichter. Wenn er aber an einer Stelle seines „Childe Harold" die Liebe zu der schönen Mary als seine erste und einzige bezeichnet, so giebt er dabei doch auch zu verstehen, daß er außerdem wohl für manche andere Frauen geseufzt habe. Und die Frauen, so scheint es, ließen unseren Dichter nicht oft vergeblich seufzen. Wohl aber seufzten viele Frauenherzen manchmal vergeblich nach ihm. Sein feurig finsterer Blick, der aus blinzelnden Augenlidern verstohlen hervorschoß, soll unwiderstehlich gewesen sein, und der seltsam eigentümliche Anstrich seines Lebens und Wesens konnte nicht anders als anziehend auf die weibliche Natur wirken. Wie leidenschaftlich aber auch Byrons Herz für die Frauen schlagen mochte, so hat er doch nie seinem besseren Selbst untreu werden können, eben, weil seine Leidenschaft immer aus dem Herzen aufflammte und dadurch stets eine edlere Weihe erhielt.

Im Jahre 1809 wurde Byron mündig, und noch vor dem Ablaufe desselben stand er auf den Küsten Griechenlands. Einen längeren Aufenthalt nahm er in Athen, wo er Gelegenheit fand, ein von ihm geliebtes Türkenmädchen, das zur Strafe für seinen Umgang mit dem Christen im zugenähten Sacke ertränkt werden sollte, noch im letzten Augenblick den Henkern zu entreißen — eine Begebenheit, die der Dichter in seinem „Giaur" verewigt hat.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Byron in sein Vaterland zurück und gab bald darauf die beiden ersten Gesänge seines „Childe Harold" heraus, die ihn mit einem Schlage zum berühmten Mann machten. Aber trotzdem wurde er nicht heimisch in der ihm fremden Gesellschaft und fühlte sich doppelt verlassen, da er seine Mutter, an der er mit zärtlichster Liebe und kind-

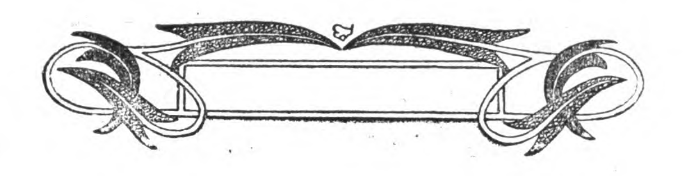
lichster Ergebenheit hing, bei seiner Rückkehr nicht mehr wiedergefunden hatte. Sie war kurz vorher in Schottland gestorben und die einzige gewesen, mit der er während seiner Pilgerschaft einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten hatte.

Kein Wunder, daß er sich jetzt nach einem Wesen sehnte, dem er sich ganz hingeben, vor dem er die reichen Tiefen seiner Brust öffnen, von dem er geliebt und verstanden werden möchte. Er glaubte das Wesen in Anna Isabella zu finden, der einzigen Tochter des reichen Baronets Ralph Milbanke Noel, und heiratete sie am 2. Januar 1815. Nicht um des Vermögens ihres Vaters willen, sondern weil er sie aufrichtig liebte, wie aus seinem tiefempfundenen Abschiedsliede „Fare the well!“ hervorgeht. Er entwirft von ihr folgendes Bild: „Es war etwas Anziehendes und Angenehmes, was wir pretty nennen, in Miß Milbanke. Ihre Züge waren zart und weiblich, obgleich nicht regelmäßig. Sie hatte den schönsten Teint, den man sich denken kann. Ihre Figur war vollkommen für ihre Größe, und es war eine Einfachheit und zurückgezogene Bescheidenheit in ihrem Wesen, das sie sehr charakterisierte und einen glücklichen Kontrast mit der kalten, künstlichen Förmlichkeit und Steifheit, die man Ton (fashion) nennt, bildete.“ Trotzdem war sein Schritt ein unüberlegter und übereilter, und kaum hatte er ihn gethan, so erblickte er sich auch schon als einen Gefesselten. Anna Isabella, die seine — zuerst zurückgewiesene — Hand in erster Linie wohl aus Eitelkeit genommen hatte, war von Natur zur Eifersucht geneigt und besaß nicht das Vertrauen und die Nachgiebigkeit, um einen so unsteten Geist wie den seinigen in rechte Bahnen zu lenken. Byron hat sich nie einer Untreue gegen seine Gattin schuldig gemacht oder sie mit Kälte und Härte behandelt. Aber die Art und Weise seines Lebens, seine Gesellschaft, seine häusliche Ordnung oder Unordnung und, kurz, seine Eigentümlichkeiten in seinen vier Wänden waren fast in allen Punkten dem widersprechend, was Miß Milbanke von Kindheit auf in dem väterlichen Hause als Vorbild einer guten und anständigen Einrichtung vor Augen gehabt hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Frau des genialen Dichters sich sträubte, in seine häusliche Genialität einzugehen. Er aber fühlte sich gedrückt von der Pedanterie, welche jene mit in sein Haus brachte, und sobald erst die liebe Ver-

wandtschaft anfing, die Hände in diese Angelegenheiten zu mischen, regte sich in ihm sogleich der unaufhörlich lauernde Widerstandsgeist, und die Aussicht auf allmähliches gegenseitiges Annähern und Verständigen war ausgeschlossen. Die Einflüsterungen einer alten Dienerin wirkten auf das lenksame Gemüt der jungen Lady ebenso nachteilig wie die Einstimmung der Mutter in ihre Klagen. Denn diese war dem Lord nie gewogen gewesen und bildete nach dem Ausbruche jener häuslichen Zwistigkeiten entschiedene Partei gegen ihn. Trotz erzeugte Trotz; ein schneller Schritt riß den andern nach sich; Ehrgeiz und Scham stellten sich zwischen die immer weiter und weiter auseinander tretenden Gatten; Freunde und Feinde mit guten und bösen Absichten mischten sich in die ärgerlichen Händel; die ehelichen Beschwerden, Anklagen und Verteidigungen des Byronschen Hauses wurden zu einer öffentlichen Zeitungsverhandlung gemacht, und die Gatten sahen sich, ohne es zu wollen und ohne es doch hindern zu können, ohne Zwang und doch ohne freien Willen, voneinander getrennt. Gegen Ende des Jahres 1815 gebar Lady Byron ihrem Manne eine Tochter, Anna, und dieses Pfand der Liebe schien dazu berufen, den Bund der Eltern, der bereits durch mancherlei Störungen des häuslichen Friedens erschüttert worden war, wieder zu befestigen. Aber diese Erwartungen blieben unerfüllt, und bald verließ Lady Byron mit ihrem Kinde das Haus ihres Gatten, welches sie nie wieder betreten sollte. Die durch Verschwendung zerrütteten Vermögensverhältnisse des Lords und unbegründete Eifersucht auf eine schöne Schauspielerin hatten den entscheidenden Schritt herbeigeführt, und die Angehörigen der jungen Frau sorgten dafür, daß sie nicht mehr zurückkehrte und daß der Bruch unheilbar wurde. — Nun war das letzte Band zerrissen, das den Dichter an seine Heimat fesselte. Ende April 1816 verließ er sein Vaterland und setzte nach Frankreich über, um nach mehreren Streifereien durch die Schweiz gegen Ende des Jahres dem Wunderlande Italien zuzueilen. In Venedig lernte er die schöne, geistvolle, junge Gräfin Teresa Guiccioli, die Tochter des Grafen Gamba, kennen, die nach italienischer Sitte in ihrem sechzehnten Jahre mit einem Sechziger, dem Grafen Guiccioli, verheiratet worden war, der für den Krösus der ganzen Romagna galt und in Ravenna seinen Wohnsitz hatte.

Kapitän Medwin, der sie einige Jahre später in Pisa sah, entwirft folgendes reizende Bild ihres Wesens: „Die Gräfin Guiccioli ist dreiundzwanzig Jahre alt, obgleich sie nicht mehr als siebzehn oder achtzehn zu zählen scheint. Unähnlich den meisten italienischen Frauen ist sie von einer zarten Schönheit. Ihre großen, dunklen, schmachtenden Augen sind durch die längsten Augenwimpern, die ich jemals gesehen habe, beschattet, und ihr dunkelbraunes Haar, das ungebunden ihren Kopf umwallt, spielt in einer Fülle natürlicher Locken auf ihren Schultern. Ihren Zügen fehlt wenig zu der Regelmäßigkeit des griechischen Umrisses, und ihr Mund und ihre Züge sind so schön, als man sie sich nur denken kann. Unmöglich kann man sie ohne Bewunderung sehen, unmöglich sie sprechen hören, ohne sich bezaubert zu fühlen. Ihre Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit geben sich in jedem Ton ihrer Stimme kund, welche, verbunden mit der Musik ihrer schönen italienischen Aussprache, allem, was sie sagt, einen eigenen Reiz verleiht. Anmut und Zierlichkeit scheinen Hauptbestandteile ihres Wesens zu sein.“ Eine solche Frau schien recht eigentlich für Byron geschaffen zu sein, und da er auch ihr Herz gewonnen hatte, befreite er sie aus den unnatürlichen Banden ihrer Ehe und schloß mit ihr, ihrem Vater und ihrem Bruder einen dauernden Freundschaftsbund. Er folgte ihnen von Venedig nach Ravenna, Pisa und Genua und schließlich zum Freiheitskampfe nach Griechenland, wo er im blühenden Alter von 36 Jahren am 19. April 1824 in Missolunghi dem Klima erlag. Nach der Unrast seines stürmischen Lebens hatte der Dichter für die Freiheit eines fremden Volkes dieses junge Leben hingeopfert, und für die Verirrungen desselben hat die Nachwelt ein milderes Urteil gefunden als die Zeitgenossen; denn: Alles verstehen, heißt alles verzeihen — namentlich bei dem Genie.





# Das Haus im Schatten.

**Kriminalnovelle nach einer wahren Begebenheit von**

Auguste Groner

(Schluß.) —— (Nachdruck verboten.)

## Siebentes Kapitel.

### Eine düstere Vergangenheit.

Eine Weile standen die drei Männer schweigend nebeneinander. Müller gewann zuerst seine Fassung wieder. Er trat auf Berg zu und sagte:

„Verzweifeln Sie nicht, Herr Berg. Aus welchem Grunde auch immer Ihre Gattin die That begangen haben mag, unedle Motive, das unterliegt keinem Zweifel, haben sie nicht geleitet. Ich neige vielmehr der Ansicht zu, daß sie sich im Zustande der Notwehr befand und daher berechtigt war, den Menschen über den Haufen zu schießen.“

Berg nickte nur trübe mit dem Kopfe. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder und barg sein Gesicht in beiden Händen. Doktor Zell legte beruhigend seine Rechte auf Bergs Schulter. Zu Müller aber gewandt, sagte er, nicht ohne daß seine Stimme einen schroffen Ton annahm:

„Ist das Ihr Ernst? Man muß Ihre Worte mit großer Vorsicht auffassen.“

„Warum lassen Sie mich's entgelten," entgegnete Müller, „daß mein Beruf mich zwang, zu handeln, wie ich gehandelt habe? Ich habe der Gerechtigkeit nicht weniger gute Dienste geleistet als Sie, der Sie den freilich weit besseren Beruf eines Verteidigers haben."

Doktor Zell sah ein, daß er zu weit gegangen war. Er wußte ja, daß Müller nicht nur ein kluger, sondern auch ein guter Mensch war, daß er mit der ungewöhnlichen Geistesschärfe, mit der er sein Amt ausübte, auch eine edle Gesinnung verband. Als er sich bei Heinisch nach Müllers Persönlichkeit erkundigte, hatte ihm der Polizeidirektor selbst gesagt, daß jener ein weiches Herz habe, das ihn oft genug mit der Erfüllung seiner Pflicht in schweren Konflikt bringe. An dieses Urteil Heinischs dachte Dr. Zell jetzt, und es that ihm aufrichtig leid, Müller verletzt zu haben. Rasch trat er auf ihn zu, und ihm die Hand reichend, sagte er:

„Verzeihen Sie meine unüberlegten und ungerechten Worte. Wenn jemand Grund hätte, Ihnen gram zu sein, so wäre es die unglückliche Frau, die Ihnen in Kurzem folgen muß. Aber sie zürnt Ihnen nicht; denn sie weiß, daß Sie nur Ihre Pflicht gethan haben. Und nach wie vor schätzt sie Sie — ich thue es in Wahrheit auch."

Während Dr. Zell und Müller sich herzlich die Hände schüttelten, konnte Berg ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken.

„Hätte ich gewußt," sagte er zu Müller, „daß Sie in mein Haus aus keinem anderen Grunde kamen, als um meine Frau zu beobachten —"

„Sie irren," fiel ihm der Kriminalist ins Wort, indessen eine leichte Röte in seinem Gesicht aufstieg. „Nicht weil ich Ihre Gattin im Verdacht hatte, den Mord am Hottinger Weg begangen zu haben, kam ich hierher. Meine Vermutungen nahmen damals eine ganz andere Richtung an."

„An wen dachten Sie denn?"

„An Sie selbst."

„An mich? Ja, Sie mußten doch bald in Erfahrung gebracht haben, daß ich zur Zeit der That in München war, mithin der Thäter nicht sein konnte."

---

„An Ihre physische Thäterschaft dachte ich auch selbstredend nicht mehr, als ich gehört hatte, daß Sie dem Schauplatz der That fern gewesen waren. Wohl aber glaubte ich, daß Sie der intellektuelle Thäter wären. Einmal, weil sie erst seit dem Morde



Dr. Zell legte beruhigend seine Rechte auf Bergs Schulter . . .

so ruhelos, so sichtlich elend waren, und dann, weil Sie meinem Chef gegenüber bei Ihrer ersten Vernehmung zum mindesten mit der Wahrheit zurückhielten. Ja," fuhr er nachdrücklich fort, als Berg erregt auffuhr und sich anschickte, ihn zu unterbrechen, „Sie haben damals nicht die Wahrheit gesagt, als Sie bekundeten, Jens Dahlgren wäre Ihnen nicht bekannt. Polizeidirektor Heinisch

sowohl, wie ich selber waren keinen Augenblick im Zweifel, daß diese Bekundung nicht der Wahrheit entsprach."

„Sie selber? Waren Sie denn bei jener Vernehmung zugegen?"

„Allerdings, auf meine Veranlassung war ja Ihre Vorladung erfolgt. Ich vermutete bereits damals, daß die Bewohner des Hauses im Schatten, mindestens aber einer von ihnen mit der That am Hottinger Weg in irgend welcher Verbindung stehe."

„Auch ich hatte diese Vermutung," sagte schwer aufatmend der Bankier, während sein Auge mit einer gewissen Scheu den Freund streifte. Diesem entging der Blick nicht.

„Mich hattest du im Verdacht?" schrie er erstaunt auf.

Berg nickte und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Es war nichts in meinem Denken, was dich verletzen kann," sagte er mit Wärme. „Als ich bei meiner polizeilichen Vernehmung Dahlgrens Bild sah und man mir sagte, das sei der Todte vom Hottinger Weg, dachte ich sofort an dich. Ich stellte mir vor, daß Dahlgren, der bereits seit nahezu fünf Jahren Erpressungen an mir verübte, wieder einmal in Geldverlegenheit gewesen und, da er mich nicht angetroffen, zu meiner Frau gegangen wäre. Hier, so nahm ich weiter an, wäre er dir in den Weg gekommen und hätte dabei sein Ende gefunden. In meinem Geschäft wußte nur einer von den Beziehungen, die mich mit Jens Dahlgren verknüpften — es war mein Diener Leopold. Er hatte ihn bereits wiederholt in mein Comptoir geführt und wußte auch, daß ich ihm im Herbste vorigen Jahres einige Kleidungsstücke geschenkt hatte, die ich in meiner Privatwohnung in Wien hatte. Ich erkundigte mich sofort bei ihm, ob Jens Dahlgren in meiner Abwesenheit vorgesprochen habe, und die Antwort lautete bejahend. Der Mann war am Sonnabend Abend dagewesen — am Montag darnach fand man ihn erschossen in der nächsten Nähe meines Landhauses. Das konnte kein Zufall sein. Ich fing an, dich, lieber Richard, zu beobachten und vergewisserte mich gleichzeitig durch Fragen bei dem Dienstpersonal, daß du an jenem Sonntag zwischen neun und zehn Uhr abends die Villa mit der Angabe verlassen hattest, du müßtest am frühen Morgen schon im Gerichtsgebäude sein. Trotzdem hatte der Hausdiener, als

er gegen halb elf Uhr heimkam, gesehen, daß du noch auf dem Feldwege standest und in den Garten blicktest."

„Das war auch der Fall", gab Doktor Zell zu. „Deine Frau hatte sich während des ganzen Abends in einer ungewöhnlichen Erregung befunden und wiederholt den Versuch gemacht, mich zum Fortgehen zu veranlassen. Sie hatte die Kinder zeitiger als sonst zu Bett geschickt und mehrfach über Kopfschmerzen geklagt, trotzdem aber mein Anerbieten, in meiner Gesellschaft noch ein wenig das Freie aufzusuchen, mit unverkennbarer Verlegenheit abgelehnt. Da ich sah, daß sie unbedingt das Bedürfnis hatte, allein zu sein, so empfahl ich mich und verließ das Haus. Es war aber so schwül draußen, daß ich mit förmlichem Grauen an die engen Straßen der inneren Stadt dachte und mir noch ein wenig hier draußen Bewegung zu machen beschloß. So ging ich denn durch den Garten auf den Feldweg und schritt langsam der Stadt zu. Einmal noch blieb ich stehen und sah in den Garten hinein. Dabei war mir's, als huschte eine Frau, die ein weißes Kleid trug, im Schatten der Bäume dahin. Ich fragte mich, ob es deine Frau gewesen, legte aber der Sache weiter keine Bedeutung bei. Heute weiß ich, daß ich mich nicht getäuscht habe, als ich annahm, es wäre deine Frau."

Eine Pause trat ein, während deren jeder der drei Männer seinen eigenen Gedanken nachhing. Auch jetzt war es wieder Müller, der das Schweigen brach.

„Ich habe," sagte er, sich zu Doktor Zell wendend, „bis heute vermutet, daß Sie, der Sie außer von dem Diener auch noch von einem anderen Zeugen in jener Nacht auf dem Feldwege gesehen worden sind, Jens Dahlgren erschossen haben."

Der Advokat schüttelte den Kopf.

„Das setzt mich in Erstaunen," sagte er, „daß auch Sie mich für den Thäter halten konnten. Mein Freund Berg war berechtigt zu jener Annahme; denn da ich den Schatten, der über seiner Gattin Vergangenheit ruht, kenne, so lag es nahe, daß ich ihn von dem Manne befreien wollte, der seit Jahren die unerhörtesten Forderungen an Bergs Kasse stellte, weil auch er zufällig in das Geheimnis dieses Hauses Einblick gewonnen hatte. Berg hatte also einen triftigen Grund für seinen Argwohn; der Ihre aber —"

„Wurzelt auch in festem Boden. Sie vergessen, daß ich in Schweden war.“

„Ach, richtig! Und Sie waren nicht nur in Malmö —“

„Sondern auch bei Lizzi in Ystadt,“ warf hier der Bankier ein.

Müller starrte ihn an.

„Sie haben Kenntnis von dem Dasein des Kindes?“ stammelte er.

„Ja, warum denn nicht?“ lautete die Erwiderung, und der Advokat fügte ironisch hinzu: „Ihre Schlußfolgerungen scheinen recht eigentümlicher Art gewesen zu sein, wenn auch, wie ich gern zugeben will, durchaus begreiflich. Sie haben Lizzi, die das Ebenbild ihrer Mutter ist und anscheinend von mir erhalten wird, immerhin für meine Tochter halten können.“

„Was ich denn auch gethan habe, wenn sich auch mein Innerstes gegen diesen Gedanken empörte. Aber da Sie es waren, der Lizzi nach Ystadt gebracht hatte, der dahin schrieb und das Kostgeld für das Kind sandte, so war ein anderer Zusammenhang kaum denkbar. Meine weiteren Folgerungen gingen dahin, daß Dahlgren, von dessen Verworfenheit ich unterrichtet war, auf irgend eine Weise Kenntnis von dem Geheimnis, das Sie und Frau Berg zu hüten alle Veranlassung gehabt haben würden, erhalten und Sie aufgesucht hätte, um Geld von Ihnen zu erpressen.“

„Dieser Schluß war im Wesentlichen richtig, Herr Müller,“ griff hier Berg ins Gespräch ein. „Daß er trotzdem für meinen Freund nicht zutraf, werden Sie erkennen, sobald ich Ihnen die traurige Vergangenheit meiner Frau enthüllt habe.“

Er ging mehrere Male im Zimmer auf und nieder, ehe er begann:

„Ja, es handelt sich hier um einen Erpresser. Aber wie ich schon sagte, war nicht mein Freund, sondern ich selbst das Opfer Jens Dahlgrens. Und daß ich es werden konnte, das lag nur daran, daß ich einst schwach, um nicht zu sagen feige gewesen war. Gewiß, feige!“ fuhr er fort, als Doktor Zell beruhigend die Hand auf seinen Arm legte, „feige trotz meiner grauen Haare. Du weißt ja, unter welchen Umständen ich Elise heiratete, und wenn es eine Entschuldigung dafür giebt,

daß ich Lizzi damals nicht zu mir nahm, so war es die Sorge, meine Frau durch den steten Anblick des Kindes an ihre trübe Vergangenheit zu erinnern. In der That," wandte er sich an Müller, „birgt die Vergangenheit meiner Frau soviel Trauriges, daß ich sie Ihnen nie enthüllen würde, wäre es nicht der ausdrückliche Wunsch meiner Frau."

Müller wollte einen Einwand erheben, aber bevor er das Wort nehmen konnte, begann Berg bereits zu erzählen. Er sprach hastig, als wollte er über einen ihm peinlichen Gegenstand möglichst schnell hinwegkommen, und hielt die Augen fast unverwandt auf den Fußboden gerichtet, wie wenn er sich scheue, den Blicken der beiden anderen zu begegnen.

Frau Berg war als junges Mädchen Erzieherin gewesen. Völlig alleinstehend in der Welt, schätzte sie sich glücklich, als sie nach mehreren unbehaglichen Stellungen endlich eine solche fand, wie sie sie immer schon ersehnt hatte, eine Stellung, die ihr Anschluß an eine feinsinnige, liebenswürdige Frau bot. Es war die Gemahlin des schwedischen Gutsbesitzers Borbroe, eine geborene Wienerin, die während eines vorübergehenden Aufenthaltes in ihrer Heimatstadt eine Erzieherin für ihr sechsjähriges Söhnchen suchte und sie in Elise Prank fand.

In ihrer Begleitung ging das junge Mädchen mit nach Lundby, dem hübsch gelegenen Landsitze der Familie Borbroe, und verlebte zwei ruhige, glückliche Jahre, als ein Ereignis eintrat, das ihrer Seele Frieden aufs heftigste erschütterte.

Holger Borbroe, der jüngere Bruder des Gutsbesitzers, kehrte als Gast auf Lundby ein. Der junge, leichtlebige Offizier kam indessen nicht allein. In seiner Begleitung befand sich ein gleichalteriger, bildschöner Freund, der sich Oskar Tönning nannte und sich als Ingenieur einer nordschwedischen Dampfschiffsgesellschaft vorstellen ließ. Im Fluge gewann er das Herz Elise Pranks, und ebenso machte auf ihn das feingebildete, vornehm denkende und hübsche junge Mädchen einen tiefen Eindruck. Frau Borbroe, die Oskar Tönning wegen seines liebenswürdigen Wesens und seines auffallend schönen Aeußeren ebenfalls schnell in ihr Herz geschlossen hatte, begünstigte die beiderseitige Neigung, und es dauerte nicht lange, so konnte Elise Prank ihrer gütigen Freundin glückstrahlend

die Mitteilung machen, daß sie sich mit Oskar Tönning verlobt habe.

Vier Wochen einer seligen Brautzeit gingen für das junge Mädchen dahin, und dann fand die Trauung des Paares statt. Elise schwelgte im Glück, und ihre blühende Schönheit, verklärt durch den Schimmer bräutlicher Freude, fiel allgemein auf. Um so mehr aber wurde es bemerkt, daß der Bräutigam ungewöhnlich ernst, ja verstimmt aussah. Auch Vorbroe fiel das verschlossene Wesen des sonst so heiteren jungen Mannes auf. Seine Frage nach dem Grunde dieser Veränderung beantwortete Tönning damit, daß er kurz vor der Trauung einen Brief erhalten habe, der unangenehme Nachrichten enthalte. Gleichzeitig teilte er ihm mit, daß aus der beabsichtigten Hochzeitsreise nichts werden könne, und bat ihn, Elise und ihm noch für einige Zeit Gastfreundschaft zu gewähren. Der Bitte wurde um so bereitwilliger entsprochen, als in der regnerischen Spätherbstzeit Gäste nicht zu erwarten waren, die in das eintönige Leben auf dem einsamen Gutshofe Abwechslung hätten bringen können.

In dem liebenswürdigen Verkehr, der sich zwischen den Ehepaaren entwickelte, gewann auch Tönning bald seine frühere Sicherheit und Unbefangenheit wieder, als er eines Tages abermals einen Brief erhielt, der ihn auf das Tiefste verstimmte. Und wie er sich nach dem Empfang des ersten Schreibens rasch entschlossen hatte, die geplante Reise aufzugeben, so faßte er nach dem Eingang des zweiten den schnellen Entschluß, Lundby zu verlassen. Er trat indessen die Reise ohne seine Gattin an, nachdem er einen auffallend innigen Abschied von ihr genommen hatte.

Elise, die damals selbst noch in einer Hochflut seligster Empfindungen lebte, war die überschwengliche Zärtlichkeit dieses Abschieds allerdings nicht aufgefallen. Wohl aber machten sich Herr und Frau Vorbroe ihre eigenen Gedanken darüber, zumal Tönning erklärt hatte, er würde nur wenige Tage fortbleiben. Als gar aus den wenigen Tagen mehrere Wochen wurden, ohne daß auch nur eine Nachricht von Tönning eintraf, da hielt es Herr Vorbroe für seine unabweisbare Pflicht, Nachforschungen nach dem jungen Mann anzustellen.

Zu diesem Zweck wandte er sich brieflich an die Dampfschiffsgesellschaft, bei der angestellt zu sein Tönning behauptet hatte. Die Antwort lautete dahin, daß wohl ein Irrtum vorliegen müsse, da ein Ingenieur Oskar Tönning dort nicht bekannt sei. Im höchsten Grade aufgeregt, verlangte Herr Vorbroe nunmehr von seinem inzwischen in seine Garnison zurückgekehrten Bruder Auskunft über die Verhältnisse Tönnings. Der junge Offizier schrieb, daß er Näheres über seinen Freund anzugeben nicht in der Lage sei; er könne nur sagen, daß Tönning häufig im Offizierkasino verkehrt habe, daß er dort stets ein gerngesehener Gast gewesen sei und häufig und immer glücklich gespielt habe.

Herr Vorbroe hatte den Brief seines Bruders kaum gelesen, als dieser selbst ins Zimmer gestürzt kam. Das Aussehen des jungen Offiziers war ein so verstörtes, daß Herr Vorbroe die schwere Sorge um Tönning und dessen junge Frau völlig vergaß. Er sollte jedoch aufs Grausamste wieder daran erinnert werden. Als er nämlich den Bruder bestürzt fragte, was ihn so plötzlich zu ihm führe, reichte ihm dieser eine Zeitung hin und brach in die leidenschaftlichen Worte aus:

„Lies! — Mein Gott, daß ich zu ihrem Elend die Handhabe war — wie werde ich mir das jemals verzeihen können!"

Was Herr Vorbroe las, überstieg in der That seine schlimmsten Befürchtungen. In dem Blatte stand, daß ein gewisser Jens Dahlgren, einer der gewiegtesten Verbrecher des Königreiches, abermals wegen Wechselfälschung und sonstiger Betrügereien verhaftet worden sei, und daß sich in seiner Gesellschaft ein junger Mann Namens Oskar Tönning befinde, der anscheinend eine gute Erziehung genossen habe, von Dahlgren aber auf den Weg des Verbrechens gezogen worden sei und gleichfalls als Falschspieler und Wechselfälscher habe verhaftet werden müssen. —

Eine Stunde später übernahm Frau Vorbroe die schwere Aufgabe, ihrer jungen Freundin Kenntnis zu geben von dem, was die Zeitung gemeldet hatte. Elise kam anfangs gar nicht zum klaren Bewußtsein des furchtbaren Schicksals, das über sie hereingebrochen war. Um so entsetzlicher aber war schließlich die Erkenntnis. Nicht, daß sich ihr Schmerz in wilden Klagen

geäußert hätte. Starr, keines Wortes fähig, starrte sie die Freundin an, die sich vergebens bemühte, ihr Trost zuzusprechen. Dann griff sie in die Luft und fiel ohnmächtig in die Arme der Freundin. Als sie wieder zu sich kam, war eine merkwürdige Veränderung mit ihr vorgegangen. Als wäre sie geistesabwesend, starrte Elise immer nur auf einen Punkt, keine Thräne kam aus ihren Augen, kein Wort über ihre Lippen. Die eiskalten Hände auf das zuckende Herz gepreßt,



Elise sank ohnmächtig in die Arme der Freundin . . .

bat sie schließlich Frau Vorbroe in einem Ton, den diese niemals vergessen zu können glaubte, sie möge sie allein lassen.

So blieb sie Monate hindurch. Elise Prank, wie sie sich jetzt wieder nannte, glich einer Nachtwandlerin. Kein Lächeln trat auf ihre Wangen, kalt und streng war der Ausdruck ihres Auges, müde und schleppend ihr Gang. Selten nur ließ sie sich vor Herrn Vorbroe und seiner Gattin sehen, einzig an ihrem kleinen Zögling hing sie mit unveränderlicher Liebe.

Eines Tages war sie verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie sich gewandt hatte. Einen Brief voll heißen Dankes

hatte sie zurückgelassen, aber er enthielt nicht die geringste Andeutung, welche Pläne sie für die Zukunft habe. Nichts von dem, was Tönning ihr geschenkt, hatte sie mitgenommen. Sie wollte also — so schloß man — ein völlig neues Leben beginnen und durch nichts an das alte erinnert sein. — — —

Als Elise aus Lundby floh, that sie es in der Besorgnis, daß Tönning, von dessen fernerem Geschick sie nichts wußte, nichts wissen wollte, nach Verbüßung seiner Strafe sich ihr wieder nähern würde. Wohl empfand sie Mitleid mit ihm, aber noch größer war ihr Abscheu vor der tiefen Verworfenheit, die ihn skrupellos die Früchte seiner verbrecherischen Lebensweise hatte genießen und ein Weib an sich ketten lassen. Unerfahren, wie sie war, hatte sie gemeint, daß er, wieder der Freiheit zurückgegeben, noch volles Gattenrecht über sie, volles Vaterrecht über das Kind, das sie erwartete, habe. Dieser Gedanke ließ sie aus der Gegend entfliehen, wo Tönning sie finden konnte.

In großer Hast reiste sie nach Malmö, ohne eine Ahnung zu haben, daß gerade hier Tönning seine Strafe verbüßte. Bei Frau Maren Kay fand sie Aufnahme, und bei ihr gab sie auch wenige Tage nach ihrer Ankunft einem Kinde das Leben, das in der Taufe den Namen Elisabeth erhielt. Ihre Hoffnung, in Malmö eine Stelle als Lehrerin oder Erzieherin zu finden, erfüllte sich leider nicht, und so schwer es ihr ward, sich von dem Kinde, das sie zärtlich liebte, zu trennen, so blieb ihr auf die Dauer doch nichts anderes übrig. Sie ließ das Kind in der Pflege der wackeren Frau Kay zurück und wandte sich selbst nach ihrer österreichischen Heimat, wo sie auch bald das Glück hatte, eine Stelle als Erzieherin zu erhalten.

„Es war," fuhr Berg fort, als er an dieser Stelle seines Berichtes angelangt war, „mein Haus, in das Elise kam. Bald nahm sie darin eine leitende Stellung ein und trat nicht nur dem Herzen meines Sohnes, sondern auch meinem eigenen mit der Zeit so nahe, daß ich ihr meinen Namen zu geben beschloß. Als ich sie fragte, ob sie sich entschließen könnte, meine Gattin zu werden, löste sie den Schleier ihres bis dahin sorgsam gehüteten Geheimnisses. Sie wußte noch immer nichts von ihrem Manne. Ich riet ihr, bei ihren Freunden in Lundby Erkundigungen einzuziehen, was aus ihm geworden

sei. Sie that es, und die Antwort, die sie erhielt, brachte ihr Erlösung. Dem von herzlicher Wärme durchglühten Briefe Frau Vorbroes lag der Todtenschein Oskar Tönnings bei. Die Dame hatte, um über den Verbleib Elises Auskunft zu erhalten, an Tönning nach Malmö geschrieben, und von der Gerichtsbehörde erfahren, daß der Adressat gestorben sei."

„Friedlich gestorben, im Anblick seines Kindes," sagte Müller.

Berg und Dr. Zell blickten erstaunt auf, und ersterer warf die Frage auf, woher Tönning denn von der Existenz des Kindes Kenntnis gehabt habe. Müller zuckte die Achseln.

„Das wird wohl niemals aufgeklärt werden," meinte er. „Vielleicht ließ er durch einen freigelassenen Sträfling die Spur seiner Frau verfolgen und erfuhr so, daß er Vater eines Kindes sei und wo dasselbe sich befinde. Ich habe bei meiner Anwesenheit in Malmö nur erfahren, daß, als er im Sterben lag, er ganz genau den Namen und die Adresse der Frau Kay angab und diese bitten ließ, ihm Lizzi zu bringen. Es geschah. Als man ihn aber befragte, ob die Kleine sein Kind sei, da leugnete er es.

„Er starb also als anständiger Mensch," warf Dr. Zell ein. „Er wollte nicht, daß Jemand wüßte, daß das Kind einen Sträfling zum Vater habe."

„Sie aber," wandte sich Müller an den Bankier, „Sie wußten um des Kindes Herkunft von väterlicher Seite, und weil Sie fürchteten, es könnte erblich belastet sein, glaubten Sie, es Ihrem Hause, Ihrem Sohne fernhalten zu müssen."

Berg nickte.

„Sie haben das Richtige getroffen," sagte er. „Aber es kam noch ein Moment hinzu. Ich fürchtete das müßige Gerede der Welt. Sonst hätte ich gerade die Kleine in mein Haus nehmen müssen, um die möglicherweise vorhandenen schlechten Anlagen durch den veredelnden Einfluß ihrer Mutter zu beseitigen. Doktor Zell, welcher ohne Wissen meiner Frau nach Malmö fuhr, um Lizzi zu dem Geistlichen in Ystadt zu bringen, hat mich freilich über das Ergehen des Kindes beruhigt, mir auch wiederholt geraten, es herkommen zu lassen. Doch der richtige Augenblick war nun einmal versäumt. Wie konnte ich

jetzt ein Kind hier auftauchen lassen, das das Ebenbild meiner Frau war!"

„Hättest du es trotzdem gethan, mein armer Heinz!" sagte Zell. „Du hättest dir Jahre der Unruhe und Sorge erspart."

„Die Sorge und das demütigende Gefühl, in der Hand eines Menschen wie Jens Dahlgren zu sein," setzte Berg bitter hinzu.

„Und warum hieltest du es vor mir geheim," fragte Zell, „daß du mich für den Thäter hieltest?"

„Daran war auch nur meine Feigheit schuld," erwiderte der Bankier. „Als ich das Fehlen meines Revolvers bemerkte, fühlte ich mich gewissermaßen in die That mit hineingezogen und wollte von nichts hören, das die Sachlage ändern konnte. Uebrigens dachte ich nicht im Entferntesten daran, daß die Polizei sich mit uns beschäftige; vielmehr glaubte ich, daß mit jener einen Vorladung alles abgethan sei. Ich habe dir und natürlich auch Elisen keinerlei Andeutung machen wollen, daß man mich in dieser Sache überhaupt vernommen. Dir verschwieg ich es, um dir deine Unbefangenheit, die du, wie ich meinte, vortrefflich spieltest, nicht zu rauben, Elisen aber, um sie nicht unnötigerweise aufzuregen."





## Achtes Kapitel.

# Eine grauenvolle Nacht.

Daß mir der Boden unter den Füßen brannte, daß es mich fort aus eurer Nähe trieb, das konnte ich nicht hindern. Aber das Eine ist sicher, daß du meinem Herzen nie so nahe gestanden, als seit ich dich dieser That schuldig glaubte; und seit ich weiß, daß Elise es war, die Dahlgren tödtete und es mir verbarg, seither weiß ich erst, daß ich solch eine hingebende Liebe gar nicht verdiene. Hätte ich Lizzi in mein Haus genommen, so wären wir vor den Erpressungen Dahlgrens sicher gewesen."

„Wußte Ihre Frau davon?" warf Müller ein.

„Sie wußte davon," entgegnete Berg, „und machte sich ganz unberechtigter Weise die schwersten Vorwürfe darüber. Denn ich allein war es, der all' den Jammer herbeigeführt, der den Schatten in dieses Haus gebracht hat."

Berg hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte laut auf. So bemerkte er es nicht, daß seine Gattin mit den Kindern aus dem Garten zurückkehrte und erst, als Zell ihn darauf aufmerksam machte und ihn bat, sich zu fassen, beruhigte er sich einigermaßen.

„Wir wollen in den Salon gehen," schlug Zell vor. „Dort ist unser Beisammensein weniger auffällig als hier, und auch die Kinder können wir uns dort besser fernhalten."

Berg erhob sich mühsam. Er bildete in seiner Haltung einen so auffallenden Gegensatz zu seiner eben eintretenden Gattin, daß Müller nicht umhin konnte, sich seine eigenen Gedanken darüber zu machen. Die Frau ruhig und gefaßt, ein Bild ungebrochener Kraft und Frische, und der Mann müde und schwach, kaum im Stande, die Erregung, in der er sich befand, niederzukämpfen, und durchaus unfähig, seiner Gattin Stütze und Halt zu gewähren.

„Ein herrliches Weib!" murmelte Müller, als sie mit einem leichten, freundlichen Lächeln die drei Männer grüßte und dann auf ihren Gatten zutrat, um ihm so ruhig, als wisse sie nichts von dem Furchtbaren, was ihr Gewissen bedrückte, die Hand zu reichen. Auch als Zell seinen Vorschlag, den Salon aufzusuchen, wiederholte, nickte sie ihm nur liebenswürdig zu und schob ihren Arm in den ihres Gatten, um das Zimmer zu verlassen. Ihre Haltung war frei und sicher, und es schien, als hätte die blutige That, die auf ihrer Seele lastete, sie eher gehoben als gebeugt.

„Jetzt sollt Ihr auch wissen, wie es gekommen ist," sc sie, als sie den Salon erreicht hatten. Sie bat Zell Müller, Platz zu nehmen, ließ sich selbst mit ihrem Gat. auf einem zierlichen Sopha nieder und begann:

„An jenem Sonntag war es hier im Hause sehr ungemütlich. Vormittags war eine Kommission der Eisenbahngesellschaft, die unseren Landsitz gekauft hat, dagewesen, um das Grundstück auszumessen. Ich fühlte mich nicht ganz wohl und kümmerte mich um die Herren nur insoweit, als es die Pflicht der Gastfreundschaft forderte, das heißt, ich ließ ihnen ein Frühstück vorsetzen, ohne ihnen Gesellschaft zu leisten. Gegen zwei Uhr sah ich, daß die Herren das Haus verließen, und ließ für die Kinder und mich decken. Nachdem wir gegessen, ging ich in mein Zimmer und nahm eine angefangene Stickerei vor, als ich plötzlich unter mir, im Speisezimmer, schwere Tritte hörte. Ich glaubte, Sie, lieber Doktor, wären gekommen, und da ich annahm, daß Sie noch nicht gegessen hätten, ging ich hinab, um Sie zu begrüßen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

„Sie können sich denken, wie erstaunt ich war, als ich in dem Speisezimmer einen mir gänzlich fremden Mann wahrnahm, der zwanglos am Buffet lehnte und eben im Begriff war, sich ein Gläschen Cognac einzugießen. Indessen dachte



Ohne sich stören zu lassen, schenkte der Fremde sich sein Gläschen voll . . .

ich noch an nichts Arges, glaubte vielmehr, es sei einer der Herren von der Kommission, der hier etwas vergessen habe. Immerhin fand ich das Verhalten des Herrn so sonderbar, daß ich nicht ohne eine gewisse Schärfe im Tone fragte, was ihn hierher geführt habe.

„Ohne sich im geringsten stören zu lassen, schenkte der Fremde sich sein Gläschen voll und stürzte es hinunter. Dann sagte er mit einem dreisten Lächeln:

„Sie werden die Veranlassung sofort erfahren. Vorläufig gestatten Sie, daß ich Ihnen für die kleine Erquickung, die ich mir hier erlaubt habe zu nehmen, meinen verbindlichsten Dank ausspreche."

„Er hätte wohl noch weiter gesprochen, wenn ich ihn nicht unterbrochen hätte, um ihn zu fragen, wer er wäre und woher er das Recht nähme, sich in einem ihm fremden Hause so ungezwungen zu benehmen. Er aber goß sich ein zweites Gläschen Cognac ein und lachte nur leise vor sich hin, ohne meine Frage zu beantworten. Entrüstet erklärte ich ihm, daß ich Leute in der Nähe hätte, als er plötzlich das volle Gläschen niedersetzte und, sich mir nähernd, sagte:

„Sie sind im Irrtum, verehrte Frau. Ihre drei Dienstleute befinden sich mit den Kindern am oberen Ende des Gartens und pflücken Johannisbeeren."

„Dabei trat er noch weiter auf mich zu, sodaß ich unwillkürlich zurückwich und erst wieder ruhiger wurde, als sich zwischen ihm und mir der große Speisetisch befand. Jetzt erst nahm ich Veranlassung, mir den Mann näher anzusehen. Er war kaum größer als ich und machte einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. Seine Kleidung verriet freilich die Hand eines geschickten Schneiders, ließ aber trotzdem keinen Zweifel übrig, daß der, der sie trug, zu den Vagabunden zählte. Dafür sprach auch das aufgedunsene, unrasierte Gesicht. Ich kam zu dem Schlusse, daß der Mann wohl einmal bessere Tage erlebt hatte, allmählich aber sehr heruntergekommen war und höchstwahrscheinlich die Gelegenheit, daß ich allein im Hause war, ausnutzen wollte, um etwas Geld von mir zu erpressen.

„Sowie ich mir dies klar gemacht hatte, gewann ich meine völlige Ruhe wieder, zumal ich mir sagte, daß ich ganz nahe der Tapetenthür stand, die nach der Küche führt, und jeden Augenblick mich der Gesellschaft des unheimlichen Menschen entziehen konnte. Denn war ich erst in der Küche, so war mir auch der Weg zum Hofe und zum Garten frei. Während sich all' diese Gedanken blitzartig in meinem Hirn kreuzten, schlug es vier Uhr. Der Mann wandte sich in vollster Seelenruhe der Pendeluhr zu und richtete mit einem mir damals noch unbegreiflichen Gleichmut seine eigene Uhr danach.

„Diesen Augenblick hielt ich für geeignet, ihm zu entschlüpfen. Schon hatte ich meine Hand auf die Thürklinke gelegt, schon wollte ich sie niederdrücken, als er, noch immer mit seiner Uhr sich beschäftigend, in nachlässigem Tone sagte:

„Bleiben Sie hier, Frau Berg, und hören Sie, was ich Ihnen von Oskar Tönning erzählen werde!“

„So furchtbar wirkten diese wenigen Worte auf mich, daß ich schwankend gegen die Thür fiel. Jetzt wußte ich, wen ich vor mir hatte — der Mensch konnte kein Anderer sein als Jens Dahlgren.

„Mir war unbeschreiblich elend zu Mute. Als ich den Fremden noch für einen gewöhnlichen Gauner hielt, konnte meine Willenskraft wohl momentan erschlaffen, aber nicht dauernd lahmgelegt werden. Jetzt, da ich wußte, daß Jens Dahlgren vor mir stand, war ich eines klaren Handelns nicht mehr fähig.

„Er mochte mir ansehen, daß die Angst mich fast erstickte, denn er selbst schob mir einen Sessel zu, auf den ich zitternd niedersank. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Es thut mir leid, Frau Tönning-Berg, daß ich Sie in Unruhe versetzen mußte. Aber seien Sie überzeugt, ich bin kein Kannibale, der hergekommen ist, um Sie zu verspeisen. Ich will Ihnen überhaupt nichts zu Leide thun. Es lag auch gar nicht in meiner Absicht, Ihre Ruhe zu stören, sondern ich wollte mich, wie immer, an Ihren Gatten wenden. Er ist aber zur Zeit verreist und kommt, wie ich gestern in seinem Bureau erfuhr, erst in einigen Tagen zurück. Bis dahin kann ich nicht warten. Hunger thut weh, und Sie können mir glauben, ich habe Hunger. Denn seit länger als vierundzwanzig Stunden habe ich keinen Bissen zu mir genommen.“

„Nehmen Sie doch, was Sie finden,“ stammelte ich, während Mitleid und Abscheu in mir miteinander rangen. Dahlgren verbeugte sich spöttisch und schritt zum Buffet, um zunächst das Gläschen Cognac zu leeren und dann von dem aufgeschnittenen Brote zu nehmen, das von dem Frühstück der Kommission übrig geblieben war.

„Vor einem plötzlichen Raubanfall bangte mir jetzt nicht mehr; wußte ich doch, daß Jens Dahlgren in uns eine uner-

schöpfliche Geldquelle erblickte, die er nicht selber würde verstopfen wollen. Aber das Bewußtsein, den Menschen vor mir zu haben, der meine unglückliche Vergangenheit kannte und diese Kenntnis dazu benutzte, meinen engelsguten Mann zu ängstigen und zu schädigen, — dieses Bewußtsein drückte mich völlig zu Boden. Plötzlich kam mir ein Gedanke. Ich wollte an sein Herz appellieren, vielleicht, daß er sich bewegen ließe, gegen Erhalt einer größeren Summe fortan uns unbehelligt zu lassen.

„Ich that es. Mit den herzlichsten Worten bat ich ihn, unseren häuslichen Frieden nicht mehr zu stören. Noch einmal sollten seine Ansprüche befriedigt werden, wenn er verspräche, unsere Nähe in Zukunft zu meiden. Er lachte belustigt auf.

„Und wenn ich dennoch wiederkomme?“ fragte er.

„Dann wird mein Mann Sie verhaften lassen“, antwortete ich.

Abermals lachte er, laut und übermütig.

„Nein, werte Frau,“ sagte er, „Ihr Mann wird mich nicht verhaften lassen. Das hätte er thun müssen, als ich mich zum ersten Mal an ihn wandte. Lag ihm damals so viel daran, daß die Welt nicht erfuhr, er habe die Witwe eines Zuchthäuslers zu seiner Frau gemacht, so muß ihm jetzt noch mehr an meinem Schweigen liegen. Denn die Sache würde heute in einem noch trüberen Lichte erscheinen als damals.“

„Ich wagte keinen weiteren Versuch, mich seiner zu entledigen, sondern fragte ihn, was er denn nun eigentlich von mir wolle.

„Geld natürlich!“ stieß er brutal hervor, „Geld, soviel Sie zur Verfügung haben. Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich ohne alle Mittel bin.“

„Unwillkürlich griff ich in meine Tasche und zog meine Börse heraus. Im selben Augenblick fuhr ein Wagen vor dem Thore vor. Während ich mit einem unaussprechlichen Gefühl der Erleichterung aufathmete, eilte Dahlgren ans Fenster und blickte, hinter den Vorhängen verborgen, mit zornverzerrtem Gesicht heraus. Auch ich warf einen Blick durchs Fenster und sah zu meiner Freude, daß unser Freund Zell es war, der da soeben dem Wagen entstieg.

„Dahlgren war vom Fenster zurückgetreten und griff nach seinem Hute.

„Kommt er in dieses Zimmer?“ fragte er.

„Es ist nicht ausgeschlossen,“ erwiderte ich, trotzdem ich wußte, daß Sie, lieber Doktor, zunächst Ihr Zimmer aufsuchen würden.

„Wer ist der Herr?“ fragte Dahlgren weiter.

„Ein Freund meines Mannes.“

„Bleibt er hier?“

„Ja, er wohnt in unserem Hause.“

„Weiß er von Ihrer Vergangenheit?“

„Nein.“

„Von meiner Existenz?“

„Nein.“

„Er sah mich lauernd an. Dann sagte er:

„Gut — dann hüten Sie sich, mit ihm von mir zu sprechen oder ihn gar zur Hilfe gegen mich anzurufen. Es würde Ihnen nichts nützen, und ich würde mich schrecklich rächen. Geben Sie mir jetzt Ihre Börse. Heute Abend erwarte ich Sie an dem Pförtchen am oberen Ende des Gartens.“

„Mit einer barschen Bewegung riß er mir die Börse aus der Hand und steckte sie ein. Dann warf er mir noch einen drohenden Blick zu und glitt leise aus dem Zimmer, während ich völlig betäubt zurückblieb. Erst nach längerer Zeit hatte ich mich soweit erholt, um in den Garten zu gehen. Jubelnd kamen mir die Kinder entgegen. Ich aber bat sie, mich bis zum Abendessen nicht zu stören, da ich Kopfschmerzen hätte und ein wenig ruhen wollte.

„Ich ging auf mein Zimmer und sann und sann. Der Gedanke kam mir, Sie, Herr Doktor, ins Vertrauen zu ziehen und Sie um Ihren Schutz gegen Dahlgren zu bitten. Aber ich sagte mir, daß ich kein Recht hätte, mein und meines Mannes Geheimnis ohne dessen Willen und Wissen einem Dritten zu enthüllen, und so blieb das Wort ungesprochen, das allein im Stande gewesen wäre, die That zu verhindern, die ich später zu begehen gezwungen war.

„Je näher die Stunde rückte, die Dahlgren als diejenige bezeichnet hatte, wo er mich zu treffen wünschte, um so elender

fühlte ich mich. Sie, Herr Doktor, müssen es gemerkt haben, in welcher Erregung ich mich befand, denn ich nahm beim Abendessen wiederholt wahr, mit welcher Teilnahme Ihr Blick auf mir haftete; auch schlugen Sie mir einen gemeinschaftlichen Spaziergang vor. Ich wies Sie indessen zurück, mußte Sie zurückweisen, da die Gefahr nahe lag, daß Dahlgren uns auf unserem Spaziergange begegnete. Zeitiger als sonst schickte ich die Kinder zu Bett, und sehr erleichtert fühlte ich mich, als Sie verhältnismäßig früh aufbrachen. Ich ahnte ja nicht, in welch' fürchterliche Lage ich bald nach Ihrem Weggange kommen sollte."

Frau Berg hielt in ihrer Erzählung inne. Ihre Hände zitterten, und ein leises Schluchzen drang aus ihrer Brust. Liebevoll zog ihr Gatte sie an sich, und wie zum Tode erschöpft lehnte sie eine Weile ihr Haupt an seine Schulter. Aber plötzlich richtete sie sich wieder straff empor, und von der tiefen Bewegung, die sie soeben übermannt hatte, war auch nicht eine Spur mehr wahrnehmbar. Nur durch ihre Stimme klang ein leichtes Beben, als sie fortfuhr:

„So war ich denn endlich allein. Ich wartete noch einige Minuten, ob Sie nicht vielleicht noch einmal zurückkehren würden. Dann ging ich an meinen Schreibtisch, entnahm ihm die Summe von 200 Gulden, steckte sie in ein Couvert und verließ das Zimmer. Als ich an dem Schlafgemach meines Mannes vorüberkam, fiel mir ein, daß in seinem Nachttischchen ein Revolver liege. Ich überlegte einige Augenblicke, ob ich die Waffe zu mir nehmen sollte — dann trat ich über die Schwelle, und als ich sie zum zweiten Male überschritt, schlossen sich meine Finger fast krampfhaft um den kühlen Lauf, in dem sich die Kugel befand, durch die Jens Dahlgren, von meiner Hand getroffen, sein Leben enden sollte."

Die junge Frau war sehr blaß geworden bei diesen Worten, aber aus ihren Augen leuchtete eine entschlossene, eine fast wilde Energie.

„In jenem Augenblick," erzählte sie weiter, „dachte ich nicht daran, die Waffe zu gebrauchen. Fast mechanisch hatte ich sie zu mir gesteckt. Aber heute noch danke ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingab, sie mitzunehmen.

„Ich eilte über den Hof und durch den Garten nach dem Pförtchen. Ehe ich es öffnete, wandte ich noch einmal den Kopf und lauschte in den Garten hinein. Alles war ruhig, nur einige Grillen zirpten leise. Jetzt legte ich die Hand an den Riegel des Pförtchens, als dasselbe plötzlich nachgab und Jens Dahlgren vor mir stand. Er verbeugte sich spöttisch und bot mir seinen Arm an. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, wies ich nur auf die Thür und fragte ihn, wie er das ziemlich komplizierte Schloß hätte öffnen können.

„Er lachte und sagte, nicht ohne gewissen Stolz:

„Meiner Hand widersteht kein Schloß — kein Schloß und kein Weib."

„Mich überlief ein leichtes Frösteln bei diesen Worten, und fast ohne zu wissen, was ich that, legte sich meine Hand fester um den Revolver. Der Ruf eines Käuzchens ließ mich erschrocken zusammenfahren — zitternd lösten sich meine Finger von der Waffe. Ich reichte ihm das Couvert mit den zweihundert Gulden, aber er hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt und sagte:

„Noch nicht, Frau Tönning — verzeihen Sie — Frau Berg. Wie hoch beläuft sich denn die Summe, die Sie entbehren konnten?"

„Ich nannte die Zahl, worauf er meinte:

„Das ist nicht viel — Ihr Herr Gemahl ist freigebiger."

„Ich weiß," entgegnete ich bitter, „er hat Ihr Schweigen bereits mit der zehnfachen Summe erkauft."

„Der zehnfachen?" lachte er auf. „Nein, meine Teure, das wäre doch ein zu schlechtes Geschäft gewesen. Hat Ihnen Ihr Herr Gemahl nicht gesagt, daß die Thatsache, daß seine Gattin einst meines Freundes Gattin gewesen, ihm bereits über zehntausend Gulden gekostet hat?"

„Seine Worte trafen mich wie ein Peitschenhieb. Ich fühlte mich entsetzlich gedemütigt bei dem Gedanken, daß mein Mann ein kleines Vermögen geopfert hatte, um meine Vergangenheit seinen Bekannten zu verbergen. Aber auch eine unsägliche Bitterkeit überkam mich, als ich daran dachte, daß mein Mann mir nicht einmal gesagt hatte, wie teuer ich ihm kam."

„Elise!" schrie Berg auf. Da griff die blasse Frau nach seiner Hand und drückte einen heißen, innigen Kuß darauf.

„Du Lieber, du Guter!" sagte sie. Dann fuhr sie fort: „In meiner Bitterkeit beging ich eine Thorheit. Mein Mann, sagte ich ihm, ist in der That so zartfühlend gewesen, mir zu verheimlichen, wie teuer er Ihr Schweigen bezahlen mußte. Das wird nunmehr ein Ende haben. Seine Schwäche werde ich fortan nicht mehr dulden, seine Güte nicht mehr annehmen. Betrachten Sie das Geld, das Sie heute von mir erhalten, als das letzte, das Sie aus meiner Vergangenheit herausschlagen konnten.

„Ich hielt ihm abermals das Couvert hin, aber er nahm es auch jetzt nicht. Wohl aber trat er noch näher an mich heran, und meine Hand ergreifend, flüsterte er:

„Sie vergessen, daß auch Lizzi zu Ihrer Vergangenheit gehört. Machen Sie also keine Albernheiten — das Kind müßte sie büßen."

„Ich starrte ihn an.

„Was wissen Sie von Lizzi?" konnte ich endlich hervorbringen.

„Von Lizzi?" wiederholte er gedehnt. „O, sie ist ein reizendes Kind und wird schön wie ihre Mutter. Es sind noch nicht drei Monate her, seit ich mich davon zu überzeugen Gelegenheit hatte. Wenn Sie von ihr hören wollen — ich bin gern bereit, zu erzählen. Nur hier nicht!"

„Er wandte sich langsam zur Seite, und ich — nun, ich folgte ihm. Ich befand mich wie unter einem Banne. Ich verabscheute den Mann und ging doch mit ihm. Er kannte ja mein Kind, dieses Kind, nach dem ich all' die Jahre hindurch eine so große Sehnsucht gehabt hatte! Er kannte Lizzi, der gegenüber ich mich so schuldbeladen fühlte, weil ich sie, anstatt mit ihr zu Grunde zu gehen, verlassen hatte!"

Frau Berg hielt inne. Ihres Gatten gramvolles Aufschluchzen hatte sie gestört.

„Ich habe dir weh gethan," sagte sie traurig, „ich hätte es dich nicht wissen lassen sollen, mit welch unendlicher Liebe ich an meinem ersten Kinde hänge, wie sehr ich mich nach ihm gesehnt habe. Vergieb mir!"

Berg konnte kein Wort erwidern. Aber er riß sein Weib an sich und küßte es stürmisch. Dann wandte er sich an Doktor Zell.

„Du bringst sie ihr," rief er, „gleich morgen fährst du nach Ystadt und holst sie. Lizzi soll fortan in unserer Mitte leben."

„Zu spät!" sagte schmerzlich bewegt seine Gattin. „Vielleicht erinnert sie sich noch dunkel des Mannes, der sie zu sich ins Gefängnis holen ließ — wenn sie nun ihre Mutter auch im Kerker fände! Das wäre die größte Strafe für mich. Nein, Heinrich, lasse sie, wo sie ist; sie ist in guten Händen. Aber eines erkläre mir! Aus deinen letzten Worten glaube ich entnehmen zu müssen, daß unser Freund Zell nicht erst seit heute von Lizzis Existenz Kenntnis hat."

Fragend richtete sie die Augen auf den Doktor, der jetzt das Wort nahm.

„Seit Sie Heinrichs Frau sind," sagte er, „kannte ich ihre Schicksale, wußte ich, daß Sie hauptsächlich, um für Lizzi sorgen zu können, sich zum zweiten Mal verheiratet hatten."

„Da hätte ich also zu Ihnen reden, Sie zu meinem Schutze rufen können und hätte nicht nötig gehabt, zu töten," klagte die bleiche Frau. „O diese unselige Geheimniskrämerei!"

Sie barg ihr Antlitz in den Händen und schluchzte leise vor sich hin. Aber bald gewann sie ihre Ruhe wieder und war im Stande, ihre Mitteilungen fortzusetzen.

„Ich ging mit Dahlgren," sagte sie, „über das Feld hin, und er erzählte mir, daß ein seltsamer Zufall ihn auf des Kindes und auf meine Spur gebracht habe. Ystadt war sein Geburtsort, und als er aus Malmöhus entlassen wurde, schob man ihn in seine Heimat ab. Hier mochte aber niemand den alten Verbrecher bei sich beschäftigen, nur der Geistliche nahm sich seiner an und richtete ihm ein Kämmerchen ein. Während Dahlgren im Pfarrhause allerlei Verrichtungen leistete, lernte er die kleine Lizzi Prank kennen. Der Name erinnerte ihn daran, daß sein Freund Tönning ein Mädchen geheiratet hatte, das ebenso geheißen, und als das Kind ihm erzählte, daß der Vater tot sei, die Mutter aber in Wien lebe, da zweifelte er um so weniger daran, daß er Tönnings Kind vor sich habe, als er

sich entsann, von dem Freunde gehört zu haben, daß Elise Prank eine Wienerin sei. Lizzi teilte ihm auch mit, daß ihre Mutter sich wieder verheiratet habe und zwar mit einem Bankier Berg, mit dem der Geistliche, ihr Pflegevater, in schriftlichem Verkehr stehe. Ein Blick in das Adressenbuch des Pfarrers genügte, um Dahlgren die genaue Adresse zu verschaffen, und von jener Stunde an war mein Mann in seiner Hand.

„Wir waren unterdessen bis zum Hottinger Weg gekommen, ohne daß er mir eigentlich etwas Näheres über mein Kind mitgeteilt hatte. Als ich ihn daran erinnerte, änderte er mit einem Schlage sein Benehmen. Nachdem er einen raschen Blick umhergeworfen, der ihn belehrte, daß weit und breit kein Mensch war, schlang er den Arm um mich und versuchte, mich zu küssen. Ich wehrte ihn mit der Kraft der Verzweiflung von mir, aber er ließ nicht ab, und als ich um Hilfe zu rufen drohte, verschloß er mir mit seiner heißen Hand den Mund. Das war sein Unglück. Bis jetzt hatte ich nicht an den Revolver gedacht. Erst als ich die widerwärtige Berührung seiner Hand dulden mußte, fiel mir ein, daß ich nicht ohne Waffe sei. Noch einmal machte ich mich frei von ihm und rief ihm zu, es sei sein Tod, wenn er nicht von mir ablasse; aber er lachte nur und drang von neuem auf mich ein. Da schoß ich, und im nächsten Augenblick war ich allein. Ich hörte noch einen Fall, ein Rutschen, ich hörte, wie die Zweige des Hollunderstrauches rauschend zusammenschlugen. Dann war alles still.

„Wie lange ich da noch gestanden habe, von Furcht, von Grauen vor mir selbst überwältigt, ich weiß es nicht. Zur rechten Besinnung kam ich erst, als ich das Gartenpförtchen erreicht hatte. Ueber die Folgen meiner That war ich natürlich nicht im Unklaren; aber da sie keinen Zeugen gehabt hatte, war es wohl möglich, die Spuren der Thäterschaft zu verwischen. Ich riegelte das Pförtchen hinter mir zu und warf den Revolver in das Goldfischbassin. Eine seltsame Ruhe war über mich gekommen, nun ich die todbringende Waffe nicht mehr in der Hand hatte. Ich sagte mir wohl, daß ich einen Mord begangen, aber mein Gewissen war dadurch nicht belastet. Dahlgren hatte mich dazu gezwungen, ihn niederzuschießen, sodaß ich nichts zu bereuen hatte."

Die Augen der jungen Frau blickten frei und klar, als sie mit diesen Worten ihren Bericht schloß. Nur als Berg ein leises Stöhnen nicht unterdrücken konnte, verschleierte sich ihr Blick. Müller aber trat mit raschen Schritten auf sie zu, und ihr herzlich die Hand entgegenstreckend, sagte er:



„Ich schoß, und im nächsten Augenblick war ich allein . . .“

„Sie haben sich mit Recht keinen Vorwurf zu machen, gnädige Frau. Wenn ich Sie trotzdem bitten muß, mich zu begleiten, so hoffe ich, daß die Trennung von Ihren Lieben nur eine vorübergehende sein wird.“

Sie nickte ihm mit einem wehmütigen Lächeln zu, reichte dem Advokaten, der keines Wortes fähig war, die Hand und verließ das Zimmer, um die erforderlichen Vorbereitungen für ihre Fahrt zu treffen.

Eine Stunde später verließen zwei Wagen das Haus im Schatten. Im ersten, einem geschlossenen Fiaker, saßen Berg und seine Gattin, im zweiten, einem offenen Landauer, Dr. Zell und Müller. Als sie am Lamm-Wirtshause vorbeifuhren, bemerkte der Advokat gerade, es werde ihm hoffentlich gestattet werden, die Verteidigung der Freundin zu übernehmen. Müller erwiderte nichts. Er blickte nachdenklich vor sich hin, und erst als Zell, der wohl eine Antwort erwartet haben mochte, ihn befremdet anblickte, sagte er, leise mit dem Kopfe nickend:

„Ja, Elisabeth heißt sie, und sie ist klein und zierlich und hat dicke rotblonde Zöpfe.“

Doktor Zell traute seinen Ohren nicht.

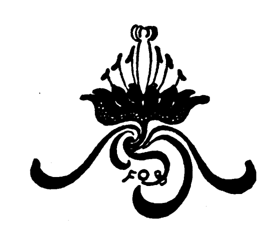
„Woran denken Sie denn?“ rief er. Da fuhr Müller zusammen, seine Augen hefteten sich ernst und bestimmt auf seinen Nachbar, und ernst und bestimmt kam es über seine Lippen:

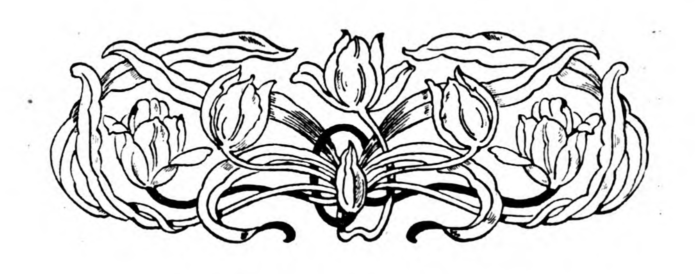
„Woran ich denke? — Daran, daß ich, der ich Frau Berg zum Geständnis ihrer That brachte, jetzt darnach trachten muß, sie wieder zu entlasten.“

„Und Sie glauben —?“

„Nichts. Aber ich habe einen Gedanken, eine Erinnerung, eine Hoffnung —“

„Sie sind ein seltsamer Mensch,“ sagte der Doktor, und seine Augen feuchteten sich. Müller aber nickte nur und lehnte sich in den Wagen zurück, um seine Gedanken, wie er Frau Berg zu entlasten vermöchte, weiterzuspinnen.





## Neuntes Kapitel.

# Durch Nacht zum Licht.

Frau Bergs Abwesenheit vom Hause im Schatten hatte nicht lange gedauert. Schon am Abend des dritten Tages kehrte sie in Begleitung ihres Mannes zurück. Leidenschaftlicher als es gewöhnlich ihre Art war, zog sie die Kinder an ihr Herz, sonst aber zeigte sie kaum eine Veränderung in ihrem Wesen. Mit ruhiger Gelassenheit erwiderte sie die Grüße der drei Dienstboten und begab sich dann, die scheu fragenden Blicke derselben nicht beachtend, auf ihr Zimmer. Hier empfing sie auch Dr. Zell und Müller, die kurze Zeit nach ihr das Haus betreten hatten.

Inzwischen kam es in der Küche zu einer lebhaften Erörterung.

„Ich gäbe etwas darum," begann das Dienstmädchen, „wenn ich wüßte, wo die gnädige Frau gewesen ist."

Die Köchin zuckte bedeutungsvoll die Achseln.

„Eins ist sicher," meinte sie, „verreist war die Gnädige nicht."

„Und noch eins ist sicher," setzte Ludwig hinzu, „bei uns geht etwas vor, und zwar nichts Gutes."

Er setzte die kurze Pfeife, die abends zu rauchen ihm gestattet war, in Brand und fuhr fort:

„Dieser Herr Müller läßt mir auch keine Ruhe; ich möchte wetten, daß es eine eigene Bewandtnis mit ihm hat. Soviel steht bei mir fest, daß er nicht das ist, wofür er sich ausgiebt, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß er zur Polizei gehört.“

„Zur Polizei?“ riefen die beiden Mädchen, erschrocken auffahrend.

„Ja, zur Polizei,“ erwiderte Ludwig. „Als ich heute Nachmittag in der Stadt war, um für Herrn Berg die



„Zur Polizei?“ riefen die beiden Mädchen, erschrocken auffahrend . . .

Cigarren zu holen, und am Polizeipräsidium vorüberkam, begegnete ich diesem Herrn Ingenieur und sah zu meiner Verwunderung, daß ein gerade aus dem Gebäude tretender Sicherheitsinspektor ihn in einer Weise begrüßte, wie man nur einen dienstlichen Vorgesetzten zu begrüßen pflegt. Der Herr Ingenieur trat dann auf den Beamten zu und richtete einige Fragen an ihn, die jener, immer die Hand an der Mütze, beantwortete. Ich war natürlich im höchsten Grade überrascht und konnte mir, nachdem Herr Müller den Beamten mit einer Handbewegung entlassen hatte, nicht versagen, den Herrn Ingenieur zu stellen. „Ei, Herr Müller,“ fragte ich ihn,

„was haben denn Sie mit der Polizei zu thun?“ Er schien zuerst ein wenig verlegen zu sein, faßte sich aber bald und sagte: „Ja, sehen Sie, Ludwig, ich interessiere mich seit Kurzem für ein kleines, zierliches Mädchen mit rotblonden Zöpfen, das —“. In diesem Augenblick trat, wieder militärisch grüßend, als ob er eine Meldung zu erstatten hätte, ein Sicherheitswachmann an ihn heran. Herr Müller aber wandte sich an ihn und sagte: „Ich weiß schon, Werner, Sie können gehen.“ Dann nickte er mir zu, rief einen Fiaker heran und schwang sich hinein. Ich aber war nun doch neugierig geworden, was das alles zu bedeuten hätte und fragte den Wachmann, wer denn der Herr wäre. Und was meinen Sie, was mir der Mann antwortete? „Für die Leute aus dem Hause im Schatten,“ sagte er mit einem strengen Blick, „ist er der Herr Ingenieur Müller.“ Damit drehte er sich um und ließ mich stehen. Er hat also gewußt, daß ich in dieses Haus hier gehöre, und nur für uns ist Herr Müller ein Ingenieur.“

Eine kleine Pause trat ein, während welcher die beiden Mädchen ernst, fast ängstlich auf Ludwig blickten. Der aber fuhr nach einigen kräftigen Zügen aus seiner Pfeife fort:

„Das ist indessen noch nicht Alles, was ich gehört habe. Als ich nämlich gegen Abend zurückkehrte, traf ich einen von den bei dem Bahnbau beschäftigten Arbeitern, der mir erzählte, daß er vor einigen Tagen auf dem Grunde des Goldfischbassins einen Revolver gefunden habe, der ihm von dem Herrn Ingenieur abgenommen worden sei.“

Bleiche Furcht malte sich auf den Wangen seiner Zuhörerinnen, aber ein doppelter Schrei des Entsetzens ward laut, als Ludwig in flüsterndem Tone hinzusetzte:

„Ich möchte wetten, daß der Fund mit dem Mord am Hottinger Wege zusammenhängt.“

Wenn Ludwig darauf ausgegangen war, die Mädchen zu ängstigen, so war ihm das nur zu gut gelungen. Völlig verstört blickten sie vor sich hin, und als Ludwig sich anschickte, die Küche zu verlassen, baten sie ihn flehentlich, zu bleiben. Hätten sie gesehen, wie ruhig, ja wie heiter Frau Berg sich mit ihrem Gatten und Dr. Zell, ja auch mit dem geheimnis-

vollen Herrn Ingenieur unterhielt, sicherlich wäre es dem, der ihnen einen so heillosen Schreck eingejagt hatte, sehr übel ergangen.

In der That deutete in Frau Bergs Wesen nichts darauf hin, daß sie mit Sorge der nächsten Zukunft entgegensähe. Ihr Mann hatte durch Hinterlegung einer größeren Kautionssumme ihre Haftentlassung bewirkt, und es war ihm dies um so eher gelungen, als Frau Berg nicht nur nicht fluchtverdächtig war, sondern nach der Vernehmung Müllers kaum noch ein Zweifel obwaltete, daß sie die That in berechtigter Notwehr begangen hatte.

Es handelte sich lediglich noch darum, jenes kleine, zierliche Mädchen mit den rotblonden Zöpfen aufzufinden, von dem Müller wiederholt gesprochen hatte. Denn es war fast als sicher anzunehmen, daß das Zeugnis dieses Mädchens für die Beurteilung der That von ausschlaggebender Bedeutung sein würde. Müller hatte, als Frau Berg den frechen Angriff Dahlgrens auf ihre weibliche Würde schilderte, sofort an das Liebespaar gedacht, dessen Gespräch er belauscht hatte, als er am Hottinger Weg sich gelagert. Er hatte deshalb sofort die Nachforschungen nach dem Mädchen aufgenommen und auch bereits in Erfahrung gebracht, daß das Liserl Kindermädchen war und derzeit in Diensten eines Obersten stand, dessen Familie vorübergehend eine der Villen des neuen Stadtteils bewohnte, während er selbst in der Wohnung in der inneren Stadt geblieben war. Der Bursche des Obersten hieß Josef Kern und war eben jener Soldat, mit dem Müller das Liserl Arm in Arm nach der Stadt zu hatte gehen sehen. Er hatte an dem Sonntag, an dem Dahlgren sein Leben verlor, sein schmuckes Bräutchen besucht, und beide waren dann gemeinsam fortgegangen.

Das alles hatte Müller durch den Sicherheitsinspektor erfahren, im Gespräch mit welchem Ludwig ihn überrascht hatte. Er war darauf sofort nach der Villa hinausgefahren und hatte das Mädchen in Gegenwart der Frau des Obersten, der er natürlich von dem Zweck seines Besuches Mitteilung gemacht hatte, energisch ins Verhör genommen. Da war es denn sehr bald zu Tage gekommen, daß das Mädchen sich be-

züglich der Thäterschaft schon allerlei Gedanken gemacht, sich aber gehütet hatte, ihren Vermutungen Ausdruck zu leihen, aus Furcht, daß es dann bekannt werden würde, daß ihr Bräutigam eine volle Stunde länger als ihm erlaubt worden war, ausgeblieben sei.

Auf Müllers weitere Frage, wo sie sich an jenem Sonntag aufgehalten, erzählte sie, ihr Bräutigam habe sie in eine Schenke weit außerhalb des neuen Stadtteils geführt, wo sie bis nach neun Uhr geblieben wären. Dann hätten sie den Heimweg angetreten, am Hottinger Weg aber, da der Abend gar so schön gewesen, noch ein wenig Rast gemacht. Während sie dort unten gesessen, hätten sie die Stimmen eines Mannes und einer Frau gehört, die unmittelbar am Rande der Schlucht gestanden haben müßten. Plötzlich sei es zwischen Beiden zu einem Wortwechsel gekommen; sie habe noch gehört, wie die Frau „Schurke!“ gerufen und der Mann darauf gesagt habe, er würde sich an ihrer Tochter rächen. Dann sei sie voller Angst davongelaufen, während ihr Bräutigam die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen habe, um noch einen Pferdebahnwagen nach der inneren Stadt zu erreichen.

Selbstredend war das Mädchen jetzt zur Zeugenaussage bereit. Müller zweifelte nicht, daß ihre Bekundungen die an sich glaubwürdigen Angaben der Angeklagten wesentlich unterstützen würden.

Bereits vierzehn Tage, nachdem Frau Berg aus der Untersuchungshaft entlassen worden, fand die Hauptverhandlung statt. Der Fall war so ungemein einfach, die Selbsthilfe, zu der die Angeklagte in ihrer Bedrängnis gegriffen, wurde als so selbstverständlich angesehen, daß es der glänzenden Verteidigungsrede ihres Anwalts Dr. Zell garnicht bedurft hätte, um das Geschworenengericht zu überzeugen, daß Frau Berg die Grenzen der berechtigten Notwehr nicht überschritten hatte.

Frau Berg kehrte nach ihrer Freisprechung nicht mehr in das Haus im Schatten zurück. Einmal weil sich zu trübe Erinnerungen an dasselbe knüpften, und zweitens, weil es ohnehin in wenigen Tagen niedergerissen werden sollte. Sobald sie an der Seite ihres Gatten und des Doktors das Landgerichtsgebäude verlassen hatte, bestiegen sie einen Wagen und

fuhren nach dem Bahnhof, wo Müller sie bereits mit den beiden Kindern erwartete. Vor Willy hatte man nicht alles verheimlichen können; er wußte, daß die Mutter den Mann erschossen hatte, den man auf dem Hottinger Weg tot aufgefunden hatte. Er wußte auch, daß sie jetzt von ihren Richtern kam, und man konnte sich daher nicht wundern, daß er verstört und aufgeregt war und der Mutter laut schluchzend um



Das Haus im Schatten sollte in wenigen Tagen niedergerissen werden . . .

den Hals fiel. Auch Gerta weinte, ohne jedoch zu wissen weshalb. Auch flossen ihre Thränen nicht lange. Müller hatte ihr bereits mitgeteilt, daß sie mit den Eltern und Onkel Richard eine große Reise machen solle, nach Schweden, wo sie ein liebes Schwesterlein finden und mit in die Heimat zurückbringen werde. Die Freude hierüber trocknete schnell die Thränen der Kleinen, und auch Willy beruhigte sich allmählich unter den vielen neuen Eindrücken, die während der Reise auf ihn einstürmten.

Der Aufenthalt in Ystadt dauerte nur wenige Tage. Alle waren entzückt über das freundliche, liebenswürdige Wesen Lizzis, die ihre anfängliche Befangenheit schnell überwand und sich mit inniger Liebe an diejenigen anschloß, in deren Mitte sie fortan leben sollte. Einen Tag benutzte Frau Berg zu einer Ausfahrt. Das Ziel derselben kannte nur ihr Gatte — es war Malmöhus, wo sie etwa eine halbe Stunde an dem schlichten, schmucklosen Hügel verweilte, der die letzte Ruhestätte Oskar Tönnings bedeckte. Keine Thräne trat in ihre Augen; aber auf ihrem Gesicht lag ein wehmütiger Zug und ihre Stimme zitterte, als sie, mit der Hand sanft über das dürre Gras des Hügels streichend, leise sagte: „Ruhe sanft!" Erst als sie den Friedhof verließ, gewann sie ihre gewöhnliche Ruhe und Festigkeit wieder. Tief aufatmend preßte sie die Hand auf ihr Herz — sie hatte ihren Frieden mit dem Toten gemacht.

* * *

Die Familie Berg hatte eine reizende Villa im Währinger Viertel bezogen.

Einige der ehemaligen Bekannten hatten sich allerdings zurückgezogen, aber niemand vermißte sie. Müller war ein gerngesehener Gast, und er nahm die Gastfreundschaft des Hauses oft in Anspruch. Ebenso Dr. Zell, der in den letzten Wochen völlig ergraut war, sich aber jugendlicher zeigte denn je. Oft erörterte er mit Müller kriminelle Angelegenheiten. Doch am liebsten beschäftigte er sich mit „seinen drei Sonnenstrahlen", wie er die prächtig sich entwickelnden Kinder nannte.

Das Haus im Schatten gab's nicht mehr, ein wüster Trümmerhaufen lag an der Stelle, wo es einst gestanden. Aber es gab auch keinen Schatten mehr im Hause Berg; denn dort hatte man mit aller falschen Scham gründlich aufgeräumt, und die Sonne des Glückes durchleuchtete alle Räume und alle Herzen.





# Das Segeln auf dem Eise.

Von **Konrad Budde.**

Mit 6 Abbildungen.

(Nachdruck verboten.)



Die Natur und das Klima begünstigen den heimischen Sport in jeder Beziehung. Wir haben Gebirge für den Bergsport und den Skilauf, weite Ebenen für den Renn-, Fahr- und Radlersport, Meer, Seen und Flüsse zur Ausübung des Schwimm-, Segel- und Rudersports. Wir haben einen gewöhnlich nicht zu heißen Sommer und fast immer einen Winter mit Eis und Schnee, der uns reiche Gelegenheit bietet, auf Schlittschuhen und in Segelschlitten über die glitzernde Eisdecke oder im mit feurigen Rossen bespannten Schlitten und auf dem nordischen Ski über die weiße Schneefläche dahin zu gleiten, kurz uns all der Herrlichkeiten zu erfreuen, die uns ein schöner, klarer Wintertag bringt.

Je eifriger ein Sportsman ist, desto einseitiger ist er gewöhnlich. Dies gilt in erster Linie für den Jäger. Der eine begnügt sich mit der niederen Jagd, der andere schießt nur Hochwild, ein dritter geht an die Küste, um den Seehund zu jagen, der vierte nach dem hohen Norden oder ins Innere Rußlands, um dem Bären nachzustellen, und wieder andere zieht es nach Afrika, Asien und in die Urwälder Südamerikas.

Dasselbe gilt von dem Sportsman, der den grünen Rasen zum Feld seiner Thätigkeit auserkoren hat, und von dem Luft-

schiffer, der darauf schwört, daß das Leben erst 1000 Meter über den Köpfen seiner Mitmenschen anfängt, Leben zu sein, daß erst dort die Brust frei aufatmet, und man erst hoch in den Lüften die Schönheit der göttlichen Schöpfung ganz zu erfassen und zu genießen vermag. Nicht viel anders sieht es mit dem passionierten Segler aus, dessen Lebenslust mit der Windstärke steigt und fällt. Seine Jacht ist für ihn sein zweites Heim. Sein ganzes Sinnen und Trachten geht dahin, sie in ein recht schönes Gewand zu kleiden und ihr diejenige Form zu geben, die sie in ihrem Aeußeren und ihrer Leistungsfähigkeit vor allen andern auszeichnet.

Nahe Verwandte des Segelsports sind unsere winterlichen Sportvergnügen auf dem Eise. Ah, wie uns unsere Vettern jenseits des Kanals, die sportlustigen Söhne Albions, mit ihrem feuchten Nebelklima um unsere Winter und unsere leider nur zu wenig benutzten Seen beneiden, die uns mit ihrer erstarrten Oberfläche reiche Gelegenheit geben, auch im Winter das weiße Segeltuch zu entfalten und mit rasender Hast über die weite Eisfläche dahin zu gleiten.

Ein schöner, herrlicher Sport ist der Segelsport auf dem Eise. Ist es aber schon schwierig, ein Segelboot gut und sicher zu steuern, so stellt das Segeln im Schlitten ganz bedeutende Ansprüche an den Mut, die Entschlossenheit, Ruhe und Gewandtheit des Steuernden. Nur wer diese Eigenschaften und ein sicheres, nicht versagendes Auge besitzt, und es versteht, seine Segeljacht sicher durch Sturm und Wogen zu lenken, nehme das Ruder eines Segelschlittens in die Hand.

Das Wasser mit seinen Strömungen bietet dem Boote einen kräftigen, oft unüberwindlichen Widerstand, der Widerstand des Eises mit seiner glatten Fläche und der daher geringen Reibung ist gewöhnlich minimal. Der Segelschlitten mit voll entwickeltem Segel erreicht denn auch gar schnell eine bis jetzt unübertroffene Geschwindigkeit, ja er überholt unter Umständen, in einem Wirbel zur Richtung des Windes segelnd, diesen selbst, denn bei der minimalen Reibung des Eises giebt ihm jeder Windstoß eine weitere erhöhte Geschwindigkeit.

Der Segelschlitten ist nicht etwa eine Erfindung der Neuzeit. Ueberall dort, wo es große Wasserflächen giebt, die durch

den eintretenden Frost geschlossen werden, hat man sich seit Menschengedenken zum Personen- und Güterverkehr des Segelschlittens bedient. So trifft man ihn denn in Europa auf den Fjords und Seen Schwedens, Norwegens, in Rußland überall auf den großen Seen und auf der Newa bei St. Petersburg, bei uns vorzugsweise auf den preußischen Haffs, auf der sog. Binnensee, die die auf einer Halbinsel an der Ostsee liegenden Badeorte Wustrow, Zingst und Prerow vom Festlande trennt, dann auf den Schweizer Seen und in Holland auf den Kanälen und in den meistens überschwemmten Niederungen, wo zu Zeiten ein großer Warenverkehr auf Schlitten stattfindet.

Wohl noch reger ist der Segelschlittenverkehr auf den großen amerikanischen Seen, und hier ist auch der Schlittensegelsport auf der höchsten Höhe, hier finden regelmäßige große Wettsegeln statt, und hier werden die besten, leistungsfähigsten Segelschlitten gebaut.

Man bediente sich ursprünglich einfacher Schlitten, auf denen man die Segel befestigte, und bepackte sie mit Menschen und Waren, dann setzte man auch wohl Boote mit voller Takelage auf Schlittenkufen und glitt mit ihnen im Winter weit schneller auf dem Eise dahin, als man sie zur Sommerszeit durchs Wasser steuerte. Nur bediente man sich, da das Eis keine Reibung bietet und der Schlitten vom Winde nicht nur vorwärts, sondern auch gar zu leicht seitwärts getrieben wird, zum Steuern eines scharfen, in das Eis einschneidenden Eisens, einer Pike, eines Messers oder Schwertes, das gleichzeitig das seitwärts Abtreiben verhinderte.

Allmählich schnitt man die Segelschlitten, ebenso wie die Jachten, mehr und mehr auf den Sport zu, bis man es so weit brachte, daß man Segelschlitten konstruierte, die, wie bereits ge-

sagt, den sie treibenden Wind sogar noch überholen, ein Rekord, den bis jetzt kein anderer Sport aufzuweisen hat.

Ein moderner amerikanischer Eisschlitten ist nicht ganz billig. Sein Preis wird sich auf etwa 1000 Mark stellen. Er hat gewöhnlich eine Länge von 15 Metern, besteht in einem dreieckigen Rahmen mit Sitzen für zwei oder mehrere Personen, mit einem Riesenmast und Segel in der Mitte, während das Ganze auf drei Schienen läuft und das scharf ins Eis schneidende Schwert als Steuer dient.

In diesem Fahrzeug geht es nun auf den großen, weiten, keine Hindernisse bietenden Seen mit über Windeseile dahin. Wald und Feld, Berg und Thal, Dörfer, Kirchen, Mühlen, Fischerhütten, herrliche Landsitze, mächtige Fabrikkomplexe — alles gleitet in rasender Hast an uns vorüber, jeden Augenblick ein anderes Bild. Wir atmen die köstliche, frische Luft ein, freuen uns der sonnigen Winterlandschaft und der spiegelglatten Fläche unter uns und fühlen uns erhaben, wie wir mit unserm weithin leuchtenden weißen Segel über uns, alles hinter uns lassend, in einer Stunde 130 km und mehr zurücklegen.

Es ist bekannt, daß vielfach amerikanische Segelschlitten auf dem Hudson mit den 70—80 km fahrenden Schnellzügen um die Wette gesegelt und als glänzende Sieger hervorgegangen sind. Das ist nicht so wunderbar, wenn man erwägt, daß der moderne Segelschlitten mit Leichtigkeit eine Fahrt von 100 bis 130 km die Stunde macht, daß er es häufig auf 170 km bringt, ja daß auf dem Hudson sogar 180 km in der Stunde erreicht sind.

Jedenfalls sollte sich keiner der Leser, dem sich die Gelegenheit bietet, eine Tour im Segelschlitten zu machen, diesen Genuß entgehen lassen. Er vertraue sich aber nur einem bewährten, sichern Leiter an. Denn ein schlecht gesteuerter Schlitten wirft ebenso wie ein schlecht gerittenes Pferd nur zu oft seine Last ab, und bei der Geschwindigkeit der Fahrt wird man leicht recht unsanft und in fatalem Bogen aus dem Schlitten auf die glatte, aber harte Eisfläche geschleudert.

Ein weiterer, hoch interessanter und empfehlenswerter Sport ist das uns von den Schweden, speziell von den sportlustigen Stockholmern, überlieferte Eissegeln auf Schlittschuhen. Seit

langen Jahren hat man diesem Sport auf den herrlichen Seen in der Umgebung der schwedischen Hauptstadt mit großem Eifer gehuldigt und es darin nicht nur zu einer großen Fertigkeit gebracht, sondern auch viele Freude und körperliche Stählung davon gehabt.

Ein großer Vorteil ist, daß der Segelsport auf Schlittschuhen sich überall dort ausführen läßt, wo man sich auf Schlittschuhen bewegt, daß er wenige Kosten verursacht und daß er im höchsten Grade körperlich und geistig anregend wirkt. Mit großer Vorliebe und Eifer huldigt man diesem Sport allwinterlich in Davos und anderen schweizerischen Kurorten, wo ein mäßiger, nicht überanstrengender Sport ärztlich empfohlen wird.

Zu diesem Sport benutzt man verschiedene Arten von Segeln. Unserer Ansicht nach ist das praktischste und beste das einfache Segel, das die Schweden benutzen und das der Leser auf der ersten Abbildung sieht. Es ist aus weißem Segeltuch gefertigt, 2—3 m hoch und unten etwa 3 m breit, während es nach oben etwas schmäler wird. Zu den Stangen verwendet man entweder Bambusrohr oder leichtes, aber festes Holz. Das schwedische Segel hat drei Stangen, von denen zwei an beiden Seiten von oben nach unten führen und die dritte, stärkere, in der Mitte von Seite zu Seite läuft. Neben dem schwedischen Segel wird namentlich das lateinische in der Schweiz viel benutzt.

Der tüchtige Schlittschuhläufer kann mit einem Segel auf dem Rücken sich im Kleinen alle die Genüsse und Anregungen verschaffen, die der Sportsman im Segelboot hat. Dabei braucht er zu seinen

Manövern nicht die große Eisfläche, ohne die Letzterer sich nicht bewegen kann.

Zum Eissegeln des Schlittschuhläufers gehört etwas Uebung. Hat er diese erreicht, so fühlt er sich bald wie ein Vogel, der über den Boden dahinfliegt, und vergißt ganz, daß seine Füße das Eis berühren. Dabei erreicht er eine beachtungswerte Geschwindigkeit. Denn ohne große Anstrengung kann er es in einer Stunde auf 50 km und noch mehr bringen.

Einer der größten Reize des Schlittschuhsegelns liegt darin, daß man sich auf seinen eigenen Beinen bewegt, aufrecht steht und sein eigenes Gewicht trägt. Auch kann man das Eissegeln dort treiben, wo das Eis weniger gut, mit Schnee vermischt und holperig ist. Es ist sogar ganz hübsch, von Zeit zu Zeit über unebene Stellen zu kommen, gegen die der Schlittschuh unter uns wie das Schiff gegen die Wogen, bergauf, bergab, kämpft.

Wie bei jedem Segeln, auf dem Wasser und auf dem Eise, muß der segelnde Schlittschuhläufer ein sorgfältiger Beobachter der Richtung und Stärke des ihm zu Gebote stehenden Windes sein und jeden Vorteil, den er ihm bietet, ausnutzen. Jeder Schlittschuhläufer, der das Segeln einmal erlernt hat, wird bei günstigem Winde sicher das weiße Segeltuch entfalten und damit das für jeden Zuschauer so anziehende Bild einer munter und dicht belebten Eisbahn nur noch erhöhen.



## Schneekönigin.

Von Marie Stona.

I.

Es ächzen die Föhren im düstern Wald,
Laut brausend ein jauchzender Sang erschallt
Wie wildes Wogen und Jagen;
Das ist ein tosendes Jubelfest,
Schneekönigin heut' ihr Heim verläßt
Auf leuchtendem Wolkenwagen.

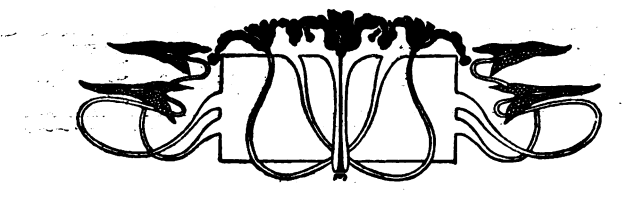
Im wallenden Mantel von Hermelin
Fliegt über die Lande sie sausend dahin
Mit den Stürmen, den treuen Vasallen.
Ihr schreitet der grimmige Frost voran,
Und tanzende Lüfte umwirbeln die Bahn,
Der Herrlichen zu gefallen.

Und kehrt sie heim bei sinkender Nacht
Da läßt von den stolzen Schultern sie sacht
Den Herrschermantel gleiten;
Der schmiegt sich schimmernd übers Gefild,
Und friedlicher Zauberschlaf umhüllt
Die Fluren in allen Weiten.

II.

Schneekönigin liebte den Sonnenstrahl,
Das merkte der Frost, ihr strenger Gemahl,
Er schmiedete Fesseln von blankem Eis,
Wie Demant so hart, wie Demant so weiß,
Und ihre schwellenden Glieder
Zwang er zur Erde nieder.

Und als er sie schaute so festgebannt,
Hohnlachend schritt er hinaus ins Land.
Sie aber zog in Liebeslust
Den Sonnenstrahl an die blendende Brust.
Wollt ihr das Ende wissen?
Sie starb an seinen Küssen.



# Dünen und Dünenbefestigung.

Von **Johannes Bernhard.**

Mit 2 Abbildungen.



Der in der ruhigen, stillen Sommerszeit an der See weilt, macht sich nur schwer einen Begriff von den Verwüstungen und Verheerungen, die der Herbst und Winter mit ihren wilden Stürmen und mit ihrem schweren Eisgang den Küsten zufügen. An der einen Stelle, dort, wo sie im Wege sind, hat das Meer große Sandschanzen aufgetürmt, die erst mit viel Mühe und Kosten beseitigt werden müssen. An andern Orten wieder hat es rücksichtslos hohe Dünen und fruchtbares Ackerland fortgerissen und für immer in seinem Schoß begraben. Gleichzeitig haben sich aber hoch oben die Dünen gelockert; ihr leichter Sand ist weit ins Land hinein getrieben und hat die benachbarten Aecker überflutet, die jetzt statt Weizen, Roggen oder, wie in Frankreich, edlen Wein zu tragen, im besten Falle ihren Besitzern als elender Kartoffelboden einen dürftigen Ertrag bringen.

Die Aufgabe des Staates ist, den einmal bestehenden, seine Bevölkerung ernährenden Boden zu schützen, zu sichern und zu erhalten, ja wenn möglich ihn noch zu vermehren und zu verbessern, dabei aber auch dafür zu sorgen, daß Handel und Schiffahrt nicht zu kurz kommen.

So beginnt denn auch im Frühjahr überall an der Küste ein mehr oder weniger reges Arbeiten, um die Schäden aus-

zuwetzen, die der Herbst und Winter verursacht haben. Die versandeten Häfen und Abladeplätze werden ausgebaggert, die von den Stürmen beschädigten Brücken und Bollwerke ausgebessert und wiederhergestellt, und vor allem geht es an die Neubefestigung der Küsten.

Dort, wo sie als hohe Felsen oder als meilenweit vorgeschobene Klippenpartien ins Meer einschneiden, ist meistens nicht viel zu thun, und doch ist es auch hier gut, wenn sich Vordünen bilden, die sich schützend vor die Steinmassen legen. Denn im Laufe der Jahrhunderte wird auch das härteste Gestein von dem ewigen Spritzen und Spülen der Wellen angegriffen, und je mehr Vorland sich bildet, desto mehr wird auch der Anprall des Wassers abgeschwächt.

Weit schlimmer sieht es dort aus, wo sich der schönste Weizenboden oder die herrlichsten Waldungen, wo sich menschliche Wohnungen, Gehöfte, Dörfer, Ortschaften ohne irgend einen Schutz bis dicht ans Meer erstrecken. Wir haben an unserer Ostsee eine ganze Reihe derartiger Punkte, die deshalb so überaus anziehend sind, weil sich hier Land und Meer in ihrer schönsten Pracht treffen. Wie herrlich ist es nicht, im hohen Buchenwald, mit der unendlich weiten Meeresfläche vor sich, dazuliegen und zu träumen! Wie groß und herrlich erscheint uns dann die Welt, wie wunderbar köstlich und friedlich das Leben. Alle Sorge, aller Jammer, die ganze Not des irdischen Daseins ist vergessen. Wir genießen in vollen Zügen die überwältigende Schönheit der Gottesschöpfung.

Tag aus, Tag ein spülen die Wogen gegen das Land. Nur ein winziger Teil der Küstenstrecke wird in einem Durchschnittsjahre dem Lande entrissen. Die Brandung ist aber immer und immer wieder bestrebt, den von ihr bespülten Boden zu lockern und seinen Widerstand zu schwächen. Er bekommt große Spalten, die Wurzeln der Bäume werden bloßgelegt. Nach und nach verlieren die riesigen Eichen und Buchen, deren wir noch viele an unserer Küste haben, ihren Halt. Sie stehen nicht mehr fest, lassen ihre Kronen hängen und drohen, auf uns herabzustürzen. Nur einer einzigen stürmischen Winternacht bedarf es, und das feste hohe Land mit seinem köstlichen Baumschmuck ist in der Tiefe verschwunden. Vielleicht treibt der eine oder

andere Baumstamm an der Küste an und wird den Wogen entrissen, das Vaterland ist aber um so und soviel Meter herrlichen Bodens, köstlichen Waldes ärmer.

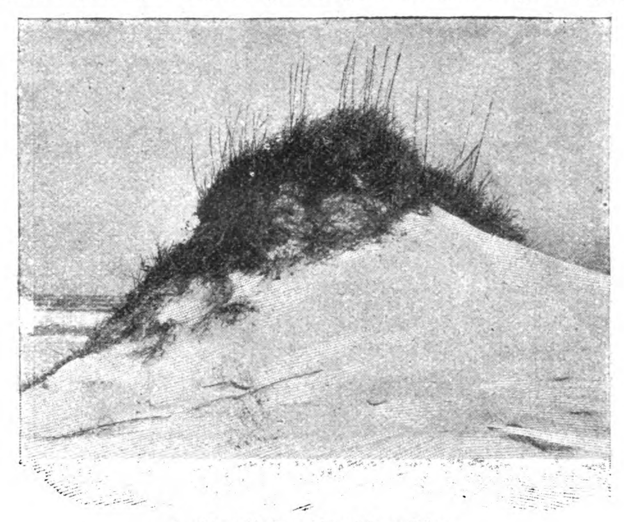
Auch dort, wo das Meer im Laufe der Jahrtausende hohe, mächtige Dünen gegen seine eigenen Tücken aufgeworfen hat, ist es Sache des Staates, diesen das Hinterland schützenden Wall nicht nur zu erhalten, sondern ihn auch derartig zu befestigen, daß er auf der einen Seite dem Meer einen kräftigen Widerstand leistet, auf der andern aber auf seinem Fleck stehen bleibt und mit seinen wehenden Sandmassen nicht das Hinterland entwertet, das auf seinen Schutz angewiesen ist.

Im Grunde genommen, ist die Küstenbefestigung keine Erfindung der Neuzeit. Wie man im frühen Altertum bereits Häfen und Molen baute, so wußte man schon damals den Wert der Dünen als Bollwerk gegen die Uebergriffe des Meeres sehr wohl zu schätzen. Zu jenen Zeiten hatte der Grund und Boden aber noch nicht den Wert, den er heute repräsentiert, und man griff deshalb nur an einzelnen bevorzugten Stellen ein, ließ im übrigen aber die See machen, was sie wollte.

Die Küstenbefestigungen sind, den lokalen Verhältnissen entsprechend, außerordentlich verschieden. Die meisten Staaten unterstellen sie einer Deputation, zu der u. a. ein Baumeister, Forstmann und der Strandvoigt gehören. Der Letztere muß das Meer mit seinen Strömungen und Launen genau kennen, muß wissen, wo es im Laufe des Winters Land ansetzt und wo es Land wegnimmt, welche Punkte die gefährdetsten sind und daher geschützt werden müssen. Hiernach richten sich auch die Mittel, die zur Anwendung gelangen.

Der gewöhnliche Schutz, den man den Küsten giebt, sind lange Pfahlreihen, die in die See hinaus gebaut werden. Große Fichtenstämme werden halb eingerammt und mit Weidegeflecht verbunden, auch wohl Weidenkörbe zur Verstärkung eingegraben und Steinhaufen zwischen den Pfahlreihen aufgetürmt, um so einen Widerstand gegen die Wogen zu bilden. Diese Bauten verstärken sich im Laufe des Sommers mit Hilfe des Meeres. Die an der Küste entlang gehende Strömung führt bekanntlich stets eine Menge Sand, Steine, Seetang, Muscheln, Treibholz usw. mit sich. Diese werden von den Pfahlreihen auf-

gehalten, bleiben an und zwischen ihnen hängen, geben ihnen einen immer größer werdenden Halt und begraben sie fast ganz unter ihrer Last, so daß man im Herbst nichts oder nur wenig von den Pfählen sieht und beim Eintritt der schlechten Jahreszeit schon eine hübsche Vordüne geschaffen hat. Nicht jeder Winter ist böse. Giebt es auch wohl keinen einzigen ohne den einen oder andern Sturm, so gehen doch häufig mehrere Winter darüber hin, ohne Stürme zu bringen, die dem einzelnen Punkt

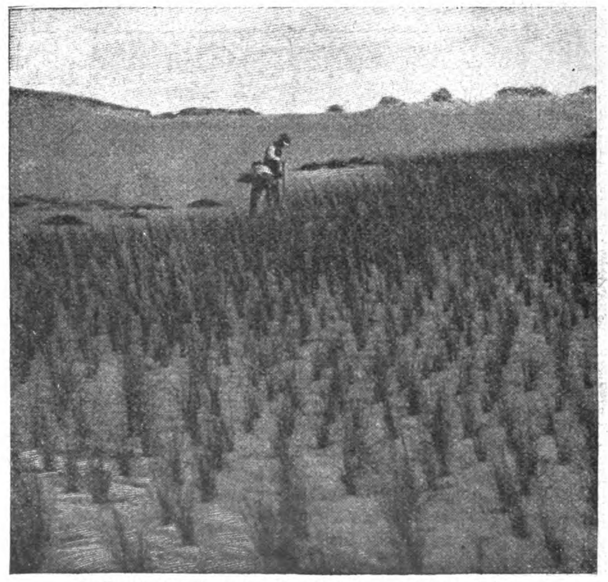


1. Ohne Kultur bewachsene Düne.

gefährlich sind. So ist die deutsche Ostseeküste z. B. gewöhnlich den größten Gefahren beim Nordost ausgesetzt, während südliche und westliche Winde sie ziemlich verschont lassen.

Gleichzeitig mit der Gewinnung der Düne muß auch an ihre Befestigung gedacht werden. Der leichte Sand darf nicht weiter der Spielball des Windes bleiben. Er muß festgehalten werden, und nun tritt der geschulte Forstmann in Thätigkeit. Auch er wird nach den örtlichen Verhältnissen ganz verschieden zu Werke gehen. Gewöhnlich werden parallel mit dem Meer Zäune gezogen. Man nimmt Strauch- und Buschwerk, das den

treibenden Sand auffängt und festhält. Auch dies wird oft ganz zugesandet und bildet für sich Schanzen. Liegt der Sand aber erst fest, so wird man bald einzelne Gräser aus ihm heraussprießen sehen. Diese verdanken wohl ihren Ursprung den aus anderen Anpflanzungen herübergewehten Samenkörnern. Doch geht diese zufällige Anpflanzung zu langsam vor sich. Man muß



2. Durch Anpflanzung von Riedgras gefestigte Düne.

der Natur hilfreiche Hand leisten und systematisch die Besamung und Bepflanzung des festgehaltenen Sandes vornehmen.

Hierzu benutzt man die verschiedenartigsten, im Sande gedeihenden Gräser, in erster Linie Strandhafer und Riedgras, dann aber auch Strandweizen und -Roggen und noch viele andere Sorten. Das wichtigste bei allen diesen Pflanzen ist, daß sie große, sich weit verzweigende Wurzeln fassen, mit denen sie netzförmig den Sand durchziehen und ihm dadurch einen bedeutenden Halt und die erforderliche Festigkeit geben. So giebt es Gräser, deren

Wurzeln sich bis zehn Meter und mehr in die Erde erstrecken und so zäh und dick sind, daß man sie kaum mit einem Spaten durchstechen kann. Oben halten sie den Sand mit ihren aus dem Boden hervorragenden büschelförmigen Gräsern auf. Wird der Sand aber einmal vom Meer unter ihnen weggespült und werden ihre Wurzeln frei gelegt, so bleiben sie oft mit ihrem ganzen Netz hängen und warten so lange, bis ein wohlwollender Wind die zwischen ihren Wurzelarmen entstandenen Lücken wieder mit dem zu ihrem Gedeihen unentbehrlichen Sande füllt.

Unser erstes Bild zeigt dem Leser eine Düne, die ohne menschliche Hilfe allmählich anwächst, während die Düne auf dem zweiten Bilde vollständig forstwirtschaftlich angesamt und bestellt ist.

Nun darf man aber nicht glauben, daß eine derartige Bestellung ein leichtes Stück Arbeit sei. Man muß berücksichtigen, daß die Dünen, namentlich an der holländischen Küste und an der Westküste Frankreichs, oft eine deutsche Meile und weiter ins Land hineinreichen, und daß von ihnen nicht nur die Sicherheit des ganzen Hinterlandes abhängt, sondern daß sie mit ihren Sandwehen oft gefährliche Nachbarn sind. Dann glückt auch nicht jede Anpflanzung oder Ansamung.

Mancher Same geht nicht auf, manche Pflanze verdorrt und stirbt ab. Denn wie wir den verschiedenartigsten Erdboden haben, so ist auch zwischen Sand und Sand ein himmelweiter Unterschied. Außerdem weht an der Küste und oben auf der Düne gar oft ein böser Wind, der alles Menschenwerk zu Grunde richtet, oder auch das Meer nimmt an einem Tage die ganze Schanze zurück, die es in wochenlanger Arbeit mühsam aufgeworfen hat.

Ist die Ansamung oder Anpflanzung aber erst geglückt, so muß es das Bestreben des Staates sein, die Düne nach und nach möglichst ertragfähig zu machen. Man fängt allmählich an, sie mit Dorn, Sträuchern und Buschwerk zu befestigen und an besonders günstigen Stellen Kiefern, ja selbst Erlen und Weiden anzupflanzen, und man hat mit den Anpflanzungen der Dünen und sandigen Küstenstrecken nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich, England und Nordamerika sehr schöne Erfolge erzielt. Am besten sehen wir sie in einigen unserer See-

bäder, in denen man heute dort schon förmliche kleine Gehölze und hübsche Anlagen findet, wo vor dreißig, vierzig Jahren nichts als Sand und wieder Sand war. Und das will etwas sagen, da der Forstmann nicht nur mit dem traurigen Boden, sondern auch mit den winterlichen Stürmen rechnen muß, die ungehindert über das Meer dahergebraust kommen und alles das vernichten, was Menschenhände mühsam geschaffen haben.





# Vom Theaterzettel.

Kulturgeschichtliche Plauderei von **Max Bauer.**

(Nachdruck verboten.)



Wie das Theater selbst, so hat auch das unentbehrlichste Requisit der Schaubühne, der Theaterzettel, seine Geschichte, und eine nicht uninteressante obendrein. Der erste Theaterzettel, den wir besitzen, ist über achtzehnhundert Jahre alt. Allerdings ist er nicht nach Art der jetzt gebräuchlichen auf Holzpapier gedruckt; denn erstens gab es damals noch kein Papier und keine Druckerschwärze, zweitens hätte er in diesem Falle auch kaum so lange gehalten. Allerdings überdauern auch heute noch viele Theaterzettel die angekündigten Stücke, sogar die Theater, die sie ausgeben, aber auf achtzehnhundert Jahre bringt es trotzdem keiner.

Der Grundstoff dieses ehrwürdigen Theaterzettels ist denn auch von festerem Material, nämlich eine Hauswand, die sich im wiedererstandenen Pompeji befindet. Mit schwarzen kräftigen Lettern ist dort in lateinischer Sprache zu lesen:

„Falls es das Wetter erlaubt, wird die Gladiatorentruppe des Aedilen Suetius Certus an den pridie kalendas Augustus (am 30. Juli) in der pompejanischen Arena einen Gladiatorenkampf vorführen. Ferner giebt es Tierkampf (venatio), Sonnenschutz (vela) und Sprengung gegen Staub."

Dieser Theaterzettel verrät trotz seines Lakonismus alle zu erwartenden Genüsse. Aus späterer römischer Zeit sind noch mehrere derartige Plakate erhalten, die sich aber alle nur auf Cirkus und circensische Spiele beziehen. Sie waren auf den antiken Litfaßsäulen, entweder, ad pilam (auf dem Pfeiler) oder ad columnam (auf der Säule) angebracht und hießen libelli.

Das römische Theater hatte Ankündigungen weniger nötig, da jedem Stücke der Prolog vorausging, der in Kürze den Inhalt des aufzuführenden Lustspiels oder Dramas enthielt. Es bestand demnach ein gesprochener Theaterzettel, der alle Illusion zerstörte und keine Spannung aufkommen ließ.

Die Folgezeit kannte weder Theater noch theatralische Schaustellungen. Im frühen Mittelalter kamen die Mysterien auf, die gleichfalls der Theaterzettel entraten konnten, da jeder Darsteller, zu Anfang Kleriker und Schüler, später organisierte Truppen, sich dem verehrten Publikum als der und der vorstellte, wie es noch jetzt bei der chinesischen Schaubühne üblich ist.

Wohl der älteste aller deutschen Theaterzettel ist der in der Rathausbibliothek zu Nürnberg aufbewahrte. Er feiert in diesem Jahre seinen 250. Geburtstag und lautet:

„Zv wissen sei Jedermann, daß allhier ankamen eine gantz neve Compagnie Comödianten, so niemalen Zuvor hier zv Land gesehen, mit einem sehr lustigen Pickelhering, welche täglich agiren werden schönne Comödien, Tragödien, Pastorellen vnd Historien vermengt mit lieblichen vnd lustigen interludien, vnd zwar heut Montags werden sie agiren: ‚Das Friedwünschende vnd Fried befehligte Deutschland‘. Ein sehr herrliche Malerei von dem berühmten Herrn Johann Reisten gesetzet vnd zum erstenmale in Hamburg dem Autor zv großen Ehren vnd den Zvsehern zv hechster Ergetzlichkeit auff dem Schavplatze praesentiert, sie hält in sich verblümter Weise den ganzen deutschen Krieg. Ist hier von keinem Zuvor gesehen. Nach der Comödie soll praesentiret werden ein schön Ballet und lächerliches Possenspiel.

Mittwochs den 21. Aprilis werden sie praesentiren eine sehr lustige Comödie, genannt: ‚Des Liebes Süßigkeit verändert sich im Tode Bitterkeit.‘“

Der Pickelhering, der spätere Hanswurst, beherrschte nun fast einundeinhalbhundert Jahre die Bühne, bis ihm Gottsched und Lessing in Deutschland und Sonnenfels in Oesterreich für immer den Garaus machten. Der letzte Hanswurst von Bedeutung war Johann Joseph Felix von Kurz, genannt Bernardon (1717 bis 1783). In Raabs Biographie von Kurz findet sich eine große Anzahl von Theaterzetteln der Kurzschen Truppe. Einer aus der „Kayserl. Wahl-Freien Reichs- und Handelsstadt Frankfurt“ ist in genanntem Werke in **facsimile** wiedergegeben und präsentiert sich, abgesehen von einer Textfülle, ganz wie ein solcher aus unserer Zeit.

Mit welchem Bombast eine Kurzsche Ankündigung versehen war, geht aus nachstehender Affiche hervor. Sie ist aus München, von Mittwoch, dem 20. August 1765, und hat folgenden Wortlaut:

„Ein hier noch niemals gesehenes regelmäßiges Lustspiel von fünf Aufzügen, genannt: ‚Das Herrenrecht, oder die Klippe der Weisen, oder aber die Tugend oder der Adel im Geblüte.‘*) Nachricht. Herr Voltaire als der Autor von dieser schönen Verfassung hat ein rechtes Meisterstück gezeiget, da aber in seinem Original ein und andere Scenen für das deutsche Theater nicht gar zu wohl gangbar waren, so hat der Impresarius dieselben nach der deutschen Schaubühne verändert und eingerichtet, doch so, daß von der Hauptsache und von der Schönheit der serieusen und moralischen Scenen nicht das mindeste ist abgenommen worden; auch zum Ueberfluß, dieses schöne Stück noch vollkommener zu machen, mit 6 neuen Arien gezieret, welche von Bernardon, Fiameta und Coletta gesungen werden. NB. Ueberhaupt hat man wohlbedächtlich wegen einer gewissen Ursache, bis auf den heutigen Tag dieses Lustspiel noch aufbehalten. Den Beschluß machet das so sehr beliebte neue Ballet, genannt: ‚Der bezauberte Schäfer, oder die eifersüchtige Zauberin.‘“

Aus derselben Zeit bringt ein Zettel der Schulzschen oder sogenannten Badnerischen Gesellschaft folgende Ankündigung:

„Ein sehr wohl ausgearbeitetes, dem Französischen des Herrn Destouches nachgeahmtes Lustspiel: ‚Die glückliche Verwechslung oder Hans Wurst der deutsche Michel aus Paris mit Colombina, das durch die Kleider ihrer Fräule hochmütig gemachte Stubenmädel, mit Jackerl, dem eigennützigen Kuppler des vor Liebe im Hirn verruckten Herrn von Spornstreichs‘“ und natürlich eine ellenlange Nachricht an das hochverehrte p. t. Publikum.

Von den Truppen der Witwe Velthen, als sie um 1702 in Hamburg war, hat sich folgende Ankündigung erhalten. Sie lautet:

„Die Velthennische Bande, als königlich polnische und churfürstlich sächsische Hof-Comödianten, wollen heute Sonnabend, den 15. Julius, auf ihrer Schaubühne ein ungemein rares, liebliches Stück vorstellen, welches nicht allein wegen prächtiger theatralischer Ausfierungen, sondern auch besondern wegen der

*) Nach „Le Droit du Seigneur“ von Voltaire.

beweglichen Begebenheit fast nicht zu verbessern und niemand mißfallen kann. Den summarischen Inhalt zu melden*) wird unterlassen, indem die Materie niemanden unbekannt sein wird. Nur die principalsten Begebenheiten und sehenswürdigsten Auszierungen sind wie folgt angedeutet. Die Action wird genannt: Eliä Himmelfahrt oder die Steinigung des Naboth. Nach Endigung dieser vortrefflichen Hauptaction soll eine sehr angenehme Nach-Comödie den Beschluß machen, genannt: ,Der vom Pickelhering ermordete Schulmeister oder die artig betrogenen Speckdiebe.'

Der Schauplatz auf dem holländischen Oxhoft auf dem großen Neumarkt ..."

Die weltberühmte hochdeutsche „Komödiantenbande" von Spiegelberg brachte in ihren marktschreierischen Anzeigen meist Verse an. So schloß sie eine solche vom Jahre 1724:

„Hier in der Fuhlentwiet, dem Bremer Schlüssel über,
Da giebt man 16, 8, 4 Schilling und nichts drüber.
Es wird präcis 5 Uhr bei uns gesangen an,
Das ist allzeit gewiß und hiermit kundgethan."

Ein Theaterzettel von 1730 weist nur eine Anrede auf. Es heißt darin:

„Die schlaue Witwe oder die vier Nationen als Liebhaber: Spanier, Engeländer, Italiener, Franzosen. Nun so wollen wir doch noch heut recht lachen! Die schlaue Witwe kann heute allen Frauenzimmern viele Lehren geben, wie man bey Heyrathen und Ehestiftungen verfahren soll. Die Augen der Vernunft muß jedes Frauenzimmer aufthun, wenn sie sich von mehr als einem Ambassadeur angegangen sieht. Wie fein weiß Rosaura vier Nebenbuhler zu probieren und ihre Gesinnung auszuforschen. Ihr Schönen besucht uns alle, alle! — aber nehmt nicht zu viel von der Bühne mit, sonst mag es für die schmachtenden Liebhaber im Leben traurig sein. (S. Ludwig.)"

Wenige Jahre früher machte eine in Wien mimende Bande durch einen geschriebenen Theaterzettel bekannt:

*) Bei den Anzeigen der „Hauptaktionen" war es Sitte, den Inhalt des Stückes kurz anzugeben, anstatt der früher üblichen, vom „Actor" vorgetragenen Argumente, wobei auch der Reihe nach die in dem Stücke vorkommenden „Dekorationen und Auszierungen" bezeichnet wurden. Die Personen der Handlung namhaft zu machen, unterblieb. (Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.)

„Heute werden wir widerumbd denen Edeln von Spectatoribus aufwarten mit einer herrlichen, wohlansehenswürdigen poetischen Historie; genohmen aus Ovidio, und ist von **Jason und Medea**.

**Kurzer Inhalt:**

Jason ein Ritter aus Griechenland, nimbt Abschied von seiner Braut Creusa, um zu fahren nach das Königreich Kolches, bey den König Aeatus, um allda das güldene Vellus zu erobern, und fähret mit seinem Schiff Argo dahin. Jason bittet den König, daß er streiten möchte gegen den wilden Thieren und Drachen, um das güldene Vellus zu bekommen. Der König widerrathet es, doch giebt er's frey. Die Prinzessin Medea, sobald sie Jason ansichtig, ist in Liebe gegen ihn entzündet, bittet Jason nicht zu streiten, nachdem viele Ritter ihr Leben dafür gelassen, und verspricht Jason das güldene Vellus zu bekommen, ohne eine einzige Gefahr seines Lebens, aber mit dem Bedinge, daß Jason sie lieben solle und niemahle verlassen. Jason verspricht alles. Medea führet mit ihrer Zauberey durch ihren Geist auff ihrem Drachenwagen nach die Eliseischen Felder und holet Kräuter, wodurch sie dem Drachen einen Schlaff kann machen. Und unser lustiger Chamber treibt viele Possen mit Medea und ihrem Geist. Sobald Jason das güldene Vellus erobert, fährt er mit seinem Schiff davon und verläßt Medea, da wird das Meer präsentiret, wie Jason mit seinem Schiff davon fähret, und Medea im Zorn macht Sturm und Ungewitter. Medea fähret in ihrem Drachenwagen nach Jasons Schloß und verehret die Braut Creusa mit einer zwar schönen, doch verzauberten Krone, sobald sie die auf ihr Haupt setzet, brennt die Krone, daß die Braut stürbet. Medea holet Jasons Sohn und reißet das Kind in zwey Theile voneinander zur Rache, und würft es für Jasons Füßen, da sie auf ihrem Drachenwagen sitzet und fähret davon. — Dieses alles agiret, wie hier zu lesen ist. Tänze, Maschinen werden auch präsentiret, und ein lustiges Nachspiel soll schließen, von dem hochmütigen, betrogenen Bauer. — Versichern, daß die Hocheblen Spectatores wohl vergnügt werden nach Hauß gehen. Präcise um 3 Uhr soll angefangen werden. In der Nadler-Gassen."

Aus Berlin stammt der folgende Theaterzettel:

„Mit Königlicher allergnädigster Erlaubniß werden die anwesenden u. s. w. Hochfürstlich Baaden-Durlachischen Hof-Comödianten auf einem ganz neuen Theater bey angenehmer

Instrumental-Musik vorstellen: eine sehenswürdige ganz neu elaborierte Haupt-Action, genannt: die remarquable Glücks- und Unglücks-Probe des Alexander Danielowitz, Fürsten von Mentzikoff, eines großen favorisirten Cabinetsministers und Generalen Petri I., Czaaren von Moscau Glorwürdigsten Andenkens, nunmehro aber von den höchsten Stuffen seiner erlangten Hoheit bis in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt, veritablen Belisanx mit Hanswurst, einem lustigen Pasteten-Jungen, auch Schnirfax und kurzweiligen Wildschützen in Sibirien u. s. w. Die Person giebt auf dem ersten Platz 4 Gr., auf dem anderen 3 Gr. und auf der Treppe zu stehen 2 Gr."

Die Preise sind der Regierung des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I., aus dessen Zeit dieser Zettel stammt, und seiner Sparsamkeit angemessen.

Die Gepflogenheit derartiger Apostrophen an das Publikum war so tief eingewurzelt, daß sich selbst Bühnen vom Range des National-Theaters in Mannheim nicht davon befreien konnten. Kein Geringerer als unser Schiller mußte sich diesem Gebrauche fügen.

Auf dem Theaterzettel vom 13. Januar 1782 kündigte er die Erstaufführung der „Räuber" dergestalt an:

„Der Verfasser an das Publikum!

Die Räuber — das Gemälde einer großen verirrten Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung — doch erhaben und ehrwürdig, groß und majestätisch im Unglück und durch Unglück gebessert zurückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher, entlarvt und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor ein allzu schwacher, nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter von Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Fehler herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glückes den inneren Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zum Werkzeuge ihrer Absichten und Genüsse braucht, und den verworrensten Knoten des Geschickes zum Erstaunen auflösen kann."

So war es in der guten alten Zeit, wo, wie bei den „Räubern" in Mannheim, „wegen der Länge des Stückes" präzise fünf Uhr angefangen wurde und der vornehmste Platz einen Gulden, der letzte acht Kreuzer kostete!

Wer aber glaubt, daß es heute besser ist, der irrt! Noch heute giebt es Schmieren und Meerschweinchen-Direktoren, die das Publikum zu nehmen und mit köstlichen Ansprachen anzulocken verstehen.

Herr Franz Dorn, der Direktor des „Berliner Wintergarten", hat eine reichhaltige Sammlung solch „schöner Theaterzettel" zusammengebracht, aus welcher hier eine kleine Blütenlese ausgewählt sei.

Das „Torgauer Stadttheater-Ensemble" kündigt in Gifhorn an:

„Zum ersten Male! Hier noch nie aufgeführt! Ein Weib aus dem Volke oder Was Gott zusammenfügt, s ll der Mensch nicht trennen. Melodramatisches Stück in vier Aufzügen nebst einem Vorspiel: Eine feste Burg ist unser Gott. Von Charlotte Birch-Pfeiffer. Das ganze Ensemble ist in diesem Stück vertreten.

1. Bild: Eine feste Burg ist unser Gott oder Die Auswanderer im Hafen.
2. „ Ein Weib aus dem Volke.
3. „ Errettet aus der höchsten Not.
4. „ Die Sonntagsjäger oder Eine Frau von Eisen.
5. „ Ein heller Morgen oder Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.

☛ Dem vielfach ausgesprochenen Wunsche des hochgeehrten Publikums, obiges Stück zur Aufführung zu bringen kommen wir hiermit nach.

Ueber den Wert des Stückes brauchen wir wohl nichts zu sagen, da es genugsam bekannt ist. Interessant ist diese Vorstellung schon dadurch, daß mehrere Kinder (4 Knaben und 4 Mädchen) hiesiger Stadt zum Schluß einen Tanz aufführen."

Man wird sich vergeblich bemühen, unter den Werken der hochseligen Birch-Pfeiffer den Titel dieses vielbegehrten Opus zu finden. Der wirkliche Titel des Volksstückes „Die Auswanderer" klang dem Herrn Direktor zu einfach, zu gewöhnlich, er pfropfte auf das alte, längst abgedroschene Machwerk die Namen anderer, noch älterer, aber unbekannterer Stücke. So „Das Weib aus dem Volke" von d'Ennery, „Was Gott zusammenfügt u. s. w." von Koberstein und „Eine feste Burg u. s. w." von Arthur Müller. Gewissenhafter als der eben erwähnte Tespiskarrenschieber ist Herr Direktor Bocki. Er fügt höchstens zum vorhandenen Titel eine Verbesserung hinzu und setzt seinem Publikum vor:

„Don Carlos, der Sohn, der seine Mutter liebt. Trauerspiel von Friedrich Schiller. Durchgesehen und bearbeitet von Wilhelm Bocki, Theater-Direktor."

Glücklicher Schiller! Glückseliges Publikum!

Gleichfalls aus der Dornschen Sammlung stammt folgendes Druckwerk, das seiner Länge wegen hier nur im Auszuge mitgeteilt werden kann.

Der Verfasser, „der rote Wolff", machte in den siebziger Jahren Norddeutschland unsicher. Er schreibt:

„Don Carlos, Infant von Spanien, oder So geht's, wenn man seine Mutter liebt! Großes Trauerspiel in 5 Akten und 13 Abteilungen von Herrn Friedrich von Schiller.

1. Akt: Arm in Arm mit dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken.
2. „ Der verhängnisvolle Schlüsselirrtum.
3. „ Die gnädige Audienz oder ‚Geben Sie Gedankenfreiheit!'
4. „ ‚O Gott, das Leben ist doch schön!'
5. „ ‚Kardinal, ich habe das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!'"

Und so weiter mit Grazie. Zum Schluß: „Bei bengalischer Beleuchtung: Gefangennahme des Prinzen Don Carlos durch die Schbirren (!) u. s. w." und dann die Apostrophe:

„Verehrungswürdige! Herr von Schiller ist augenblicklich als der größte Schauspieler berühmt, dessen Stücke sogar auf allen Hoftheatern der Welt gegeben werden. Nur gegen Zahlung einer bedeutenden Summe (!!!) ist es dem Unterzeichneten gelungen, von dem Dichter die Erlaubnis (!) zu einer einmaligen Aufführung des herrlichen Werkes zu erhalten, das also nicht wiederholt werden kann. Kein Kunstfreund darf diesen Genuß versäumen, ohne es zu bereuen. Hochachtungsvollst Ignaz Wolff, Kunst- und Theater-Direktor."

Unverfrorener als der Herr Kunst- und Theater-Direktor kann man schon nicht mehr sein.

An größeren Theatern besteht die Sitte der Beeinflussung des Publikums durch den Theaterzettel seit langem nicht mehr. Die Leiter solcher Bühnen haben ein Surrogat hierfür gefunden in den sogenannten Waschzetteln, den Reklameartikeln, durch welche sie aus den Zeitungen alles Mögliche, Wahrheit und Dichtung, in die Welt hinausposaunen.

Der Ort und die Form haben gewechselt, das Faktum ist geblieben.



# Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika.

Von Heinrich Ehren.

(Nachdruck verboten.)

Der Dreißigjährige Krieg, wie der ihn beendende Friede, waren beide gleich verderblich für die gesunde, naturgemäße Entwickelung Deutschlands; ersterer, indem er durch seine lange Dauer und die mit ihm verbundenen Verwüstungen das Volk fast zu willenlosem Stumpfsinn herabdrückte, der Friede, indem er die Kleinstaaterei zu Recht einsetzte und das Land in hundert Fetzen zerriß, die durch kein starkes, gemeinsames Band mehr zusammengehalten wurden. Der Staat wurde von diesen kleinen Dynasten zur Domäne, seine Bürger zu Unterthanen, zu beliebig nach landesväterlicher Laune verwendbarem Eigentum herabgewürdigt. Das Mittel dazu waren die stehenden Heere dieser Herren, in die allmählich durch das Landsknecht- und Söldnertum die Heerbannpflicht der freien Bürger sich umgestaltet hatte. Bald aber wurden selbst diese Stützen der Throne zu bloßer Ware, bestimmt, die durch Prunkliebe ewig leeren Säckel der Fürsten neu zu füllen. Der erste Fürst, der anfing, Unterthanen in Kriegsdienst zu verdingen, war Landgraf Karl von Hessen, und zwar im Jahre 1676. Er fand bald zahlreiche Nachfolger. Das Geschäft war lohnend, und wie jetzt künstliche Fischzucht an der Tagesordnung ist, so betrieben die kleinen Fürsten damals eine künstliche Heereszucht, um allen Bedürfnissen ihrer hohen Gönner gerecht werden zu können. Seinen Wert hatte der Mann nur, wenn er groß und kräftig, zum Schultern der Muskete tüchtig war. Da aber die Behandlung des Soldaten äußerst hart war und die Fahne äußerst geringe Anziehungskraft ausübte, so wurde durch Einführung des Werbesystems ganz Deutschland zu einem Jagdgrund auf Rekruten gemacht, auf dem ein Fürst dem andern Konkurrenz machte und durch List, Betrug oder offene Gewalt seinen Bedarf sich zu verschaffen suchte. Die Folge solcher militärischer Unzucht waren die häufigen Desertionen, die im Verlaufe des Werbegeschäfts für England eine bedeutende Rolle spielen sollten. So waren die Zustände Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert, aus denen England den möglichsten Nutzen zu ziehen suchte.

Beim Ausbruch der Rebellion war die Stärke der englischen Truppen in den amerikanischen Kolonien so unbedeutend, daß zur raschen Unterdrückung des Aufstandes schleunigst Verstärkungen dahin abgeschickt werden mußten. Da aber die öffentliche Meinung in England und die unteren Klassen des Volkes gegen den Krieg waren, so mußte sich das Ministerium nach Mietstruppen auf dem Festlande umsehen und wandte sich zuerst mit der Bitte um 20000 Mann Infanterie an Katharina II. von Rußland. Auf deren Weigerung erhob die englische Regierung Anspruch auf die frühere schottische Brigade im Dienst der Generalstaaten, wurde aber auch hier in höflichster Form abgewiesen und war

nun auf den deutschen Markt gedrängt. Zunächst zog König Georg III., als Kurfürst von Hannover, fünf hannoverische Bataillone in englischen Dienst, die zur Besetzung Gibraltas und Minorcas verschifft wurden und dort während der ganzen Dauer des Krieges blieben. Zum Dienst in Amerika hatte die Regierung noch keinen Mann, aber das alte Sprichwort bewährte sich an ihr: „Wo die Not am größten, da ist auch die Hilfe am nächsten.“ Die Verlegenheit Englands wurde zur Goldgrube für eine Anzahl deutscher Fürsten, und schon Anfangs September 1775 meldete der englische Gesandte im Haag, Sir J. Yorke, dem Lord Suffolk, daß Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Württemberg, Gotha, Darmstadt, Baden ihre Truppen angeboten hätten oder wenigstens dazu bereit seien. Diese fürstlichen Anerbietungen sind wahre Bettelbriefe in ihrer Zudringlichkeit und Unterwürfigkeit. Der Erbprinz von Hanau beklagt, daß er nicht 20000 Mann stellen kann, der Waldecker betrachtet es als eine „Gunst“, wenn er seine 600 Mann liefern darf, und ist „von der lebhaftesten und reinsten Freude darüber durchdrungen“. Der Württemberger bittet es sich „als besondere Gnade aus, daß seine Truppen einigen Anteil an der Niederwerfung der amerikanischen Rebellion haben dürfen“, der Braunschweiger versichert die gleiche Dienstwilligkeit wie während des Siebenjährigen Krieges, ja, der Fürst von Bayern macht gar seine Anerbietungen hinter dem Rücken seiner Minister! Am richtigsten erkennt der Anhalt-Zerbster seine Stellung, denn er schreibt in seinem schauderhaften Französisch an Sir Yorke: „toujours sous le Secret!“

Die erstaunte englische Regierung schickte sofort als Unterhändler den Oberst Faucitt an die verschiedenen deutschen Höfe, der, ohne Einblick in die finanziellen Verlegenheiten derselben, Kontrakte mit ihnen abschloß, die er zu billigeren Preisen hätte haben können. Der erste Kontrakt dieser Art, das Muster für die übrigen, wurde mit Herzog Karl I. von Braunschweig abgeschlossen am 9. Januar 1776. Danach erhielt derselbe für jeden Mann 51 Thlr. 15 Sgr. Werbegeld, jährlich etwas über 11500 Pfd. Sterl. Subsidien, so lange die Truppen in englischem Dienst standen, und das Doppelte auf zwei Jahre nach ihrer Rückkehr. Drei Verwundete sollten einem Toten gleich zählen und für jeden Toten nochmals 51 Thlr. 15 Sgr. bezahlt werden. In gleiser Weise wurde abgeschlossen mit dem Prinzen Wilhelm von Hanau, dessen „außerordentlichen, ja ungestümen Eifer“, dem Könige zu dienen, Faucitt besonders rühmt, mit Friedrich von Waldeck, Karl Alexander von Ansbach und, da das Bedürfnis an Soldaten immer dringender wurde, auch mit Friedrich August von Anhalt-Zerbst. Wenn es aber bei diesem und jenem dem Unterhändler gelang, in irgend einem Punkte zu sparen, so ging dieser Vorteil am Landgrafen Friedrich II. von Kassel für England völlig verloren. Dieses fürstliche Haus war seit hundert Jahren durch den Soldatenhandel reich geworden und verstand sich auf seinen Profit; hatte doch Wilhelm VIII. während des österreichischen Erbfolgekrieges 6000 Hessen an Maria Theresia und ebensoviel an ihren Gegenkaiser vermietet! Statt sich also, wie seine bankerotten Kollegen, selbst anzubieten, wartete der Kasseler ruhig die Anträge Englands ab

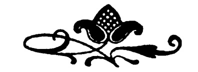
und erpreßte durch seinen gewandten Minister von Schlieffen die vorteilhaftesten Bedingungen für seinen Säckel. Statt eines Kontraktes schloß er eine Allianz mit England, das ihm einen Landbesitz garantierte, erzwang Werbegeld sogar für die Offiziere, doppelte Subsidien während des Krieges, das Zugeständnis, selbst den Sold für seine Truppen zu erheben, usw., Punkte, die im Parlamente einen Sturm von Mißfallen erregten.

Die Kapitulationen von Trenton und Sarotoga, durch die eine bedeutende Zahl dieser deutschen Hülfstruppen in amerikanische Gefangenschaft geriet, machten die Ergänzung der Regimenter zu einer dringenden Pflicht, und gern hätte England auch die Truppen der Fürsten von Württemberg, Darmstadt, Gotha und Baden gekauft, hätten sich diesem Vorhaben nicht zu gewaltige Hindernisse in den Weg gelegt. Die Erschöpfung Deutschlands an wehrfähiger Mannschaft so kurz nach dem Siebenjährigen Kriege war derart, daß der Kaiser und Friedrich II. von Preußen bei dem im Interesse Englands schamlos betriebenen Werbe- und Menschenfangsystem befürchteten, in ihrem eigenen Bedarf benachteiligt zu werden. Sie verlegten darum den Rekrutentransporten der genannten Fürsten die geraden Wege nach Holland und Bremen, hielten sie an, griffen ihre angeblichen Unterthanen oder Deserteure heraus und vereitelten so den Abschluß der Lieferungsverträge mit Württemberg und anderen Staaten, indem sie die Rheinstraße sperrten. Der Nachteil, den sie durch diese Verzögerung der Zuzüge den Engländern zufügten, kam den Amerikanern zu gute, die auf diese Weise in den Stand gesetzt wurden, nach dem unglücklichen Feldzuge von 1777 ihr Heer mit Hilfe des Generals Steuben zu reorganisieren. Der Fürst von Zerbst war über diese Einmischung des Preußenkönigs in seine Souveränetätsrechte so entrüstet, daß er seine Schwester Katharina II. sogar um bewaffnete Intervention ersuchte. Nicht minder störend für den Eifer der Fürsten waren die immer mehr überhand nehmenden Desertionen auf dem Marsche nach den Seehäfen. Der Markgraf von Ansbach war schon im März 1777 von schweren pekuniären Verhältnissen bedroht, indem sein Kontingent auf dem Main in offene Meuterei ausbrach. Ohne Uhr, ohne Wäsche eilte er an Ort und Stelle, bewachte die Rekruten mit gespannter Büchse und geleitete sie mit väterlicher Sorgfalt bis nach Holland, ohne mehr als 20 Mann einzubüßen. Weit schlimmer ging es ein Jahr später dem Zerbster Bataillon, das von 841 Mann nur 494 nach Hannover brachte, da allenthalben die Bauern den Ausreißern behülflich waren. Dazu kam endlich die Schwierigkeit, im Inlande genug brauchbare Rekruten aufzutreiben, so daß eine förmliche Wegelagerei betrieben wurden mußte, der auch der Dichter J. G. Seume zum Opfer fiel, um durch Ausländer die Lücken auszufüllen. Die Klagen Faucitts und Rainsfords, daß man ihnen statt tüchtiger Leute unreife Burschen, überalte Männer, ja Einäugige und Vagabunden liefere, werden immer häufiger. „Freilich," schreibt Faucitt, „fangen die hessischen Behörden jeden armen Teufel auf, den sie betrügen können und halsen ihn uns auf!" — eine Klage, die ebenso begründet war, wie die der Menschenmakler, daß ihnen jetzt

jeder Rekrut weit höher zu stehen komme, als früher. Am stärksten wurde die Landgrafschaft Hessen von Entvölkerung betroffen, da sie von Generation zu Generation dezimiert worden war. „Das Volk aber," sagt Friedrich Kapp, „war so gedrückt, arm, unwissend und an blinden Gehorsam gewöhnt, daß es die Willkür seiner Herrscher als eine Fügung des Schicksals geduldig hinnahm."

Fast erheiternd wirkt inmitten dieses Elends das Anerbieten des Zerbster Fürsten, seine in Jever liegenden Fregatten und sonstigen Kriegsschiffe England zu überlassen, umsomehr, als Sir Yorke wirklich an das Vorhandensein einer Zerbster Flotte glaubte und den närrischen Einfall des Fürsten der Beachtung des britischen Ministeriums empfahl.

Weder die an ihnen begangenen Gewaltthaten, noch die schlechte Behandluug und Verpflegung auf dem Marsche und zur See, noch ihre Leiden und Entbehrungen im Kriege und in der Gefangenschaft vermögen die „deutsche Treue" dieser Mietsoldaten zu erschüttern. Nur wenige gehen zu den Amerikanern über und ziehen die Freiheit in den Kolonien der Knechtschaft im alten Vaterlande vor. Sie schlagen sich mit ausgezeichneter Tapferkeit, ohne sich darum zu kümmern, gegen wen und für welche Sache, und ihre Offiziere stehen in dieser Beziehung nicht über ihnen. Ob gegen Türken oder Amerikaner, ob in Italien oder Schottland, sie finden in ihrer kriegerischen Thätigkeit den Trost, der heimischen Langeweile entrückt zu sein, und das ist ihnen genug. Sie sind eben Geschöpfe ihrer Zeit und ihres Landes, das auch kaum ein Gefühl für die Entwürdigung kundgiebt, die ihm durch den Menschenhandel seines Fürsten angethan ist. Desto lauter erschallt die Verurteilung dieses Treibens vom Auslande her, aus den Hallen des englischen Parlaments, aus den Pamphleten Mirabeaus und Raynals und der freien Presse Hollands. Der Landgraf von Hessen führte durch seinen Minister eine förmliche Polemik gegen diese Angreifer und ließ sich in Gegenschriften als einen „von seinem Volke geliebten, Segen spendenden Vater" darstellen. Eine Reizbarkeit, die beinahe rätselhaft erscheint, da ja seine Spekulationen reichen Gewinn geliefert hatten und alles Andere ihm gleichgültig sein konnte. Von den 1790113 Pfund Sterling, die England von 1775—1785 an die oben genannten deutschen Fürsten als Subsidien bezahlte, kamen ja allein 1223156 auf den Landgrafen; was that es ihm also, wenn von 16992 Hessen nur 10492 aus Amerika zurückkehrten? Die Gesamtzahl aber der von den sechs Fürsten an England gelieferten Soldaten betrug 29166 Mann, von denen 17313 Europa wiedersahen, der Kaufschilling dafür 6096857 Pfund Sterling, der größtenteils in die landesväterliche Kasse floß.





## Allerlei.

**Heimliche Liebe.** (Zu unserer Kunstbeilage nach dem Gemälde von J. Hamza). Es war alles so, wie es sich immer in den reizenden Novellen ereignet, die junge Mädchen am liebsten lesen: Seit er sie zum ersten Mal gesehen — im Winter geschah es, bei einer Ballfestlichkeit — liebte er sie. Er war jung, ein wenig schwärmerisch, voll tiefen Gefühls für alles Hohe und wahrhaft Schöne. Sie — eine blonde Schönheit, gefeiert in ihren Kreisen durch ihre mannigfachen Talente, durch ihre anmutige Heiterkeit und ihr warmes, begeisterungsfähiges Herz. Beide sahen sich oft, in den Salons sowohl, als auch in dem Hause der Eltern des heimlich geliebten Mädchens. Ueberall waren sie Tischnachbarn, Gefährten bei lebenden Bildern, dramatischen Scherzen und musikalischen Aufführungen, und beide waren wohl damit zufrieden, beiden erschien die Welt so über alle Maßen schön! Mitten in der glänzendsten Gesellschaft schien es ihnen, als wären nur sie beide allein auf der Welt — immer war es nur das Heute, das sie empfanden, und wenn ein Gedanke an das Morgen kam, so war es der eine, daß sie sich wiedersehen, wiederfinden würden. — Und die Tage waren so kurz, die Zeit flog so schnell dahin. Es kam der Frühling wieder mit Sonnenglanz und Veilchenduft und mitten in Lenz und Seligkeit eine Kunde, die dem heimlichen Liebesglück für kurze Zeit ein Ende machen sollte. Von einer Freundin war eine Einladung an sie gekommen, die sie nicht gut ablehnen konnte. Zu Ende war der süße Traum — all' die harmlosen und doch entzückenden Worte, das Lächeln, die zärtlichen Blicke, der kaum fühlbare Druck der Hand, Scherz und Seufzer im holden Durcheinander — vorüber — alles vorüber . . . aber nicht auf immer! Als er ihr zum letzten Mal vor ihrem Scheiden die Hand küßte, flüsterte er hoffnungsreich: „Auf Wiedersehen!“ Und leise, wie ein Hauch, klang es zurück von ihren Lippen: „Auf Wiedersehen!“ —

H. T.

**Aus der alten Innungszeit** erzählt die Festschrift zur 500jährigen Jubelfeier der Dresdener Schuhmacher-Innung eine auch volkswirtschaftlich lehrreiche Geschichte. Es war im Jahre 1578. Die hohen Preise der Schuhmacher hatten den Zorn des Kurfürsten August erregt, und er begehrte vom Rate zu Dresden genaue Auskunft über die Lage des Gewerbes. Seinen Hofleuten ging es hart an, daß ein Paar Reiterstiefel, so lang wie der Schenkel, statt 26—27 Groschen nunmehr 2 Gulden, ja sogar 2 alte Schock kosten sollten. Der Rat, der es weder mit dem Hofe noch mit der Schuster-Innung verderben wollte, beschloß in seiner Not, die Handwerker „Probe arbeiten“ zu lassen. Die beiden „zu Hofe geschworenen Schuster“ kauften mit dem Aeltesten des Handwerks eine große Rindshaut um 3 Gulden und zwei Kuhleder, das eine um 2 Gulden 6 Groschen, das andere um 1 Gulden 17 Groschen. Diese Leder wurden in den Rat gebracht und von zwei vereidigten Loh-

gerbern nach feierlicher Erinnerung an ihren „zu Hofe gethanen Eid“ abgeschätzt. Nach demselben hochnotpeinlichen Verfahren wurden noch Schaf- und Kalbfelle gekauft, die Zuthaten für das Zurichten der Häute, für Pech, Hanf und Zwirn genau berechnet. In Gegenwart von zwei Ratsmitgliedern wurden dann 26 Paar Schuhe geschnitten, 15 Paar Männerschuhe, 8 Paar Frauen-, 2 Paar Knaben- und 1 Paar Mädchenschuhe. Fünf Schuhknechte stellten an einem Tage die 26 Paar Schuhe her. Ein Geselle erhielt als Wochenlohn, „ohne das Flickleder“, 4 Groschen außer der Kost, macht für den Tag (der Gulden zu 21 Groschen, der Groschen zu 12 Pfennigen) 8 Pfennige, so daß die fünf Gesellen 3 Groschen 4 Pfennige Lohn erhielten. Zum Frühstück und zum Mittagessen hatte man für die zwei Meister und fünf Gesellen 1 Gulden 3 Groschen 5 Pfennige ausgelegt, darunter 4 Groschen 9 Pfennige für einen Karpfen, 4 Groschen für 6 Pfund Rindfleisch, 2 Groschen 11 Pfennige für Kalbfleisch, 6 Groschen für Bier. Die Gesamtausgaben für Leder, Zuthaten, Lohn usw. stellten sich auf 10 Gulden 8 Groschen, für jedes Paar der Schuhe aber auf 8 Groschen 4 Pfennige. Da aber die Preise für die einzelnen Schuharten verschieden sind, ließ der Rat die vereidigten Innungsmeister mit den Aeltesten des Handwerks die Schuhe schätzen, nachdem die Meister nochmals an ihren Eid erinnert waren. Die Gesamtschätzung ergab für die 26 Paar die Summe von 7 Gulden 14 Groschen 3 Pfennige. Zieht man diese Summe von der für Material und Herstellungskosten gezahlten Summe von 10 Gulden 8 Groschen ab, so verbleibt eine Mehrausgabe von 2 Gulden 14 Groschen 9 Pfennigen. Die Klagen über die zu hohen Preise der Erzeugnisse des Schuhmacherhandwerks wurden durch diese Probearbeit schlagend als unbegründet widerlegt. Ob heutzutage die Probe ebenso ausfallen würde?

**Eine Theegesellschaft vor Metz.** Heute ist der chinesische Thee für die große Mehrzahl aller Deutschen kein unbekanntes Getränk mehr und spielt auch in der Armeeverpflegung im Felde neben dem Kaffee eine berechtigte Rolle. Das war vor dreißig Jahren und mehr durchaus nicht der Fall; in mancher Provinzialstadt war Thee bei keinem Kaufmann zu finden, die meisten Soldaten kannten ihn kaum dem Namen nach oder dachten sich darunter etwas Schauderhaftes, z. B. so etwas wie Kamillen- oder Fliederbrühe. In dieser Beziehung machte mein Kriegskamerad, der Königliche Vizefeldwebel Bertram, einstmals anno 70 vor Metz eine bittere Erfahrung und wir in zweiter Linie mit ihm.

Bertram hatte einen ausgezeichneten Burschen, auf dessen Vatersnamen ich mich leider nicht mehr besinnen kann, nennen wir ihn daher kurzweg mit seinem Vornamen Heinrich. Besagter Heinrich war ein wahrer Künstler in vielen Fächern, keiner hielt in dem damaligen Dreck und Speck Uniform, Waffen und Stiefeln in so verhältnismäßig tadellosem Zustande, keiner baute so dichte Laubhütten, wußte das bißchen Lagerstroh so vorteilhaft zusammenzukratzen, kochte so tiefsinnig verständnisvoll aus Reis und Speck, Speck und Reis, Erbswurst und Schiffszwieback so angenehm abwechselnde Gerichte, und die Hauptsache: keiner war so anhänglich, dienstwillig, treu und allzeit vergnügt und

gesund in jeder Ungunst und Gunst des Wetters und der Kriegslage. Vizefeldwebel Bertrams einziger Bruder war Großkaufmann in irgend einer Stadt an unserer Ostgrenze, ich glaube in Königsberg i. Pr., und versorgte ihn, soweit dies bei dem oft und stark gehemmten Feldpostverkehr möglich war, mit allerhand nützlichen und angenehmen Artikeln. Da kamen ruckweise gedörrte Gemüse, Kaffee, Zucker, Fleischextrakt, Pickles, Cognak, warme Unterkleider, Gewürze, Stiefel, Tabak, Zigarren usw. usw., und Bertram war auch gegen die Kameraden stets freigebig und mitteilsam. „Geehrte Menschenkinder,“ sagte er eines Tages nach Eintreffen der Feldpost vergnüglich zu uns, seinen Laubhüttengenossen, „heute hat mich die brüderliche Liebe mit einem lange entbehrten Genusse bedacht, ich habe nämlich unter anderem zwei Pfund echten Karawanenthee bekommen. Heute abend giebt's einen feinen Kessel Souchong mit Zucker und für Liebhaber auch mit Cognak. Sie sind allesamt freundlichst dazu eingeladen, — Karten brauche ich wohl nicht herumzuschicken?“

Solche Worte hörten wir gern bei dem naßkalten Wetter! Das Abendbrot fiel diesmal etwas reichlicher aus, es gab zur Erbswurst auch noch wirkliche Wurst, und endlich erschien der große Augenblick: Heinrich setzte einen großen Blechtopf mit geheimnisvoller Miene auf unsere Tafel (einen großen Stein aus der Ruine von Moscou). Was war das, doch nicht etwa der ersehnte Chinese? Bertram beugte sich kopfschüttelnd mit verlängerter Nase nieder zur Schüssel, wir aber saßen starr in dämmernder Erkenntnis, ein furchtbarer Seifensieder begann uns aufzugehen. Dort vor uns duftete ein riesenhafter Haufen dunklen Gemüses, hier und da blickte etwas Bräunlichgelbes dazwischen hervor. „Heinrich, was soll das sein?“ — „Der Thee, Herr Feldwebel!“ — „Ja, um's Himmelswillen, was haben Sie denn damit angefangen?“ — „Herr Feldwebel, ich habe ihn wie das gedörrte Rotkraut in Salzwasser weich gekocht, die Brühe abgegossen und ihn nochmals mit Speck und Liebigs Fleischextrakt gedämpft.“ — Bertram schlug sich vor die Stirn, daß es knallte. „Alles, die ganzen zwei Pfund?“ — „Zu Befehl, Herr Feldwebel! Ich dachte, das reichte gerade für fünf Mann!“ — Trotz unserer Enttäuschung brachen wir in ein herzliches Gelächter aus und hielten uns mit einem Becher steifen Grogs nachher so leidlich schadlos. Der arme Heinrich schlich mehrere Tage trübsinnig umher, hat sich schließlich aber doch getröstet und kannte nun wenigstens den Thee als „Getränk“, wenn auch nicht aus der Praxis.

**Gaunerpraxis.** In einem Hutladen erschien ein Käufer, anscheinend ein auf der Durchreise Begriffener, der einen feinen Cylinderhut zu kaufen wünschte. Der Hutmacher zeigte ihm Exemplare von der besten Sorte, und endlich entschied er sich für einen der teuersten Hüte, den er auf den Ladentisch stellte, um seine Börse herauszuziehen. In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, ein Fremder stürzte herein, auf den Käufer des Cylinders los, und versetzte ihm mit den Worten: „Bei diesem Schuft kaufen Sie was?“ einen Schlag ins Gesicht. Hierauf eilte er davon. Hutmacher und Kunde waren verblüfft, aber im nächsten Augenblick faßte sich ersterer und rief: „Laufen Sie ihm nach!“ Der Fremde erfaßte den Cylinderhut, der noch nicht bezahlt

war, und stürzte davon. — Er kam natürlich nie wieder. Diesem Streich lag ein verabredeter Kniff zu Grunde. — Ein Pariser Goldwarenhändler wurde einst um viele Tausende geprellt. Ein Fremder hatte bei ihm Einkäufe besorgt und gebeten, ihm die Gegenstände durch einen zuverlässigen Boten gleich nachtragen zu lassen, er werde ihm dagegen zu Hause den Betrag der Rechnung ausfolgen. Um ganz sicher zu gehen, machte sich der Geschäftsmann selber mit dem Fremden auf den Weg. Letzterer führte ihn in eine gute Stadtgegend und bat ihn, ihm nach seiner Wohnung zu folgen. Dort angekommen, nahm der Käufer dem Geschäftsmann die Kostbarkeiten ab, die er vor seinen Augen in das Schubfach eines an der Wand stehenden Schrankes schloß. „So“ — sagte er hierauf — „bitte um Ihre Rechnung!“ und mit einem Schlüsselbund klirrend, in der Nota lesend, begab er sich in das Nebenzimmer, aus dem er indes nicht wieder zurückkam. Die Wohnung, in der nur ein Zimmer möbliert war, besaß zwei Ausgänge. Außerdem war die Mauer in dem leeren Zimmer an der Stelle, wo jenseits der Schrank stand, so weit ausgebrochen, daß man von hier aus das Schubfach ausräumen konnte. — In einem großen Uhrengeschäft passierte folgendes: Eine Dame verlangte zum Zweck eines Geschenkes eine recht kostbare Damenuhr. Der Uhrenhändler brachte, was er für passend hielt, und die Dame wählte lange Zeit hin und her. Zuletzt aber sagte sie: „Wissen Sie, daß mir keine einzige so gut gefällt, wie die da ganz vorn in Ihrem Schaufenster?“ — „O, ich will sie Ihnen geben!“ erwiderte zuvorkommend der Uhrenhändler, und gleichzeitig schloß er die hohen Glasthüren des überaus geräumigen Schaufensters von innen auf und suchte, indem er in diesen Raum trat, zu der bezeichneten Uhr zu gelangen. Aber rasch schloß die Dame hinter ihm die gläsernen Thürflügel, der Rückzug war abgesperrt, und die Dame machte sich mit einem Teil der ihr vorgelegten Uhren auf und davon.

**Der Weg zum Frauenherzen.** Ueber die „Kunst, den Frauen zu gefallen“, brachte die amerikanische Zeitschrift „The Cosmopolitan“ eine Plauderei, der wir Folgendes entnehmen: „Eine berühmte Frau hat mit Recht bemerkt, daß die Schönheit für einen Mann ein fast unnützer Schmuck sei. Sie ist nur eine Art vorläufiger Vorteil, ohne ernstlichen Einfluß auf das Endergebnis. John Wilkes, der außergewöhnlich häßlich war, kannte das Herz der Frau sehr gut, als er sagte: „Man gebe mir nur eine halbe Stunde Vorsprung, und ich werde den hübschesten Jungen Englands nicht fürchten.“ Die Frauen können einen Mann nicht leiden, der in seiner Toilette zu anspruchsvoll und gesucht ist, aber sie lieben auch eine zu vernachlässigte Haltung nicht. Sie könnten schließlich einem Genie ein übertriebenes Sichgehenlassen verzeihen, aber sie müßten sich selbst Gewalt anthun, sich gegen das Fehlen äußerer Korrektheit nachsichtig zu zeigen, das sie als Anzeichen eines ernsten Fehlers in den Gewohnheiten oder dem Charakter betrachten. Sie wollen, daß ein Mann ein geschmackvolles, sehr gepflegtes Aussehen ohne anscheinende Geziertheit habe, als ob die Eleganz der Kleider und der kleinen Einzelheiten der Toilette das Ergebnis einer natürlichen Gabe wäre. Sie können einen Verschwender lieben,

aber ein Geizhals wird ihnen immer eine unüberwindliche Abneigung einflößen. Die Knauserei, die Gewohnheit, das große Geld zu zählen, die Manie, im voraus den Preis aller Dinge abzuschätzen, erregen in ihrem Herzen die tiefste Verachtung, nichts in der Welt erscheint ihnen widerwärtiger. Die Frau hüllt sich gern in den Luxus ein, wie eine Katze in den Papierkorb. Die Frauen lieben einen sorglosen Gefährten, der über die kleinen Sorgen und Mühen des Lebens lacht, Sachen von mittelmäßiger Bedeutung keine Aufmerksamkeit schenkt und eine prächtige Verachtung für jene Regeln der Lebensart bekundet, die bei allen civilisierten Völkern allgemein angenommen sind. Wenn ihr die Bewunderung der Frauen erregen wollt, genügt es nicht, ganz genau die tausend und abertausend Artikel jener Gewohnheitsgesetzgebung zu kennen, die um so obligatorischer ist, als sie nirgends geschrieben steht, und die sich Code der guten Gesellschaft nennt. Ihr müßt so aussehen, als ob ihr euch überall wohl befindet, und genug Takt und besondere Kaltblütigkeit besitzen, um euch aus einer mißlichen Lage mit Grazie und Höflichkeit zu ziehen. Die Selbstbeherrschung gehört zu den von den Frauen am meisten geschätzten Talenten. Verdoppelt jene kleinen zarten Aufmerksamkeiten, die viel oder sehr wenig Bedeutung haben können. Lernt gründlich die Kunst, eure Gäste zu empfangen und ein Diner zu arrangieren. Wenn ihr an der Spitze einer Vergnügungsgesellschaft marschiert, seht euch vor, daß alles wie auf Rollen geht. Der Wagen muß zur Zeit ankommen, die Blumen müssen geschmackvoll angeordnet sein, die im voraus im Theater bestellten Plätze ohne Hindernis von euren Gästen eingenommen werden. Vermeidet überdies alle Widerwärtigkeiten und Hindernisse. Die Frauen haben es nicht gern, daß man sich täuscht, und sie halten einen Mann der größten Dinge für fähig, wenn er ein gesellschaftliches Unternehmen zu gutem Ende führen kann. Es ist hart, es zu gestehen, und dennoch ist es wahr, daß die Frauen am meisten Männer lieben, die imstande sind, grausame Handlungen zu begehen. Eine Frau wird niemals für einen Mann eine schrankenlose und blinde Liebe empfinden, die so lange wie das Leben dauert, wenn sie nicht glaubt, daß er im Grunde seines Herzens eine verborgene Falte hat, deren Geheimnis sie niemals kennen wird. Sie muß im Charakter dessen, den sie liebt, ein unlösbares Rätsel ahnen, und selbst in der völligsten Hingabe nie vergessen dürfen, daß es in der Seele ihres Helden ein unverletzliches Heiligtum giebt, in das sie niemals dringen wird ..." Das Resumé wäre also, daß man, um in der Kunst, den Frauen zu gefallen, Erfolg zu haben, ein außerordentliches Schauspielertalent haben muß, man muß Komödie und gelegentlich auch ein wenig Tragödie spielen können — wenigstens muß es in der Neuen Welt so sein; denn der hier mit dem ganzen Gewicht des Erfahrenen spricht, ist ein Amerikaner.

**Das Trinkgeld im Orient.** Eine hübsche Geschichte von einem Bachschisch (Backschisch), das im Jahre 1872 dem damaligen türkischen Großvezier Mahmud Pascha zufloß, erzählt Hans Forsten in seinen „Aus dem Reiche des Bachschisch" überschriebenen „Skizzen und Erzählungen aus dem Orient". Mahmud Pascha hatte als Beamter

und Minister gegen das Trinkgeldunwesen geeifert, hatte selbst, so weit sich das feststellen ließ, nie ein Trinkgeld genommen, und erklärte seinen Freunden und Bekannten, er werde auch als Großvezier unbestechlich sein. Nun kam in jenem Jahre der Khedive von Aegypten nach Konstantinopel, um die Zustimmung der Hohen Pforte für eine in Aegypten einzuführende, europäischen Anschauungen angenäherte Gerichtsverfassung zu gewinnen. Er begab sich zum Großvezier, trug ihm sein Anliegen vor und fragte, was die Erfüllung seines Wunsches kosten würde. „Nichts," antwortete Mahmud, „meine Pflicht hat keinen Preis, meine Fürsprache verkaufe ich nicht." Der Khedive that diplomatisch und äußerte, er wolle nur wissen, was vielleicht gefordert werden könnte, nicht, was wirklich gefordert werde. „Mein Sekretär," sagte Mahmud nun, „würde drei Millionen Thaler verlangen." Er nannte diese hohe Summe, deren Zahlung er für unmöglich hielt, nur zu dem Zweck, um den Khedive ein für allemal von jedem Bestechungsplane abzuschrecken. Aber der Khedive gab, obwohl er von der Unbestechlichkeit des Großveziers gehört hatte, seinen Versuch nicht auf, ein Geldgeschenk anzubringen. Daß der Vezier ohne ein solches beim Großherrn für ihn eintreten werde, glaubte er nicht, an der Einführung der neuen Gerichtsverfassung lag ihm viel, und auf einige Millionen kam es ihm nicht an. Er sandte am folgenden Tage einen Gesandten zum Vezier, der ihm einen Briefumschlag zu überreichen hatte. Als der Adjutant sich entfernt hatte, öffnete Mahmud den Umschlag und fand darin einen Check über drei Millionen Thaler, zahlbar bei der Bank von Aegypten. Aergerlich steckte er den Check wieder in den Umschlag und warf den Brief aus dem Fenster auf die Straße. Dann setzte er sich nieder, um an den Khedive einen einigermaßen deutlich abgefaßten Brief zu schreiben. Aber die Worte wollten ihm nicht recht aus der Feder, seine Gedanken weilten bei dem auf der Straße liegenden Papier. Er trat ans Fenster; eine Stunde war verflossen, und noch immer lag das Papier, obwohl viele Leute daran vorübergegangen waren, unbeachtet da. Mahmud überlegte. „Hebe ich den Check jetzt auf," sagte er sich, „so habe ich ihn gefunden; er lag ja eine Stunde lang herrenlos auf der Straße." Einen Check zu „finden" aber hielt er nicht für unbillig. Er ging auf die Straße, hob ihn auf, obwohl die Hülle etwas schmutzig geworden war, und diskontierte ihn bei der Ottomanbank. Zur Beruhigung seines Gewissens verfügte er sich darauf zum Polizeipräfekten von Pera, erzählte ihm, er habe einen Check gefunden — wobei er verschwieg, auf welche Summe dieser lautete — und er fühle sich dafür verpflichtet, ihm zur Verteilung unter die Armen 5000 Lstr. zu überreichen. Mit diesem Gelde händigte er dem Präfekten noch ein Bündel Banknoten ein „für die Bemühung, die 5000 Lstr. an die Armen richtig zu verteilen". Damit erkaufte er das Schweigen des Präfekten über den „Fund", das Gewissen war beruhigt, und so war nach orientalischen Begriffen „alles in Ordnung". Drei Tage später erfüllte der Sultan auf Fürsprache des Veziers den Wunsch des Khedive, indem die neue ägyptische Gerichtsverfassung Bestätigung erhielt. Nachträglich stellte sich bei dem Vezier einige — Reue ein. Er sagte, nachdem er das „ge-

fundene Geld in guten Papieren angelegt hatte und der Khedive wieder abgereist war, zu seinem Vertrauten Riza Bey: „Weißt du, meine Taube, ich habe doch eine ganz hübsche Summe letzthin gefunden, aber ich ärgere mich furchtbar, daß ich Allah vorher nicht gebeten hatte, er solle mich eine doppelt so große finden lassen! Gewiß hätte er in seiner unermeßlichen Güte mir auch sechs Millionen geschenkt. Gelobt sei Allah, gelobt sei seine Größe, gelobt sei seine Milde!"

**Eine französische Schauspielerin als deutscher Minister.** In Condé-sur-Escaut in der Nähe von Valenciennes ist letzthin ein Denkmal der Clairon, der berühmten Schauspielerin des siebzehnten Jahrhunderts — ihr eigentlicher Name war Demoiselle Claire de la Tude — enthüllt worden. Daß einer Schauspielerin ein Denkmal gesetzt wird, ist an sich schon erwähnenswert. Im gegebenen Falle kommt noch der Umstand hinzu, daß die Clairon ein reiches abenteuerliches Liebesleben geführt hat, das zum Teil auch in ihren umfangreichen Memoiren abgeschildert ist, und daß es ihr wohl selbst niemals eingefallen ist, als Frau die Aufgabe eines Vorbildes zu erfüllen. In Condé sah man über diese zwei Jahrhunderte alten privaten Verirrungen hinweg, um lediglich die Schauspielerin zu ehren. In den französischen Zeitungen ehrt man indes bei diesem Anlasse nicht nur die berühmte Künstlerin, die zuerst im klassischen Stücke der natürlicheren Rede und der wahrscheinlicheren Kleidung Eingang verschafft hat, sondern umgiebt auch die recht bedenklichen Erlebnisse der im Denkmal verherrlichten Frau, die im Leben durchaus nicht „von Stein" gewesen sein soll, mit romantischem Zauber. So erzählt Louis de Fourcaud im „Gaulois" von der Clairon folgende Lady Milford-Geschichte, die der historischen Kritik kaum Stand halten dürfte, aber den Vorzug hat, sich angenehm zu lesen. „Alle Welt lag der Clairon zu Füßen, als der Markgraf von Bayreuth bei einem Aufenthalt in Paris sie kennen lernte und um ihre Gunst warb; sie beachtete ihn kaum. Später, als gerade eine Liebesgeschichte einen traurigen Ausgang für sie genommen hatte, erhielt sie einen Brief von dem Markgrafen. „Kommen Sie, Madame," schrieb er, „kommen Sie, meine düsteren Domänen zu erleuchten; kommen Sie, an meinem traurigen Hofe zu glänzen, der Ihnen Feste schuldig sein wird." Die Pariserin sträubte sich zuerst, eine solche Einladung anzunehmen. Sie war bereits fünfzig Jahre alt und fürchtete sich, auf ihre Gewohnheiten zu verzichten. Als der Markgraf aber immer stürmischer drängte, entschloß sie sich, abzureisen. Sie findet den Markgrafen mit 38 Jahren alt, gegen alles gleichgültig, kaum noch zu unterhalten. „Warum soll ich arbeiten," sagte der Fürst zu ihr. „Ich habe keine Kinder, und mein Fürstentum fällt doch an die preußische Krone. So lange ich lebe, werden die Dinge noch ziemlich gut gehen. Für die Zukunft habe ich nicht zu sorgen." „Aber," entgegnete die Schauspielerin, plötzlich vom politischen Ehrgeiz ergriffen, „Sie vergessen eins, Durchlaucht, die Fürsten haben die Mission, das Glück der Völker zu sichern." „Nun wohl," entgegnet der Markgraf, „so regieren Sie, bitte, für mich, ma bonne maman." Und so ist die Schauspielerin ohne viele Umstände in einen Minister verwandelt. Sie hat in Paris über

die Pompadour gespottet, und jetzt wird sie die Pompadour dieses egoistischen, langweiligen und gelangweilten Ludwigs XV. der Provinz, der hienieden nur seine Ruhe und die Befriedigung seiner Naschhaftigkeit sucht. Die Frau vom Theater erfüllt und erwärmt allmählich dieses leere Herz. Sie zerstreut ihren „lieben Herrscher", zeigt ihm, was vorgeht, vereitelt eine Kabale gegen das Ministerium, reformiert die Verwaltung, macht Ersparnisse, errichtet einen Monumentalbrunnen, baut ein Spital, verhindert den Markgrafen und die Markgräfin, sich scheiden zu lassen, und bemüht sich sogar, sie zu versöhnen. Ihre Thatkraft giebt sich in jeder Weise kund. Man liebt und verabscheut sie, man fürchtet sie und schmeichelt ihr. An sie richtet man Bittschriften, durch ihre Hände gehen die großen und kleinen Angelegenheiten. Beklagt man sich beim Herrn, so zuckt er mit den Schultern. Auch nach außen hin wird ihre Wirksamkeit bemerkbar. Bis dahin hatte man nur von der Unordnung der Finanzen, von der Verwirrung in allen Ressorts gehört, jetzt kommen mit einem Male andere Nachrichten. Die alten und die neueren Schulden werden abgetragen, man entlastet die Landwirtschaft von den allzu schweren Steuern, ein Aufschwung in den öffentlichen Arbeiten macht sich bemerkbar ... Die Clairon hat alles gethan, um ihr Haus angenehm zu machen. Ihr Personal besteht aus vier französischen Bedienten ihrer Livree, einer ersten Kammerfrau, Kammerdienern, Lakaien und Köchen, die alle aus Paris gekommen sind. Die Ställe und Wagenfabrikanten des Fürsten stehen zu ihrer Verfügung. Alles um sie ist nach dem vollendetsten Geschmack geregelt. Die Tafel hat an Raffinement nirgends ihresgleichen — darauf hält der „liebe Herr" vor allem. Seine Blicke fangen Feuer, wenn er viel getrunken hat; er hat Verve und eine Art Geist, aber bald bringt auch dann ein schwerer Schlaf ihn zum Schweigen. Dabei wird sein Körper von Jahr zu Jahr dicker, das Kinn rundet sich, seine Augen versinken in dem Fleisch, und sein Stiernacken trägt nur noch einen Kopf ohne Willen ... Als dann die Markgräfin starb, war flüchtig von einer Heirat zwischen der „bonne maman" und dem Fürsten die Rede. Da aber versuchte man, ihren Einfluß zu beseitigen, man führte dem Fürsten eine intriguante Engländerin, Lady Groven, zu; und er heiratet diese thatsächlich, verkauft sein Fürstentum und geht nach London, wo der Tod ihn überrascht. Die ehemalige „göttliche Hippolyte", die jetzt 67 Jahre alt ist, kehrt nach Paris zurück ..."

**Das Verschwinden der toten Tiere.** Wo bleiben die Tiere, die eines natürlichen Todes sterben? Auf diese Frage hat wohl noch kein Naturforscher eine befriedigende Antwort geben können. Personen, die ihr ganzes Leben in der Nähe der wildreichen Gegenden des Indus, in Vorderindien zugebracht haben, versichern, daß sie noch nie die Leiche eines Tieres gesehen hätten, das nicht durch einen Menschen oder ein anderes Tier getötet worden wäre. Der Elefantenjäger Sanderson, der jahrelang Britisch-Indien nach allen Richtungen durchkreuzte, hat erklärt, nur zweimal die Leichen von Elefanten, die eines natürlichen Todes gestorben waren, gesehen zu haben. Auch die Hindus behaupten, daß sie noch nie die stofflichen Ueberreste eines Elefanten ge-

sehen hätten, außer wenn eine Epidemie unter den Tieren herrschte. Die Thatsache ist so merkwürdig, daß die Scholaden im Bittigarudgung-Gebirge fest überzeugt sind, die Elefanten stürben keines natürlichen Todes, während die Nurrabas von Kakantote glauben, daß die Elefanten, wenn sie ihr Ende herannahen fühlten, sich nach einem Ort zurückzögen, den die Menschen nicht erreichen könnten. Bekanntlich erreichen Elefanten ein hohes Alter — bis 150 Jahre; doch — mögen sie noch so alt werden, einmal müssen sie sterben, und doch wurde noch nirgends eine Leiche gefunden. Diese wunderbare Thatsache ist auch bei anderen Tieren zu konstatieren. Jeder, der auf dem Lande wohnt, wird bemerkt haben, daß er selten tote Feldmäuse, Eichhörnchen, Dachse, Igel, Wiesel und dergleichen angetroffen, welche eines natürlichen Todes gestorben sind. Ein Kaninchen stirbt vielleicht in seiner Höhle; wo aber bleiben die toten Vögel? Tausend und abertausend Sperlinge sterben jährlich, doch wann fände man — außer etwa nach einem Sturm oder bei Frost — ihre Leichen? Auch in den Gegenden, die von vielen wilden Tieren belebt sind, macht man diese Erfahrung. Tote Tiger, Bisons, Löwen usw. werden selten gefunden, wenn ihnen nicht der Jäger den Garaus gemacht oder eine Epidemie unter ihnen aufgeräumt hat. Kein Jäger, der seiner Jagdlust in den Tropen die Zügel schießen ließ, der die Dickichte nach allen Richtungen durchstreifte, hat je ein Tiergerippe entdeckt, und doch müßten während der Jahrhunderte, wo die Dickichte nicht betreten worden sind, die Gebeine krepierter Tiger, Elefanten usw. den Boden bedecken. Dasselbe ist in Afrika der Fall, wo, als die ersten Kolonisten sich am Kap niederließen, es von Antilopen, Löwen, Giraffen, Zebras und Elefanten wimmelte, wo man jedoch von all diesen Bestien kaum einen Kadaver fand. Auch der Jäger fragt sich: Wo bleiben die gestorbenen Tiere? Kriechen sie fort, um sich vor den Augen der Menschen zu verbergen? Verstecken sie sich an einem Platze, den noch kein menschlicher Fuß betreten? Warum aber hat man dann noch nicht einen solchen Platz entdeckt? Den Eingeborenen Australiens ist es gleichfalls ein Rätsel, wo die Millionen toter Känguruhs und Beuteltiere bleiben, die dem Pfeil-, Gewehrschuß oder den Hunden entkommen. Gleicherweise können sich die Bewohner von Ceylon das Wunder nicht erklären, weshalb es zu den größten Seltenheiten gehört, ein Tiergerippe zu finden. Die Singhalesen sind überzeugt, daß alle Tiere, wenn sie den Tod nahen fühlen, sich nach einem von den Bergen des Adams-Peak umgebenen Thal zurückziehen und dort am Ufer eines krystallklaren Sees den letzten Atem ausblasen. Niemand aber hat den See und seine Ufer bis jetzt finden können.

**Ut de Franzosentied.** Als im Februar 1813 das geknebelte, des größten Teiles seiner Länder beraubte, auf fünf Millionen Einwohner reduzierte Preußen es wagte, die Vorbereitungen zu dem heiligen Kampfe zu treffen, durch welchen dem Uebermute des korsischen Eroberers ein Ziel gesetzt werden sollte, als in Breslau am 3. Februar, in Berlin am 9. Februar die erste Verordnung über die Errichtung von Detachements freiwilliger Jäger bekannt gemacht wurde: da flossen die Gaben der

Liebe und des Opfermutes von allen Seiten herbei, um diese freiwilligen Jäger zu equipieren und zu unterhalten; denn ein großer Teil junger Leute, die ihren Arm infolge dieses Aufrufes dem Vaterlande weihten, war so unvermögend, daß sie aus eigenen Mitteln, wie dieses zuerst vorgesehen war, hierzu nicht im stande gewesen wären. Rührende Beispiele der Opferfreudigkeit sind aus jener begeisterten Zeit auf uns gekommen, die wie mit ehernen Lettern in die Geschichte Preußens eingetragen sind. Und wahrlich, nicht das kleinste jener Beispiele gab ein Berliner Bürger, Rudolph Werkmeister. Ihm verdanken wir ein Kleinod von Eisen, das jetzt nur noch in dem Besitze weniger sein wird, aber in seiner Erinnerung an jene große Zeit einen Wert für die Besitzer und auch gewiß in der Wertschätzung eines jeden braven Preußen hat. Es sind dieses jene Ringe von Eisen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813".

Die Entstehung jener Ringe den seienden Geschlechtern zur Stärkung, der Nachwelt zur Erinnerung aber wieder vor das geistige Auge zu führen, ist der Zweck der nachstehenden Zeilen.

### Aufforderung.

Während die Blüte des Volkes, die jüngeren Söhne des Vaterlandes, mutig das Leben selbst einsetzen für die große, heilige Sache, die jetzt alle Gemüter bewegt, um die höchsten Güter des Menschen: Freiheit, Ehre, Recht, wiederzugewinnen oder ruhmvoll unterzugehen, regt sich gewiß hin und wieder in so mancher Brust der Gedanke, daß man, minder glücklich als jene, am väterlichen Herde still verweilen müsse und nicht einmal der Mittel genug besitze, um jenen, die handeln, nur einigermaßen durch bloßes Geben nachzueifern und so den Pflichtteil für König und Vaterland abzutragen. Diesen allen biete ich eine Gelegenheit dar, ihr Herz zu erleichtern und durch eine Gabe, die sie für solche Zwecke gern opfern werden, gewiß nicht geringe Schätze dem allgemeinen Wohle darzubringen. Fast jede Familie dürfte einen oder mehrere Trauringe, zum Teil noch von Eltern und Großeltern herrührend, besitzen. In Hinsicht auf den Metallwert sind sie ihnen ein totes Kapital; nur die Veranlassung und das Andenken geben diesen Ringen Wert. Diese Veranlassung und dieses Andenken sollen nicht untergehen; sie sollen den Besitzern unverletzt bleiben und noch heiliger werden durch die Anwendung, die sie von dem bloßen Metallwerte machen, indem sie dafür andere, gleiche Zeichen, erhöht durch die stete Erinnerung an diese große Anwendung, eintauschen, nämlich

Ringe von Eisen

mit der Inschrift:

„Gold gab ich für Eisen 1813".

So wird, was ein Familienschatz war, ein solcher bleiben und auch ein höherer, ein Vaterlandsschatz, gleichsam ein Amulett werden, das mit dem ganzen Inbegriff häuslicher Tugenden auch noch jene höhere, die jetzt die außerordentliche Zeit entlastet, auf Kind und Kindeskinder

forterbt. Allen, die demnach ihre goldenen Ringe herzugeben bereit sind, biete ich mich zur Empfangnahme und zum Umtauschen gegen jene eisernen Ringe, welche ich zu diesem Zwecke sauber anfertigen ließ, an. Ein allerhöchst verordnetes Militär-Gouvernement hat mich hierzu geneigtest autorisiert. Auch alle anderen Gegenstände von Gold und Silber, die dem Geber leicht entbehrlich sind, werde ich gern annehmen und darüber öffentlich Rechnung ablegen.

Berlin, den 31. März.

Rudolph Werkmeister, Jägerstraße 25.

Vorstehenden Wortlaut also hatte die Aufforderung, die Werkmeister in Berlin erlassen hatte. Wie sehr diese verständigen, von der höchsten patriotischen Begeisterung durchglühten Worte die Herzen des Volkes zündeten, möge der geneigte Leser daraus erkennen, daß bereits am ersten Tage nach dieser Aufforderung 150 goldene Trauringe gegen eiserne umgetauscht wurden. Nach einer ungefähren Berechnung sind damals in Preußen überhaupt gegen einhundertundsechzigtausend goldene Ringe, Kreuzchen, Ketten, Ohrgehänge und andere Kleinodien auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt worden.

Ich schließe mit den Worten des Dichters:

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
Fürs Vaterland.

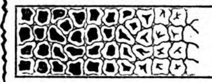
**Die alten Aegypter als Biertrinker.** In den Vereinen gegen den Mißbrauch des Alkohols hat man wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß es schon zu uralten Zeiten solche Vereine gab. Wer hätte auch auf den Gedanken kommen können, daß es schon unter der Regierung des Sesostris eine Anti-Alkoholliga gab? Wer hätte jemals geglaubt, daß zur Zeit des Ramses die ägyptischen Branntweinbrenner alle Geheimnisse der modernen Schnapsbrennerei kannten? Daß solches aber thatsächlich der Fall war, wird in einer in den letzten Nummern der „France Médicale“ veröffentlichten Studie in fesselnder Weise bewiesen. In dem Artikel wird gezeigt, daß schon zur Zeit des keuschen Joseph und des Gesetzgebers Moses der Alkoholismus eine der Haupttriebfedern des sittlichen Verfalls der alten Aegypter war; die Aegypter begnügten sich nicht damit, allen anderen Völkern der alten Welt in allen Zweigen der Civilisation weit voraus zu sein, sondern konnten außerdem noch den „Ruhm“ für sich in Anspruch nehmen, die ältesten Trunkenbolde der Welt zu sein. Die ägyptischen Kneipen glichen in vielen Einzelheiten den modernen Kaffeehäusern. Sie lagen nur selten in den belebten Straßen, sondern meist in irgend einem dunklen Gäßchen. Die Wände waren in einfacher Weise mit Kalk geweißt, und der Trinkraum war reichlich mit Stühlen, Fußschemeln und Bänken ausgestattet. Die Getränke, die man in diesen Kneipen erhalten konnte, waren sehr verschiedener Art, doch können vor allem drei Hauptgruppen unterschieden werden. Es gab „Arp“ oder Wein, „Lek“ oder Bier und „Skodon“ oder Palmbranntwein. Unter „Arp“ verstand man eine große Anzahl von Weinen, die entweder im Lande selbst erzeugt, oder aus anderen Ländern, besonders aus Syrien, importiert wurden. Hauptsächlich aber

waren die alten Aegypter Biertrinker. Der Bierverbrauch im Lande war ganz kolossal, und alle Klassen der Bevölkerung, von dem Pharao und seinem Hof bis zu den untersten Kasten, trugen ihr Scherflein dazu bei. Einer der Hauptbeamten im Lande war der „Oberaufseher der königlichen Brauereien“, der zu den höchsten Hofbeamten gehörte. Die Völlerei war so allgemein verbreitet, daß die sogenannten Totenmaler, die nach Sitte des Landes die letzte Behausung der Verstorbenen mit Bildern zu schmücken hatten, welche die hauptsächlichsten Freuden des irdischen Daseins und sonstige Ereignisse aus dem menschlichen Leben darstellten, es für ihre Pflicht hielten, die Grabmauern und die Sargwände, ja sogar die bekannten Mumienbinden, mit Trunkenheitsscenen zu bedecken. Auf einigen dieser Bilder sieht man Trunkenbolde, die von der Polizei festgenommen werden; andere wieder zeigen Frauen der besten Gesellschaftskreise als flotte Weintrinkerinnen, und die Weiber geben so deutliche Zeichen ihrer Betrunkenheit, daß die anwesenden Ehemänner, die nicht so unmäßig zu sein scheinen, sich offenbar um ihrer Frauen willen schämen und sittlich entrüstet sind. Um nun gegen diesen traurigen Mißbrauch des Alkohols etwas zu thun, rief Sesostris Anti-Alkoholvereine ins Leben. Das wird — nach der „France Médicale“ — durch Inschriften und Malereien klar bewiesen.

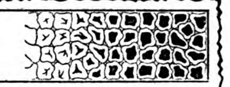
**Hexen- und Zaubertränke.** In keinem Land wohl mehr als in Portugal spielt der mittelalterliche Aberglaube noch eine überaus große Rolle. Hexen- und Zaubertränke sind an der Tagesordnung, und nicht nur die geringen und unwissenden Volksschichten bedienen sich ihrer, sondern auch in den höheren Gesellschaftsklassen herrscht teilweise noch der brutalste Aberglaube, der oft auch vor dem scheußlichsten Verbrechen nicht zurückschreckt. Wenn sich die Hexen nur auf das Kartenlegen und ähnlichen Hokuspokus verlegen wollten, so wäre der Schaden vielleicht noch kein so großer, sie zögen den Dummen das Geld aus der Tasche und damit wäre die Sache abgemacht. Tausendmal schlimmer sind schon die Liebestränke, die namentlich von Frauen und jungen Mädchen mit schwerem Gelde bezahlt werden, um sich der Liebe und Treue des Gatten oder Geliebten zu vergewissern, und die oft schädliche, wenn nicht stark giftige Zusätze enthalten. Es giebt Leute in Portugal, die durch den Genuß von diesen Zaubertränken, die man ihnen heimlich in den Kaffee oder in die Suppe schüttete, wahnsinnig wurden oder verdummten, ohne daß jemand den wirklichen Grund dazu erraten konnte, und da die Portugiesin neben ihrem Aberglauben auch über alle Maßen eifersüchtig zu sein pflegt, so kann man sich vorstellen, wie viele Verbrechen täglich auf diese Art verübt werden. Die Aufsicht der Polizei und Behörden über diese „Hexennester“ ist keineswegs ausreichend, und so nehmen diesbezügliche Mißbräuche immer mehr zu. In Lissabon giebt es ganze Stadtviertel, die sogenannte Juderia und Moureria, in denen die Hexen ihre Höhlen besitzen. Und eine passendere Umgebung ließe sich wirklich kaum für ihr lichtscheues Handwerk erträumen. Enge, schmutzige Gassen kreuzen sich nach allen Seiten, so eng, daß das Tageslicht kaum in dieselben einzudringen vermag, Armut, Laster und Faulheit haben dort gemeinsam ihre Wohnungen auf-

geschlagen, kein ehrlicher und unbescholtener Mensch pflegt sich ohne Grund noch Notwendigkeit in diesem Straßengewirre zu verirren, und auch die Polizei betritt ungern anders als zu zweien oder dreien dieses Stadtviertel. Schon die Umgebung allein kommt also den Hexen zu gute, die Dekorationen haben ja stets einen großen Einfluß, und nun denken wir uns noch ihre Wohnungen mit Skeletten, Totenschädeln, Kohlenbecken usw. ausgeschmückt, und wir werden fast eine Wiederholung der Hexenküche auf dem Blocksberge wiedererkennen. Wozu diese gräßlichen Weiber aber fähig sind, um ihre Opfer um das Geld zu betrügen, das beweist uns folgender Vorfall, der wirkliches Grauen erregt. Es existiert in Lissabon der Aberglaube, daß das Blut aus der Handfläche kleiner Kinder bis zu fünf Jahren eine besondere Zauberkraft besitze. Eines dieser scheußlichen Weiber, eine gewisse Casilda, hatte sich nun darauf verlegt — vielleicht glaubte sie auch selbst an dieses Mittel — kleine Kinder in ihr Haus zu locken und ihnen mit einem scharfen Messer die Hand aufzuschlitzen, um das Blut in einem Gefäße aufzufangen und zu sammeln. Wie lange sie das getrieben, läßt sich nicht mit Gewißheit feststellen, da die Opfer natürlich weder reden noch Klage führen können, und sie hätte es vielleicht noch lange ungestört fortführen können, wenn einige Eltern nicht der Polizei Bericht erstattet hätten. Letztere entschloß sich endlich dazu, die Casilda trotz der Fürsprache ihrer Klienten gefangen zu setzen.





# Rätsel-Ecke.



## Bilderrätsel.




---

## Rätsel.

Von Feodor Höpping, Stuttgart.

Ich bin zu seh'n in jedem Haus,
Doch niemals im Palast;
Mit jenem wär' es sicher aus —
Wenn ich nicht wär' sein Gast.

Im lieblichen Vergißmeinnicht,
Das an dem Bache steht,
Bin ich zu finden und im Licht,
Im Rauch, vom Wind verweht.

Ich fehle immer in dem Wort,
Und in der Rede auch,
Doch sprichst du täglich, immerfort
Mich aus, gleich einem Hauch.

---

# Rösselsprung.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | drückt | ta | | | | |
| | | | | in | sor | | | | |
| | | des | und | len | mer | gen | gen | | |
| | | vol | wenn | le | hart | mü | kum | | |
| | | | | he | dich | | | | |
| | | | | dich | dens | | | | |
| | | in | die | den | ren | fer | gen | | |
| not | ren | laß | wah | der | pla | mut | läßt | hel | ja |
| und | be | sei | in | son | ter | so | die | nicht | es |
| fah | und | weiß | ge | nen | win | tungs | ken | dir | der |
| zu | nicht | ge | ne | lich | za | vä | ken | ret | sin |

---

## Auflösungen aus Band II.

Rösselsprung: Viel Hindernisse sind auf Erden,
Die nur mit stürmender Gewalt,
Mit kühner Faust bezwungen werden,
Die man zersprengt wie den Basalt.

Und Schranken giebt's, wo jedes Ringen
Vergeblich ist: sie weichen nie;
Doch spann' zum Fluge nur die Schwingen —
Und du erhebst dich über sie!

Rebus: Amerika.

Silbenrätsel: Hauptmann.

Strahlenquadrat: Tafel, Leine, Engel, Legat.

Sprichworträtsel: Erst wäg's, dann wag's.

---

